

Aug. 4th
Longkiss

No. 3

G. 371⁶/₂

fol. 451

45.

40 Aug 223
-3-



VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

AUGSBURG

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1862. /



LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1863.



11111
Bibl.

Inhalt.

	Seite
I. Ursprüngliche und revidierte Statuten	1
II. Bekanntmachung	5
III. Programm	6
IV. Verzeichniss der Mitglieder	10
Protokolle der allgemeinen Sitzungen.	
Erste allgemeine Sitzung.	
Eröffnungsrede des I. Präsidenten	13
Wahl des Bureau	22
Bitte des Professor Dr. von Leutsch, betreffend die Zusendung von Auszügen für den „Philologus“	22
Nachruf, dem verstorbenen Hofrath Dr. Rost gewidmet von Director Dr. Eckstein.	23
Vortrag des Hofraths Dr. Tischendorf über die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus	25
Zweite allgemeine Sitzung.	
Geschäftliches	33
Verzeichniss der eingelaufenen und zur Vertheilung gekommenen Festschriften	33
Vortrag des Professor Dr. Köchly über den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee	34
Entgegnung des Professor Dr. Düntzer auf diesen Vortrag	51
Vortrag des Professor Dr. Thomas über Fallmerayer als Schulmann	52
Vortrag des Professor Dr. Bursian über archäologische Kritik und Hermeneutik	55
Dritte allgemeine Sitzung.	
Anzeige der geschehenen Constituierung einer archäologischen Section	60
Referat des Director Dr. Eckstein über die Wahl des nächsten Versammlungsortes und über die Berathung des Comité für die Reform der Vereinsstatuten	60
Vortrag des Prof. Dr. Gustav Wolff über die Stiftung des delphischen Orakels	61
Discussion über diesen Vortrag	69
Vortrag des Dr. von Lützow über die Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Fauns	71
Vortrag des Prof. Dr. Overbeck über die griechische Religion und die bildende Kunst	78
Vierte allgemeine Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Braun über den Zusammenhang aller alten Ideenkreise	86
Vortrag des Gymnasiallehrers Biehl über die Aristotelische Definition der Seele	94
Discussion über diesen Vortrag	100

	Seite
Vortrag des Prof. Dr. <i>Düntzer</i> über die stehenden homerischen Beiwörter	102
Vortrag des Dr. <i>W. Glück</i> über das Wort „ambactus“	107
Schlusswort des II. Präsidenten	109
Erwiderung des Director Dr. <i>Classen</i>	110
Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section.	
Erste Sitzung.	
Wahl des Bureau, Festsetzung der Tagesordnung	111
Zweite Sitzung.	
Antrag des Prof. <i>Högg</i> über die Gestaltung der Mittelschulen	112
Vortrag des Gymnasiallehrers <i>Vielhaber</i> über Cornelius Nepos als Schulautor	112
Discussion über diesen Vortrag	116
Vortrag des Dr. <i>Müller</i> über die Schulstrafen	122
Discussion über diesen Vortrag	124
Dritte Sitzung.	
Fortsetzung der Discussion über die Schulstrafen	125
Antrag des Gymnasialdirector Dr. <i>Wiegand</i> auf Errichtung von pädagogischen Vereinen	133
Vierte Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. <i>Köchly</i> über die Napoleonische Karte Galliens	134
Vortrag des Prof. Dr. <i>Köchly</i> über das römische Pilum	139
Vortrag des Director <i>Gratzmüller</i> über den Unterricht in der Stenographie	152
Discussion über denselben	159
Schluss der Verhandlungen der pädagogischen Section	161
Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern im Schuljahr 1861 und 1862	161
Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section	162
Protokolle der Sitzungen der germanistischen Section	163

I.

Ursprüngliche und revidierte Statuten

des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung zu unterstützen,

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen,

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie,

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§ 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrtten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5.

Kein dem Vereine Beigetreter ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.*)

*) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath. — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens in Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Pri-

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

- a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;
- b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;
- c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;
- d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

- a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;
- b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;
- c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;
- d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

vatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Götting zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†).

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstände liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.*)

*) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II.

Bekanntmachung.

a. Allgemeine.

Die diessjährige **Philologen-Versammlung** wird mit landesherrlicher Genehmigung vom 24. bis 27. September in Augsburg tagen. Die Unterzeichneten beehren sich, die nach § 4 der Statuten zur Theilnahme berechtigten Philologen, Orientalisten und Schulmänner, dann die germanistischen Sprachforscher, welche dem in Frankfurt gefassten Beschlusse gemäss von nun an eine eigene Section bilden werden, hierdurch ergebenst einzuladen. Zugleich ersuchen sie die verehrten Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, um eine gefällige diesfallsige Mittheilung längstens bis Ende August.

Augsburg und München, den 8. Juli 1862.

Dr. Mezger. Dr. Halm.

b. Für die bayerischen Schulmänner.

Die **Philologen-Versammlung** wird dieses Jahr vom 24. bis zum 27. September in Augsburg stattfinden. Wir beehren uns, die Herren Rectoren, Professoren und Studienlehrer der bayerischen Studienanstalten unter Bezugnahme auf unsere öffentliche Bekanntmachung hierdurch besonders zur Theilnahme ergebenst einzuladen. Sehr erwünscht würde uns aber eine baldige Mittheilung sein, auf wie viele Theilnehmer wir von den einzelnen Lehrer-Collegien rechnen dürfen.

Hochachtungsvoll

Augsburg und München, den 24. Juli 1862.

Dr. Mezger. Dr. Halm.

III.

Programm

für die einundzwanzigste Versammlung der deutschen Philologen,
Schulmänner und Orientalisten.

Sämmtliche Sitzungen (vom 24. bis 27. September d. Js.) werden im Rathhause gehalten, die allgemeinen im goldenen Saale, die der Sectionen in den drei Fürstenzimmern.

Das Empfangsbüreau ist in dem kleinern Rathszimmer des Rathhauses und wird am Dienstag den 23. September von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends und alle folgenden Tage von 8—12 und 2—5 Uhr geöffnet sein.

Es werden daselbst die Mitgliedskarten gegen Entrichtung des statutenmässigen Beitrages von einem Vereinsthaler, sowie die dem Vereine gewidmeten Schriften ausgehändigt.

Die Mitgliedskarte berechtigt zum Besuche des Maximilians-Museums (Philippine Welser-Strasse, D. 283), der k. Kreis- und Stadtbibliothek (St. Annahof, D. 231), der k. Gemäldegallerie (Katharinengasse, B. 156), des Kunstvereines (Zeugplatz, B. 228) und überhaupt aller sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, dann des Lesecabinet der Gesellschaft „Erheiterung“ (Obstmarkt, D. 71), welche dasselbe für die Dauer der Versammlung mit ihrem reichen Inhalte von Zeitschriften zur Mitbenutzung gefälligst angeboten hat.

Eintrittskarten zu den Sitzungen für Nichtmitglieder sind täglich im Empfangsbüreau von 8—12 Uhr zu erhalten.

Tagesordnung.

Dienstag, den 23. September, von Abends 7 Uhr an: Begrüssung und gesellige Zusammenkunft im Saale des Gasthofes zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5).

Mittwoch, den 24. September, Vormittags 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung. Eröffnungsrede des Präsidenten. Bildung der Sectionen. Vorbereitende Geschäfte. Erster wissenschaftlicher Vortrag. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Hauptessen im Gasthofe zur goldenen Traube (Mittlere Maximilians-Strasse, B. 5). (Preis des Couverts ohne Wein 1 fl. 45 kr.) Abends 6¹/₂ Uhr: Festvorstellung im Theater.

Donnerstag, den 25. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von 10¹/₂ bis 12¹/₂ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagmahl im Mohrenkopf (Predigerberg, A. 72) und in der goldenen Traube. Abendunterhaltung im Mohrenkopf von 8 Uhr an, unter gefälliger Betheiligung der Liedertafel.

Freitag, den 26. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von 11¹/₂—12¹/₂ Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagmahl im Mohrenkopf oder in der goldenen Traube. Nachmittags 3 Uhr: Musik im Schiessgraben.

Samstag, den 27. September, Vormittags von 8—10 Uhr: Sectionssitzungen. Von 10¹/₂—12 Uhr: Vierte allgemeine und Schlussitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagmahl in der Traube oder im Mohrenkopf.

An jedem Abende, mit Ausnahme Donnerstags, finden im Saale der goldenen Traube gesellige Zusammenkünfte von 7 Uhr an statt.

Vorträge.

1. Für die allgemeinen Sitzungen:

Am Mittwoch, den 24. September.

- 1) Von Herrn Professor Dr. Köchly in Zürich: Ueber die Zusammensetzung und die Bestandtheile der Odyssee.

Am Donnerstag, den 25. September.

- 2) Von Herrn Professor Dr. Tischendorf in Leipzig: Ueber die paläographische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus.
- 3) Von Herrn Professor Dr. Bursian in Tübingen: Ueber archäologische Kritik und Hermeneutik.
- 4) Von Herrn Professor Dr. Gust. Wolff in Berlin: Ueber das delphische Orakel.

Am Freitag, den 26. September.

- 5) Von Herrn Professor Dr. v. Lützw in München: Ueber den barbarinischen Faun.
- ✓ 6) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Wilh. Biehl in Salzburg: Ueber die aristotelische Definition der Seele.
- ✗ 7) Von Herrn Professor Dr. Jul. Braun in München: Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise.

Am Samstag, den 27. September.

- 8) Von Herrn Professor Dr. Overbeck in Leipzig: Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst.
- 9) Von Herrn Professor Dr. Düntzer in Köln: Zur Beurtheilung der stehenden homerischen Beiwörter.
- ✗ 10) Von Herrn Secretär der kgl. Staatsbibliothek Dr. Glück in München: Ueber das Wort ambactus.

2. Für die pädagogische Section:

- 1) Von Herrn Professor Dr. Thomas in München: Ueber Fallmerayer als Schulmann.
- 2) Von Herrn Gymnasial-Lehrer Vielhaber in Salzburg: Ueber Cornelius Nepos als erste Schullectüre.

Instruction

wegen Vollzugs der Anordnungen, welche zum Empfange der Philologen im Bahnhofe und im Empfangsbüreau des Rathhauses getroffen worden sind.

1. In den Bahnhof werden sich Dienstags den 23. September 4 Professoren, und zwar 2 von Sct. Stephan und 2 von Sct. Anna, schon vor der Ankunft der Mittagszüge begeben, welche den Ankommenden im Perron sogleich bei dem Aussteigen aus den Waggons die nöthigen Notizen über die Anmeldung und die Vorbereitungen zum Empfange ertheilen. Zugleich werden gedruckte Affichen im Bahnhofe die erforderlichen Weisungen enthalten; die Herren Collegen, welche den Dienst im Bahnhofe haben, werden mit Abzeichen (einem Bandstreifchen mit den Farben der Stadt) sich versehen. Droschken und Packträger werden vor dem Bahnhofe zur Verfügung stehen.

2. Im Empfangsbüreau (dem kleinen Rathszimmer des Rathhauses) sollen 6 Collegen der Studienanstalten, und zwar 3 von Sct. Stephan und 3 von Sct. Anna, fungieren. Diesen liegt ob, dafür zu sorgen,

- a. dass die Ankommenden ihre Namen in das Album einzeichnen,
- b. dass sie die Eintrittskarten, in welche die anwesenden magistratischen Schreiber die Namen der Empfänger einzutragen haben, erhalten,
- c. dass von denselben der Beitrag von 1 fl. 45 kr. an den Cassier, welchen der Magistrat stellt, bezahlt werde, in welcher Beziehung Herr Professor Wucherer insbesondere ersucht werden wird, dem Cassier als Controleur zur Seite zu stehen,
- d. dass ihnen das Programm und die Druckschriften (die beiden wissenschaftlichen Abhandlungen der Studienanstalten von Sct. Anna und Sct. Stephan, die Memoria Wolfii von Dr. Mezger, die „Römischen Inschriften, Steindenkmäler und Gefässstempel im Maximilians-Museum in Augsburg“ von M. Mezger, und die lat. Ode von Stadelmann) eingehändigt werden,
- e. dass die Mitglieder die Karte zum unentgeltlichen Eintritt in das Theater bekommen,
- f. dass sich dieselben für das Festessen und das gemeinsame Mittagmahl in der Traube oder im Mohrenkopf einzeichnen. Da die Wirthe wissen müssen, auf wie viele Gäste sie zu rechnen haben, so wird das Verzeichniss über die Theilnahme, die natürlich eine freiwillige ist, für jeden Tag besonders angelegt, und in der Frühe bis längstens $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr dem Comité-Mitgliede, Herrn Magistratsrath Wolfrum, mitzutheilen sein, damit dieser die betreffenden Gastwirthe über die jedesmalige Zahl der Theilnehmer in Kenntniss setzen kann. Es dürfte desshalb gerathen sein, sogleich bei dem Empfange im Büreau an die Ankommenden die Bitte zu stellen, dass sie jeden Tag in der Frühe vor dem Beginn der Versammlung es im Empfangsbüreau anzeigen, ob und wo (in der Traube oder im Mohrenkopf) sie sich beim Mahle betheiligen wollen. Das Verzeichniss für das Festessen in der Traube, von welchem sich kaum ein Mitglied ausschliessen wird, könnte wohl schon am Dienstag beim Anfange der Geschäfte bereinigt werden,

- g. dass die beiden Schreiber die Liste der eingezeichneten Mitglieder, sobald es möglich ist, abschreiben, weil jeden Abend diese Liste in die Druckerei abgegeben werden muss, damit sie am anderen Tage vor dem Beginn der Versammlungen an den Präsidenten zur Vertheilung an die Mitglieder abgegeben werden kann,
- h. dass sie allen Namen der in die Liste Eingezeichneten die Wohnung derselben (Lit. — Nr. —) beisetzen,
- i. dass die, welche Privatwohnungen zu erhalten wünschen, aufgezeichnet und ihnen sogleich solche Wohnungen angewiesen werden. Es wird darum das Verzeichniss der hiesigen Einwohner, welche Herren in ihre Wohnungen aufnehmen wollen, vorliegen, aus welchem die Auswahl leicht zu bewerkstelligen ist. Die vor dem Rathhause bereit stehenden Packträger werden die Betreffenden dann in die Privatwohnungen, andere, die es nicht vorgezogen haben, vor der Anmeldung vom Bahnhofe aus sich in einen Gasthof zu begeben, in die Gasthäuser geleiten,
- k. dass die Eintrittskarten für Nichtmitglieder, welche unentgeltlich verabreicht werden, ausgehändigt werden. Es ist bestimmt worden, dass diese Karten schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an vertheilt werden können, weshalb sich etwa 2 der Herren Collegen schon am Dienstage Vormittags von 9 Uhr an zur Abgabe in dem Empfangsbureau einzufinden hätten.

3. Den Herren Collegen wird eine Anzahl Karten zum Eintritt für Nichtmitglieder und ebenso werden ihnen einige Eintrittskarten für die Theatervorstellung behändigt werden, um davon für ihre Freunde Gebrauch machen zu können.

4. Die Privatwohnungen, welche bei dem Präsidium bestellt worden sind, sollen in dem Verzeichnisse der Wohnungen, das im Empfangsbureau vorliegt, im Voraus von dem Präsidenten bezeichnet werden, so dass dann die Herren Collegen nur die Güte haben werden, dem Betreffenden die für ihn zur Verfügung stehende Wohnung zu nennen.

IV.

Verzeichniss der Mitglieder.

Die mit * bezeichneten Mitglieder aus Augsburg befanden sich in dem Comité, welches mit den Vorbereitungen für die Versammlung betraut war. Ausser diesen Mitgliedern waren in dasselbe auch noch aus Augsburg einige Herren Magistratsräthe, Gemeindebevollmächtigte und Bürger gewählt worden.

1. Achleuthner, Professor in Cremsmünster.
2. Dr. v. Ahorner, kgl. Regierungsrath in Augsburg.
3. D'Alleux, Studienlehrer in Neustadt a. Hardt.
4. Dr. v. Allioli, Domprobst in Augsburg.
5. *Dr. Altenhöfer, Redacteur in Augsburg.
6. Dr. Arnold, Professor in Halle.
7. Arnold, Gymnasial-Assistent in München.
8. Dr. Autenrieth, Studienlehrer in Erlangen.
9. Bacher, Studienlehrer in Oettingen.
10. Dr. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen.
11. Barb, k. k. Minist.-Secretär in Wien.
12. Bartsch, Professor in Rostock.
13. Bauer, Professor in München.
14. Bauer, Studienlehrer in Ansbach.
15. Baumgarten, Professor in Cremsmünster.
16. Bäumlein, Ephorus in Maulbronn.
17. Baur, Studienlehrer in Augsburg.
18. Dr. Baur, Candidat in Ulm.
19. Beck, Gymnasial-Professor in Kempten.
20. Dr. Becker, Staatsrath in Odessa.
21. Berchtold, Studienlehrer in Augsburg.
22. Biel, Studienlehrer in Neustadt a. Aisch.
23. Biehl, Gymnasiallehrer in Salzburg.
24. Bieringer, Subrector in Kitzingen.
25. Birlinger, Dr. phil. in München.
26. Boll, Studienlehrer in Eichstätt.
27. Boll, Subrector in Günzburg.
28. Dr. Böckel, Gymnasiallehrer in Frauenfeld.
29. Dr. Julius Braun, Professor aus München.
30. Dr. Brockhaus, Professor in Leipzig.
31. Brunner, Professor in Augsburg.
32. Brünings, Subrector in Frankenthal.
33. Bunk, Studienlehrer in Augsburg.
34. Dr. Bursian, Professor in Tübingen.
35. Butsch, Antiquar in Augsburg.
36. Butters, Gymnasial-Professor in Zweibrücken.
37. Dr. Christ, Professor in München.
38. Dr. Classen, Gymnasialdirector in Frankfurt a.M.
39. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld.
40. *Dr. Cron, Professor in Augsburg.
41. Daisenberger, Studienlehrer in Neuburg.
42. Daniel, Professor in Halle.
43. Dr. Delitzsch, Professor in Erlangen.
44. Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
45. Diederichsen, Stud. philol. in Bonn.
46. Dr. Dietsch, Gymnasialdirector in Plauen.
47. Dizinger, Candidat in Stuttgart.
48. Dr. Döderlein, Hofrath in Erlangen.
49. Dr. Döderlein, Subrector in Dürkheim.
50. Döhlemann, Subrector in Neustadt a. Aisch.
51. Dombart, Studienlehrer in Nürnberg.
52. Dorf Müller, Pfarrvicar in Augsburg.
53. Dorf Müller, Gymnasialprofessor in Augsburg.
54. Dreykorn, Studienlehrer in Zweibrücken.
55. Ducrue, Professor in Neuburg.
56. Dr. Düntzer, Professor in Cöln.
57. Dunn, Rentier in London.
58. Dr. Eckstein, Director in Halle.
59. Dr. Enderlein, Gymnasialprofessor in Schweinfurt.
60. v. Engelmann, Gymnasialinspector in Mitau.
61. Ernenwein, Lehrer an der Gewerbschule in Neuburg.
62. Ernst, Professor in Frankfurt.
63. Dr. Fickler, Professor u. Director in Mannheim.
64. Dr. Firnhaber, Regierungsrath in Wiesbaden.
65. Dr. Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde.
66. Fischer, Lyceal-Professor und Conrector in Speyer.
67. Dr. Fleckeisen, Professor in Dresden.

68. Dr. Fleischer, Professor in Leipzig.
69. Flor, Professor in Klagenfurt.
70. Forsthuber, Professor in Cremsmünster.
71. Dr. Frauer, Professor in Schaffhausen.
72. Friedrch, Dr. phil. in Stuttgart.
73. Dr. Frommann, Bibliotheksvorstand in Nürnberg.
74. Gantrelle, Gymnasial-Inspector in Brüssel.
75. Gaupp, Professor in Stuttgart.
76. Gebhardt, Professor in Hof.
77. Gebhardt, Studienlehrer in München.
78. Dr. Geffers, Gymnasialdirector in Göttingen.
79. Georgiadis, Cand. phil. aus Griechenland.
80. Dr. Gerlach, Professor in Basel.
81. Dr. Giesebrecht, Professor in München.
82. Dr. Gilbert, Kirchen- u. Schulrath in Dresden.
83. Dr. Glück, Secretär an der k. Staatsbibliothek in München.
84. Dr. Göringer, Pfarrer in Augsburg.
85. Greiff, Studienlehrer in Augsburg.
86. P. Gratzmüller, Institutsdirector in Augsburg.
87. Gürsching, Studienlehrer in Augsburg.
88. Häfele, Gymnasiallehrer in Salzburg.
89. Hagenbach, Stud. philol. in Basel.
90. Dr. Halm, Professor und Oberbibliothekar in München.
91. Halder, k. k. Schulrath in Innsbruck.
92. Hannwacker, Rector in Kempten.
93. Dr. Hassler, Professor in Ulm.
94. Haug, Professorats-Verweser in Reutlingen.
95. Dr. Heerwagen, Studienrector in Nürnberg.
96. Heumann, Professor in München.
97. Heimsoeth, Professor in Bonn.
98. Dr. Heinzl, Gymnasiallehrer in Linz.
99. Dr. Heräus, Gymnasiallehrer in Hamm in Westphalen.
100. Herberger, Archivar in Augsburg.
101. Herold, Professor in Nürnberg.
102. Dr. Hertz, Privatdocent in München.
103. Dr. Herzog in Tübingen.
104. Hoffmann v. Fallersleben, Professor in Corvey.
105. Hoffmann, Dr. med. in Augsburg.
106. Högg, Gymnasiallehrer in Ellwangen.
107. Holland, Dr. phil. in München.
108. Holtzmann, Hofrath und Professor in Heidelberg.
109. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Schaffhausen.
110. Dr. Hug, Gymnasiallehrer in Winterthur.
111. Jäcklein, Gymnasial-Assistent in Bamberg.
112. Dr. v. Jan, Professor in Schweinfurt.
113. Jordan, Professor in Stuttgart.
114. Dr. Jülg, Universitätsprofessor in Krakau.
115. Justi, Privatdocent in Marburg.
116. Kapf, Professor in Ulm.
117. Dr. v. Karajan, Professor in Grätz.
118. Dr. Keil, Professor in Erlangen.
119. Kern, Gymnasialrector in Ulm.
120. Kiderlin, stud. phil. in Nördlingen.
121. Dr. Klix, Gymnasialdirector in Glogau.
122. Dr. Köchly, Professor in Zürich.
123. Kohl, Studienlehrer in Memmingen.
124. Dr. Köhler, Bibliothekar in Weimar.
125. Krafft, Studienlehrer in Neustadt a. Haardt.
126. Kramer, Professor in Augsburg.
127. Kratz, Professor in Stuttgart.
128. Kuhn, Studienlehrer in Augsburg.
129. Kurz, Professor in München.
130. Lamparter, Repetent in Tübingen.
131. Lauth, Professor in München.
132. Lechner, Professor in Erlangen.
133. Leonhard, Professor in Ellwangen.
134. Dr. E. v. Leutsch, Professor in Göttingen.
135. Dr. Leuze, Rector in Kirchheim a. Teck.
136. Dr. Lexer, Professor in Nürnberg.
137. Liepert, Gymnasialprofessor in Passau.
138. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a. Saale.
139. Linsmayer, Gymnasialprofessor in München.
140. Dr. Lipke in Wesel.
141. Lössl, Assistent in Augsburg.
142. Dr. Lübker, Gymnasialdirector in Parchim.
143. Dr. v. Lützow, Privatdocent in München.
144. Maier, Studiosus in Augsburg.
145. Dr. E. Maier, Professor in Tübingen.
146. Martin, Studienlehrer in Augsburg.
147. Mayer, Pfarrer in Augsburg.
148. Mayring, Gymnasialprofessor in Neuburg.
149. Dr. Merian, Professor in Basel.
150. Mertl, Professor in Augsburg.
151. Dr. Joach. Meyer, Professor in Nürnberg.
152. *Dr. Mezger, Studienrector in Augsburg.
153. Friedr. Mezger, Studienlehrer in Hof.
154. Georg Mezger, Subrector in Pappenheim.
155. *Dr. Moritz Mezger, Studienlehrer in Augsburg.
156. Wilh. Mezger, Lehrer an der latein. Vorschule in Augsburg.
157. Miller, Studienlehrer in Dillingen.
158. Dr. Jos. Müller, Universitätsprof. in München.
159. Dr. Müller, Beamter der k. k. Hofbibliothek in Wien.
160. Dr. Müller, Beamter der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien.
161. Müller, Studienlehrer in Nördlingen.

162. Müller, Rector in Biberach.
163. Dr. Alb. Müller, Gymnasiallehrer in Hannover.
164. Müller, Gymnasialprofessor in Zweibrücken.
165. Mussafia, Universitätsprofessor in Wien.
166. *Nagler, Studienlehrer in Augsburg.
167. Nusch, Assistent in Speyer.
168. Oeffner, Studienlehrer in Zweibrücken.
169. Opel, Gymnasiallehrer in Halle.
170. Oppenrieder, Professor in Augsburg.
171. Dr. Oppert, Professor an der kaiserl. Bibliothek von Frankreich, in Paris.
172. Dr. Osiander, Diaconus in Göppingen.
173. Dr. Overbeck, Professor in Leipzig.
174. Papajohannou, Stud. theol. aus Griechenland.
175. Dr. Pfaff, Studienlehrer in Schweinfurt.
176. Dr. Pfeiffer, Lehrer an der Gewerbschule in Augsburg.
177. Piringer, Professor in Cremsmünster.
178. Planck, Professor in Ulm.
179. Pleitner, Studienrector in Dillingen.
180. Pracher, Ministerialrath in München. *)
181. Pressel, Dr. phil. in Ulm.
182. Preysinger, Professor in Augsburg.
183. Dr. Prien, Professor in Lübeck.
184. Pütz, Professor in Köln.
185. Rappold, Studiosus in Augsburg.
186. Dr. Raspe, Gymnasialdirector in Güstrow.
187. Rauch, Studienrector in Augsburg.
188. Dr. Rud. v. Raumer, Universitätsprofessor in Erlangen.
189. Rehm, Studienlehrer in Memmingen.
190. Dr. Rein, Professor in Eisenach.
191. Rheinhard, Professor in Stuttgart.
192. Reinlein, Professor in Augsburg.
193. Riedenauer, Assistent in Kempten.
194. Riepl, Chorrherr zu St. Florian in Linz.
195. Riepl, Professor in Linz.
196. Ritter, Schulrath in Dessau.
197. La Roche, Professor in Wien.
198. Romeis, Gymnasialprofessor in Neuburg.
199. Rosa, Professor in Augsburg.
200. Rösch, Pfarrer in Württemberg.
201. Dr. Roth, Professor in Tübingen.
202. Rott, Professor in Passau.
203. Rubner, Inspector am Collegium bei Sct. Anna in Augsburg.
204. Rummel, Seminarpräfect in Augsburg.
205. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen.
206. Schafflinger, Chorrherr zu Sct. Florian in Linz.
207. Schätzler, Lehrer an der Kreisgewerbschule in Augsburg.
208. Dr. Schiller, Professor in Ansbach.
209. Baron Schlechta, k. k. Legat.-Rath in Wien.
210. Schmidt, Professor in Bonn.
211. Dr. Schmitz, Professor in Regensburg.
212. Dr. Schnitzer, Professor in Ellwangen.
213. Schmoller, Präceptor in Nagold.
214. Schöntag, Inspector in Augsburg.
215. Dr. Schreiber, Gymnasialprofessor in Ansbach.
216. Schwarzmänn, Professor in Ehingen.
217. v. Seckendorf, Regierungsrath in Augsburg.
218. Seibel, Lycealprofessor in Dillingen.
219. Seidenbusch, Studienlehrer in Augsburg.
220. Sieber, Gymnasiallehrer in Basel.
221. Dr. Simon, Studienlehrer in Edenkoben.
222. Spengel, Dr. phil. in München.
223. Sprenger, Professor in Bern.
224. Stadelmann, Studienlehrer in Memmingen.
225. Dr. Stadler, Domdecan in Augsburg.
226. Stähelin, Dr. theol. in Basel.
227. Stählin, Stadtvicar in Augsburg.
228. Stählin, Subrector in Nördlingen.
229. Stanko, Professor und Conrector in München.
230. Steger, Gymnasiallehrer in Salzburg.
231. Stengel, Studienlehrer in Augsburg.
232. Straub, Lehramtsandidat in Ulm.
233. Straub, Studienlehrer in München.
234. Stüber, Professor in Stuttgart.
235. Sucro, Subrectoratsverweser in Hersbruck.
236. Dr. Teuffel, Professor in Tübingen.
237. v. Teng, Studienlehrer in Kempten.
238. Dr. Thilo, Professor in Halle.
239. Dr. Tischendorf, Professor in Leipzig.
240. Dr. Thomas, Professor in München.
241. Dr. Thorbeke, Professor in München.
242. Thum, Studienrector in Neuburg a. D.
243. Treu, Stud. phil. in Berlin.
244. Dr. Umpfenbach, Privatdocent in Giessen.
245. Dr. Urlichs, Hofrath u. Professor in Würzburg.
246. Veesenmeyer, Professor am Real-Institut in Ulm.
247. Vielhaber, Gymnasiallehrer in Salzburg.
248. Dr. Vilmar, Professor und Consistorialrath in Marburg.
249. Vollmer, Germanist in München.

*) Wir erlauben uns, eine irrige Angabe des sonst trefflichen Berichtes, welchen die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ im Decemberhefte d. Js. gebracht hat, dahin zu berichtigen, dass der Abgeordnete des k. bayer. Cultusministeriums, Herr Ministerialrath Pracher, nicht nur der Eröffnungssitzung, sondern sämmtlichen allgemeinen Sitzungen und mehreren Sectionssitzungen beiwohnte.

- | | |
|--|--|
| 250. Dr. W. Wackernagel, Professor in Basel. | 259. v. Wohnlich, Gutsbesitzer in Augsburg. |
| 251. Dr. Walberg, Acad.-Adjunct in Upsala. | 260. Dr. Wolff, Professor in Berlin. |
| 252. Dr. Weishaupt, Professor in Kempten. | 261. Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil. |
| 253. Weiss, Studienlehrer in Bergzabern. | 262. Wucherer, Professor in Augsburg. |
| 254. Werner, Präceptor in Ulm. | 263. Zenetti, Professor in Augsburg. |
| 255. Westermayer, Assistent in Bayreuth. | 264. Zettel, Studienlehrer in Eichstätt. |
| 256. Dr. Wetzstein, kgl. preuss. Consul in Berlin. | 265. Otto Ziereis, Studienlehrer in Augsburg. |
| 257. Dr. Wiegand, Gymnasialdirector in Worms. | 266. *Matth. Zillober, Professor in Augsburg. |
| 258. Dr. Wieseler, Professor in Göttingen. | 267. Zimmermann, Gymnasialprofessor in Erlangen. |

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Der 1. Präsident, Studienrector Dr. Mezger, eröffnete die Versammlung mit folgender Rede:

Hochverehrte Herren!

Indem ich die einundzwanzigste Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten nach der Verpflichtung des Ehrenamtes, das Ihr Vertrauen mir übertrug, für eröffnet erkläre, heisse ich Sie vor Allem im Namen unserer Stadt und unseres Landes herzlichst willkommen. Die Vertreter der ersteren haben mir, seitdem die Kunde von der Wahl Augsburgs für ihre diesjährige Zusammenkunft hierher gelangt war, oft versichert, dass sie Ihre Anwesenheit als einen Beweis ehrender Auszeichnung betrachten, den auch unsere Mitbürger nach seinem Werthe zu schätzen wüssten, und in der zuvorkommenden Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, die uns überall zur Seite standen, wo es sich darum handelte, die Vorbereitungen für Ihren wissenschaftlichen und geselligen Verkehr bei uns zu treffen, sprach sich das Bestreben aus, der herrschenden Gesinnung einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Wie sehr aber die Zwecke und Aufgaben, die Sie sich gesetzt haben, zu dem Geiste und der Richtung unserer Regierung stimmen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Der König, der Bayerns Stolz und Freude ist, wird ja auch ausserhalb der Grenzen seines Reiches als hochherziger Förderer der Wissenschaft und Kunst gepriesen; seine edlen Absichten spiegeln sich in dem Sinne der Verwaltung ab, die mit dem Vollzuge des erleuchteten Willens betraut ist.

Es ist der angelegentlichste Wunsch unserer Stadt, den Aufenthalt ihrer verehrten Gäste so angenehm als möglich zu machen, der Gäste, die sie auch darum mit besonderer Freude in ihrer Mitte sieht, weil sie, aus allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes zusammengekommen, ein Bild der Einigung darstellen, an welche sich die theuersten Hoffnungen für die Gestaltung unserer nationalen Zukunft knüpfen, und weil sie es gerade sind, die jene Güter und Schätze pflegen, durch welche der weltgeschichtliche Beruf des germanischen Stammes sich vollzieht.

Sie sind wohl, meine hochverehrten Herren, mit manchen Erwartungen in Augsburgs Mauern eingezogen. Je öfter es in der Geschichte der Vergangenheit als Schauplatz denk-

würdiger Ereignisse und als Pflegstätte einer ruhmvollen Thätigkeit genannt wird, desto berechtigter ist die Voraussetzung, dass die Spuren davon nicht ganz verwischt sein werden, dass es Denkmäler besitze, welche die Erinnerung beleben. Nun, in solchen Erwartungen sollen Sie, denke ich, sich nicht getäuscht finden. Aus der Periode der römischen Herrschaft, wo die vindelicische Augusta nach Tacitus' Bericht*) mit ihren Palästen und Landhäusern den Glanz der Provinz bildete, wo schon ein reiches Leben der Cultur in unsern Gegenden sich entfaltete, wie aus den folgenden Jahrhunderten, in welchen sie durch die Geschichte, deren Zeuge sie gewesen, durch ihre weitausgedehnte Betriebsamkeit und ihre vielseitigen Kunstschöpfungen hervorragt, bewahrt sie ein ihr theures Vermächtniss, das die Forschung und der Sammlerfleiss bei der Ergiebigkeit der Quellen fortwährend zu vermehren weiss, und das nicht den geringsten Schmuck des Museums ausmacht, durch dessen Bau und Einrichtung unsere städtische Behörde dargethan hat, dass sie erkennt, was sie dem Namen der Stadt schuldet; an unsern Strassen, unsern öffentlichen Gebäuden und andern Werken ist das Gepräge noch nicht ganz verschwunden, bei dem der Kundige gern verweilt, weil es Bilder früherer Tage an ihm vorüberführt und wohl hie und da auch neuen Aufschluss giebt. Werden derartige Genüsse Sie besonders befriedigen, so schmeicheln wir uns doch auch mit der Hoffnung, dass Sie die umfassenden Anstalten der Neuzeit, in welchen der Aufschwung der Industrie und der commerciellen Rührigkeit sich offenbart und der Fortschritt der exacten Wissenschaften in den Gewinn der verschiedenartigsten Unternehmungen sich verwandelt, in den Stunden der Erholung nicht ohne Interesse sich betrachten wollen.

Für jetzt aber erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit noch einmal in die Vergangenheit zurückzulenken, um des Antheils zu gedenken, den unsere Stadt an der grossen geistigen Bewegung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch einige ihrer bedeutendsten Gelehrten genommen hat. Ihrer gütigen Nachsicht darf ich bei meinem Vortrage gewiss sein, weil die Pflicht mir gebietet, darin auf die Verdienste von Männern hinzuweisen, die, wenn sie noch lebten, ganz besonders Ihrer Anwesenheit sich freuten und Ihren Kreisen sich anschlossen.

Unter diesen haben zwei in den höchsten Aemtern des städtischen Gemeinwesens gewirkt und auch weiterhin in den Geschäften des Reichs Anerkennung und Einfluss sich erworben. Der ältere, Dr. Konrad Peutinger,**), war, als die bedeutendste juristische Capacität frühe schon in dem öffentlichen Dienst verwendet, unter dem bescheidenen Titel eines Stadtschreibers lange die Seele des Regiments, in allen auswärtigen Beziehungen Augsburgs erprobter und gewandter Anwalt, in Folge seiner ausgezeichneten Eigenschaften kaiserlicher Rath und vertrauter Freund Maximilians I., der ihn bei seinen häufigen Besuchen der geliebten Augusta allen andern vorzog und kaum einen wichtigen Beschluss fasste, ohne sein mündliches oder schriftliches Gutachten eingeholt zu haben, auch noch von Karl V., obwohl dieser sonst den Deutschen weniger Vertrauen schenkte, hoch in Ehren gehalten. Gleich andern höher strebenden Jünglingen jener Zeit hatte er seine Studien in Italien gemacht, in Padua der Rechtswissenschaft sich ergeben, in Rom von dem lebenswürdigen, für das gebildete Alterthum und dessen Institutionen bis zur Schwärmerei begeisterten Sonderling Pomponius Lätus***) sich in

*) cf. Tac. Germ. c. 41.

**) geb. d. 15. Oct. 1465, gest. d. 24. Nov. 1547.

***) cf. Histor. vitae Dr. Conr. Peutingeri a Jo. Georg. Lotterio narrata p. 12.

den Geist der römischen Autoren einweihen lassen. Von den Ideen des Humanismus und dem reformatorischen Umschwung in der Welt der Gedanken wurde er mächtig ergriffen; doch enthielt sich die besonnenere Natur des Deutschen nicht, schon damals gegen gewisse Ueberschwänglichkeiten des gefeierten Lehrers unumwunden seine Bedenken auszusprechen. Nach seiner Rückkehr auch unter dem Drange der Geschäfte mit den classischen Alten fortwährend eifrigst beschäftigt und dadurch mit den namhaftesten Gelehrten der Zeit in Berührung gekommen, fand er sich zu den Vorkämpfern der freien unbefangenen Richtung hingezogen, die für eine bessere Gestaltung der Dinge in der Wissenschaft, in der Kirche, auf dem Gebiete des staatlichen Lebens in die Schranken traten. Jakob Wimpheling deckte er durch sein Ansehen im Streit mit der Verschrobenheit eines scholastischen Wahns,*) die Sache seines Freundes Reuchlin, dem er die Erweiterung seiner Kenntniss des Griechischen verdankte, verfocht er durch wiederholte Befürwortung bei dem Kaiser und am päpstlichen Hof gegen die Dunkelmänner in Köln;**) Ulrich von Hutten nahm er, da er das zweitemal aus Italien zurückkam, in sein den Pflegern der Wissenschaft und Kunst immer offenstehendes Haus auf, schilderte inmitten einer glänzenden Umgebung vor Maximilian mit warmer Theilnahme seine ungewöhnliche Begabung, das Mühsal seiner Wanderungen, den Muth, den er in dem italienischen Abenteuer zu Ehren des Kaisers gezeigt, und setzte es durch, dass ihn das Reichsoberhaupt sofort zum Dichter krönte, wozu Peutingers anmuthsvolle Tochter Constanze den Lorbeerkranz flocht, die Schwester jener frühreifen und früh gestorbenen Juliana, die dreizehn Jahre vorher als vierjähriges Kind denselben Kaiser bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede empfangen hatte;***) Luther war mehreremal sein Tischgenosse, als er vor Cajetan sich verantwortete, und stets seines Schutzes theilhaftig;****) noch lange nachher ist er bemüht, die harten Massregeln zu mildern, die der Reichstagsabschied von 1530 den evangelischen Ständen drohte, obwohl er wie Reuchlin bis zu seinem Lebensende der alten Kirche treu blieb. Mit welcher Entrüstung aber sein deutsches Herz durch die damals schon regen französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer und den Verrath erfüllt wurde, der im Solde des Auslandes den vollen Bestand und die Kraft des Reichs gefährdete, geht aus seinen gedruckten und in immer neuen Auflagen weitverbreiteten Tischreden*****) hervor, in welchen er zugleich die vertrauteste Bekanntschaft mit den altclassischen und mittelalterlichen Quellschriftstellern beurkundete. Und wie hienach seine Wirksamkeit über den engen Kreis der Vaterstadt hinaus sich erstreckte, so weckte er in dieser insbesondere nicht nur den Sinn für die humanistische Bildung, an welcher das Verlangen und der Fortschritt der neuen Zeit ihre kräftigste Stütze hatte, sondern war auch auf die Mittel bedacht, die ihr eine nachhaltige Dauer sichern sollten. Ob er nach dem Vorbild der von Dalberg am Rhein gestifteten literarischen Gesellschaft auch hier einen wissenschaftlichen Verein zum Behuf der Veröffentlichung noch nicht gedruckter Handschriften ins Leben rief, wie einige behaupten, muss in Ermangelung ausreichender Beweise dahin gestellt bleiben; so viel ist gewiss, dass er für sich die werthvollsten Manuscripte sammelte, und dass er es war, der daraus zuerst den Ligurinus

*) cf. Ulrich v. Hutten von Dav. Strauss I 32 flg.

**) cf. Hist. etc. a J. G. Lottero narr. p. 69.

***) cf. Ulrich v. Hutten v. Strauss I 276 flg.

****) cf. Hist. vit. Dr. C. Peut. a Lottero narr. p. 68.

*****) Die erste Ausgabe mit dem Titel: Sermones convivales Conr. Peutingeri de mirandis antiquitatibus erschien in Strassburg 1506.

des Dichters Gunther, die Commentare des Cartesius, die Werke Paul Warnefrieds und des Jornandes, die sogenannte Ursberger Chronik u. a. herausgab. *) Ohne Zweifel geschah es auch durch seine Vermittelung, dass die Stadt eine nicht kleine Anzahl trefflicher griechischer Pergamentcodices von dem aus Corcyra vertriebenen Bischof Eparchus in Venedig um 800 Goldgulden ankaufte, die ihre Bibliothek mit den andern später erworbenen einige Jahrhunderte hindurch als ihren kostbarsten Besitz ansehen durfte, bis sie im Jahre 1806 gezwungen war, sie der Hof- und Staatsbibliothek in München abzutreten, — ein Verlust, den sie noch nicht verschmerzt hat und für den es ein leidiger Trost ist, dass ihr Eigenthum auch dort in der seltenen Fülle handschriftlichen Materials für einen Besitz ersten Rangs gilt. Ein ganz besonderes Augenmerk richtete Peutinger aber auch auf die Reste des Alterthums, die bis dahin unbeachtet in Stein und Erz innerhalb der Stadt und in ihrer Umgegend aus der Zeit der Römerherrschaft sich erhalten hatten. Was davon beweglich war und sich erwerben liess, wurde in seinem Haus, Hofraum und Garten vor der Zerstörung geborgen, von wo aus mehreres erst in unsern Tagen in das Antiquarium des historischen Vereins übergang. Die Lapidarinschriften derselben und anderer antiken Monumente machte er im Jahre 1505 **) bekannt; eine zweite vielfach bereicherte Ausgabe dieses ersten epigraphischen Werks der Deutschen, die 1520 erschien, ***) giebt zugleich Abbildungen der Denkmäler und eine Bezeichnung ihres ursprünglichen Standorts. Ueber das Ergebniss seiner spätern Forschungen liefert sein handschriftlicher, nun in unserer Stadtbibliothek aufbewahrter Nachlass nach dem Urtheil Theodor Mommsens die schätzbarsten Notizen, die der berühmte Meister der Epigraphik desshalb zur Benützung sich erbeten hat. Auch seine Gattin Margaretha, aus dem Patriciergeschlecht der Welser, schrieb in gewandtem Latein Erläuterungen zu den Inschriften, die sie in die Form eines Briefes an ihren Bruder einkleidete, dessen Vorwort eine ungeschickte Bemerkung G. Emsers über das harte Loos der Frauen der Gelehrten in einem humoristischen Erguss durch Berufung auf desfallsige Beispiele in der classischen Vorzeit abfertigte. Als einziges, seltenstes Kleinod zeigte Peutinger, und nur den bevorzugten seiner Freunde, die vergilbten 11 Pergamentstreifen oder Blätter mit geographischen Umrissen, die Conrad Celtes aus einem Kloster am Rheine ihm zugebracht hatte. Es war das die von dem letzten seines Stammes im Anfang des vorigen Jahrhunderts verkaufte und nun in der Hofbibliothek in Wien befindliche römische Etappenkarte, deren Ortsangaben nicht selten unauflösliche Räthsel bieten, während sie auch wieder die sichersten Anhaltspunkte zur Orientirung in dem Umfang des römischen Gebiets an die Hand geben. Einige Streifen dieser Karte hat lange nach dem Tode Peutingers Marcus Welser in Kupfer stechen lassen und unter dem Namen der Tabula Peutingeriana commentirt, einem Namen, den bekanntlich auch die vollständigen Editionen, die wir dem Fleisse v. Scheyb's und Mannert's verdanken, adoptierten.

Der genannte Marcus Welser, ****) der gleichfalls auf der Höhe äusserer Würden stand, und selbst viele Jahre lang an der Spitze der Stadt als einer ihrer verdienstvollsten Stadtpfleger sich auszeichnete, theilt mit Peutinger den Ruhm, der mir ein Recht giebt, ihm zunächst nach diesem einige Worte zu widmen. Die Zeit, in die sein Leben fiel, war eine

*) J. G. Lotteri epistola de consilio suo evulgandi opuscula Con. Peuting. Lips. 1731.

**) Die erste Ausgabe hat den Titel: Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi MDV. Erh. Ratold Aug. impressit.

***) Inscriptiones vetustae Roman. et earum fragmenta rell. MDXX.

****) geb. d. 20. Juni 1558, gest. d. 23. Juni 1614.

andere geworden. Die jugendlich frische humanistische Begeisterung hatte sich in den ersten Kämpfen um die kirchlichen Güter abgekühlt, wenn auch die Factoren, an welchen sie sich entzündet hatte, der wissenschaftlichen Bildung und den gelehrten Studien noch immer Inhalt und Richtung gaben. Es machte sich jetzt die confessionelle Scheidewand in den persönlichen Beziehungen der Männer bemerkbar, die vorher als eine engverbundene geistige Macht in einem Lager vereinigt waren. Als Welser seine Studien auf den italienischen Universitäten betrieb, benützte die Reaction dort längst schon ihren vollständigen Sieg über die Regungen und Ansprüche eines von den ererbten Anschauungen unabhängigen Geistes; in dem Unterricht und Umgang Murets, der ihn hauptsächlich nach Rom gezogen, erweiterte sich zwar auf dem trefflichen Grunde, den er an der Schule von St. Anna in seiner Vaterstadt unter Hieronymus Wolf gelegt hatte, seine Bekanntschaft mit den classischen Alten, aber er verschloss sich wohl auch nicht den kirchlichen Ansichten, zu welchen sich der kluge und geistreiche Lehrer seit seiner Bekehrung zu der dominirenden Frömmigkeit bekannte. Ich erwähne dieses Umstandes, weil in der neuen höchst interessanten Monographie über Joseph Scaliger*) bemerkt ist, dass, nachdem das Signal zu den masslosen Angriffen auf den grossen Philologen von der bekannten Partei gegeben war, auch die Briefe des Augsburgers Welser ausblieben. Wenn indess während des mit heftigster Leidenschaft geführten Streits selbst der Zuspruch vieler Freunde seines Bekenntnisses verstummte, wie kann man ihm (Welser) sein Schweigen, nach der Wendung, welche die Zeit genommen, in seiner Stellung, und bei den Rücksichten, die er andern Verbindungen schuldig war, verargen? Das gereicht ihm vielmehr zur Ehre, dass er inmitten der immer weiter um sich greifenden Entfremdung die Alterthumsstudien als ein Gebiet ansah, auf dem man sich nähern und gegenseitig unterstützen müsse. Kaum hat auch ein gleichzeitiger Gelehrter von den Vortheilen des wissenschaftlichen Verkehrs häufiger Gebrauch gemacht. Um in diesem Betracht nichts von seiner Correspondenz mit dem Inland zu sagen, in Italien, dessen Sprache er wie die Eingebornen nach dem eigenen Geständniss derselben sprach und schrieb, dessen herrlich aufblühende Litteratur und Kunst er mit verehrender Vorliebe verfolgte, reihten sich an die alten Freundschaften von dem ersten Aufenthalte her zahlreiche neue, da die mercantilen und politischen Angelegenheiten der Stadt ihm wiederholte Veranlassung gaben, das Land jenseits der Alpen zu besuchen. Unter den Franzosen waren es vor allen J. Casaubonus und Joseph Scaliger, unter den Holländern Justus Lipsius und Daniel Heinsius, zu welchen er in ein näheres Verhältniss trat, das nur bei einem ohne Welsers Schuld zuletzt sich trübte. Er konnte ja den genialen Combinationen und grossartigen Ergebnissen der Scaliger'schen Forschung seine Bewunderung nicht versagen und er verhehlte seine Freude nicht, dass er hiezu durch theilweise Beschaffung des handschriftlichen Apparats Dienste zu leisten vermöchte, und sah stets mit Spannung den Mittheilungen über den Fortgang und endlichen Abschluss der kritischen Untersuchung entgegen; die andern verband er sich durch die Gleichartigkeit der Bestrebungen. Denn es war ihm darum zu thun, die reale Seite des antiken Lebens zu erkennen und die Ausbeute dieser Erkenntniss der modernen Cultur zuzuwenden. Der Beweis hiefür liegt in den Erzeugnissen seines gelehrten Fleisses, namentlich in den grösseren Werken über die älteste Geschichte Bayerns**) und Augsburgs,***) deren fabelhaftes Dunkel er durch das Licht aufzuhellen suchte,

*) Joseph Justus Scaliger v. J. Bernays p. 88.

**) Rerum Boicarum libri quinque.

***) Rerum Augustanar. Vindel. libri octo.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

das eine nüchterne Prüfung der Quellen im Zusammenhalt mit den überlieferten Denkmälern und den Gestaltungen der spätern Geschichte verbreitete. Dass die gewichtigsten Stimmen über die Art und den Erfolg dieser Thätigkeit sich beifällig äusserten, dass vornehmlich Casaubonus und Scaliger sie mit ihrer offen ausgesprochenen Theilnahme und förderlichen Unterstützung begleiteten, ist jedenfalls ein günstiges Zeugniß von dem Werth derselben, der sich noch erhöht durch die geschmackvolle Darstellung, die den Schüler Murets kennzeichnet. Seine übrigen Schriften über antike Monumente, über einzelne Theile der Kirchenhistorie u. s. w. übergehe ich, um nach einer andern Seite hin noch einige Bemerkungen beifügen zu können. Auf Welsers Anordnung trägt der im Jahre 1595 gedruckte Katalog unserer lateinischen und griechischen Handschriften, die durch seine Bemühungen vielfach sich vermehrt hatten, das Proclama an der Stirne, dass die Codices jedem Gelehrten aller Orten zu Gebote stehen, der sie übersetzen, vergleichen oder abdrucken lassen wolle, sobald er für die unbeschädigte Zurückgabe Bürgschaft geleistet habe. Seine vielvermögende und darum oft angerufene Empfehlung, seine fast unbeschränkte Opferbereitschaft wusste auch die handschriftlichen Schätze der entferntesten ausländischen Bibliotheken zum allgemeinen Frommen aus ihrem Bann zu befreien, wenn die Versuche Anderer gescheitert waren. Es war für ihn überhaupt ein ernstliches Anliegen, dass wichtigere, noch nicht edirte Schriftwerke durch die Hülfe der Presse bekannt wurden. Daher bewirkte er, dass reiche pecuniäre Beiträge aus den höheren Kreisen der Gesellschaft die Kosten zur Errichtung einer eigenen Druckerei deckten, die in den Jahren 1595—1614 eine Fülle von Erstlingsausgaben aus der alten Literatur nach seiner, seines Freundes David Höschel und der Bearbeitung anderer namhaften Gelehrten zu Tage förderte.*) Der Vorwurf, den J. Scaliger im Unmuth über die gemeinen Schmähungen einer erbitterten Clique in seinen letzten Jahren gegen Deutschland erhob, dass das Vaterland der Buchdruckerkunst durch das schlimme Beispiel des Drucks auf Löschpapier sich beschimpfe,**) ist in keiner Weise auf die Editionen der Welser'schen Officin anwendbar. Sie wetteifern in den gefälligen Formen der Typen, wie durch die Güte und weisse Farbe des Papiers, mit den besten holländischen und italienischen Drucken. Selbst den Schluss seines Lebens krönte der ruhmreiche Stadtpfleger mit einem Act wissenschaftlicher Fürsorge; seine ganze Bibliothek, auch mit ihrem seltenen musikalischen und artistischen Inhalt, ging nach seiner letztwilligen Verfügung in das Eigenthum der Stadt zu dem Zweck höherer Bildung über. Es fand sich damals noch ein regeres Interesse und eine tiefere Empfänglichkeit für die idealen Güter. War es auch im Ganzen und Grossen eine Zeit des Verfalls, in der sich die bedenklichsten Zeichen der Abkehr von dem Gewinn der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kund gaben, so konnte man sich doch der Erbschaft aus derselben nicht auf einmal ent schlagen, zumal da der Nachwuchs in den Instituten unterrichtet wurde, die in den alten Bahnen sich bewegten. Seit ein paar Menschenaltern traf es sich aber, dass die Schule bei Sct. Anna ihre tüchtigsten und geachtetsten Lehrkräfte hatte. Ich habe die Namen der beiden Rectoren dieser Epoche schon genannt. Sie haben beide auch in der philologischen Welt einen guten Klang.

Hieronymus Wolfs***) Ausgaben des Demosthenes, Aeschines und Isokrates räumen ihm

*) cf. G. C. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 14.

**) Joseph J. Scaliger v. Bernays S. 94.

***) geb. d. 13. Aug. 1516, gest. d. 8. Oct. 1580. Ueber Wolfs Leben etc.: Hieronymi Wolfii memoria. Sc. Dr. G. C. Mezger.

bekanntlich den ersten Platz unter den deutschen Bearbeitern dieser Redner im sechzehnten Jahrhundert ein. Wenn die neuere Kritik an der Hand ihres Materials, bei der Uebersicht über den Gehalt und das Alter der Codices und nach der überwiegenden Geltung der einen Pariser Membrane nicht selten für eine andere Lesung im Demosthenes sich entscheiden musste; wenn Wolf selbst die ihm zu Gebote gestandenen Hülfsmittel nicht gehörig ordnete und dadurch das Urtheil über seine Veränderungen im Texte zuweilen in Verlegenheit setzt — die Anerkennung wird nichts ihm rauben, dass er mit seinen Autoren wie wenige vertraut war, dass ein feiner Sprachtact ihn leitete und sein Scharfsinn manche Schwierigkeit für immer überwand, dass seine fortschreitenden Besserungsversuche durch unermüdlichen Fleiss sich charakterisieren, dass seine lateinische Uebersetzung den gelungensten derartigen Leistungen an die Seite gestellt werden dürfen. Ausser den griechischen Rednern übersetzte und erklärte er nicht weniger als sechzehn andere griechische und lateinische Schriftsteller, Lexikographen, Philosophen, Historiker, von welchen letzteren einige Byzantiner durch seine Arbeit zuerst bekannt wurden. Daneben schrieb er viele Schulbücher, verwaltete das Stadtbibliothekariat und wartete seines Amtes als Rector und Lehrer mit einer Treue, Kraft und Umsicht, die dem ganzen Organismus der Schule neues Leben einhauchte. Es begann jetzt ihre Blüthezeit, in der sie, von dem Vertrauen des Publicums gehoben, auf Pfleglinge hinweisen konnte, die im Durchschnitte vor andern durch Kenntnisse und Fertigkeiten sich hervorthaten. Der von ihm entworfene Lehrplan, im Wesentlichen dem mehr bekannten Sturm'schen ähnlich, hat doch den Vorzug, dass er den Lehrstoff in einer schärfern Abstufung vertheilte und auch dem Unterricht in der Mathematik Rechnung trug. Diesen besorgte unter seinem und seines nächsten Nachfolgers Rectorat der Dr. med. Georg Henisch, ein Mann von der vielseitigsten Bildung und Befähigung, der als gesuchter praktischer Arzt, durch mathematische und philologische Schriften, vorzüglich durch die erste Uebersetzung und Erläuterung der Jatrika des Kappadociers Aretäus und eine Edition des Hesiod, als Herausgeber eines grossen, leider nicht vollendeten Werkes „über deutsche Sprache und Weisheit“ einen geachteten Namen sich erwarb. Offenbar schwebte Wolfen ein höheres Ziel in seinem Lehrberufe vor Augen, als man sonst und anderwärts anstrebte, weil er mit dem Treiben der Universitäten unzufrieden war, die nach seiner Meinung von der edleren, freien, philosophischen Bildung nichts mehr wissen wollten und sich zu traurigen Abrichtungsanstalten für den gemeinen Fachbedarf erniedrigt hatten. Die Erscheinungen der Zeit deutete er sich überhaupt als unheilvolle Vorboten einer immer ärgeren Verkommenheit in der Wissenschaft und Kirche, deren unfruchtbare theologische Streitigkeiten und dogmatische Wortklaubereien ihn um so mehr anwiderten, je fester seine ernst religiöse Natur an den evangelischen Kern sich anklammerte. Der Grund seiner Verstimmung lag freilich auch in einem körperlichen Siechthum, der natürlichen Folge übermässiger Anstrengung. Sein Gemüth umlagerte ohnehin von jeher wie ein drückender Alp die Plage eines astrologischen Wahns. Das Unglücksgestirn seiner Geburt trat ihm überall in seinem ganzen Schicksale feindlich entgegen. Er schrieb es dessen tückischem Walten zu, dass die Noth seiner Jugend ihn wider seinen Willen aus der Nürnberger Schule trieb und in der Harburger Schreibstube sein Brod zu suchen zwang, wo brutale Gehilfen die Stunden seiner Musse ihm verkümmerten und muthwillige Mägde ihn höhnten, wenn er während des Winters in die kalte Küche mit seinen Büchern sich flüchtete, dass er als Student auf der Universität Tübingen zuletzt die Verrichtungen eines Pedells aus Armuth sich gefallen lassen musste, dass in Wittenberg die ungesunde Luft der schmutzigen Stadt ihn bestimmte, früher

als er wollte, von den geliebten Lehrern und darunter von seinem verehrten Gönner Melanchthon zu scheiden, dass er im Lebramte zu Mühlhausen und Nürnberg, dort wegen der Beschränktheit seines Wirkungskreises, hier wegen eines unheimlichen Gespensterspukes, seines Bleibens nicht hatte, dass ihn zu Paris als Hofmeister die Gefahren der Hugenotten umstrickten, dass seine Blödigkeit ihn hinderte, als Bibliothekar der Fugger zur rechten Zeit eine entsprechende Besoldung zu verlangen, und seine Unfähigkeit zum Hofleben diese Stelle ihm verleidete, dass confessionelle Dissidien seine Lage als Primarius bei Sct. Anna beengten, und sein Sinn und Streben von dem Ton und Geist der Gesellschaft sich abgestossen fühlte, so dass er, der Ehe-lose, ganz in die Einsamkeit seines Hauses sich einschloss, wie endlich, dass seine Schriftstellerei keine Belohnung ihm einbrachte, während es an dem Tadel und den Anfeindungen der gelehrten Gegner nie fehlte.

Eine heiterere und weltläufigere Gestalt ist die seines Schülers und Nachfolgers David Höschel. *) Von Jugend auf durch das Glück seiner Lage begünstigt, war er im Stande, nach den Universitätsstudien auf Reisen, im Umgang mit Gelehrten und durch den Besuch der berühmtesten Bibliotheken sich weiter auszubilden. Durch Wolfs Vermittelung wurde er, kaum in die Vaterstadt zurückgekehrt, diesem als Adjunct im Lebramt der obersten Classe beigegeben; die Erfolge in dieser Function, die Gelehrsamkeit, die er frühzeitig auch in schriftstellerischen Proben bewährte, und die besonnene Haltung dem confessionellen Misstrauen gegenüber entschieden wenige Jahre darauf nach Wolfs Tod seine Wahl zum Rector und Stadtbibliothekar, nachdem er bei seinen Glaubensgenossen von dem Verdacht des Kryptocalvinismus sich gereinigt hatte. Welchen Ruf das Gymnasium unter ihm genoss, zeigt die Thatsache, dass ihm sehr viele Eleven von auswärts, aus der Schweiz, aus Italien, den Niederlanden und Holland anvertraut wurden. Die alte Litteratur, namentlich die griechische, dann die mathematische und philosophische Propädeutik, wird nicht leicht anderswo an ähnlichen Instituten eine gleich gedeihliche Pflege erhalten haben. Die Bibliothek aber feierte unter Höschel ihr goldenes Zeitalter nicht bloss wegen der Mehrung ihres Inhalts in allen Zweigen, besonders an ausgesuchten griechischen Handschriften, die ihr seine weitverzweigten Verbindungen selbst aus Griechenland, zum Theil aus dem Kloster des Berges Athos, zuführten, sondern wegen des Gebrauchs, der von ihren Schätzen für die Wissenschaft gemacht wurde. **) Denn er und sein gelehrter Freund, der Stadtpfleger Welser, betrachteten es als eine Pflicht und Ehrensache, dass sie die Ansprüche an sie in zuvorkommendster Weise befriedigte, und Höschel selbst trug durch seine wissenschaftlichen Arbeiten nicht das wenigste bei, die Lücken der Litteratur aus dem Handschriftenschatze der ihm anvertrauten Sammlungen auszufüllen. Die besten Erzeugnisse der vorhin erwähnten eigenartigen Druckerei tragen seinen Namen. Wurde unlängst ***) sein Zeitgenosse, der grosse Kritiker in Leyden, mit einem Baumeister verglichen, der versehen mit dem Aufrisse des ganzen Gebäudes, das die Philologie auf- und einzurichten habe, alle fleissigen Gesellen an ihre Plätze weist und jeden zu der ihm gemässen Leistung anhält, zuweilen, wenn es nöthig wird, selbst Hand anlegend, und unter solchen Gehülphen vor allen Höschels gedacht, dessen zahlreiche Ausgaben griechischer Autoren erst durch die Befolgung Scaliger'scher Gesichtspunkte verdienstlich geworden seien, so mag

*) geb. d. 11. April 1556, gest. d. 19. Oct. 1617. Das Nähere über sein Leben und seine Schriften in: Jac. Bruckeri dissertatio de meritis Dav. Hoeschelii in bonas litteras.

**) cf. Mezgers Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek Augsburgs p. 15.

***) J. Scaliger v. Bernays S. 65.

in dem Bilde das Verhältniss richtig gezeichnet erscheinen. Aber dass Höschel seine Aufgabe im Sinne Scaligers auffasste und zu vollziehen vermochte, dass dieser und Casaubonus am liebsten und häufigsten in Deutschland mit ihm verkehrten, das stellt jedenfalls seine philologische Bedeutung in das vortheilhafteste Licht. Die von ihm edierte Bibliothek des Photius, die Historien des Procop, die Eklogen des Phrynichus, die Fragmente des Dexippus, Eunapius, Peter Patricius, Priscus, Malchus und Menander, die kleineren Schriften des Philo, wie die vielen Bearbeitungen der Kirchenväter sind ehrenwerthe Denkmäler der gründlichsten Sprachkunde und einer unvergleichlichen Arbeitskraft, deren Schätzung steigt, weil die Manuscripte ihn auf ein Feld führten, auf dem er grösstentheils ohne Vorgänger grundlegend vorschreiten musste. Als weiteres Verdienst darf ihm noch angerechnet werden, dass er der Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses, das der wachsende unselige Argwohn damals so stark betonte, keinen Einfluss auf die Verbindungen gestattete, in welche ihn die Wissenschaft und die gemeinsame Arbeit für die Welsersche Officin mit dem katholischen Theile der Gelehrten gebracht hatte. *) Es ist das Wesen der edelsten Freiheit, das unantastbare Recht religiöser Ueberzeugung zu ehren und zugleich in der ungehemmten Entfaltung aller geistigen Kräfte und Gaben den Fortschritt zu erkennen, in welchem sich mit die erhabenen Zwecke des menschlichen Daseins realisiren.

Dieser Freiheit huldigen auch Sie, hochverehrte Herren; Ihre Studien fördern ja recht eigentlich, was menschlich schön und edel ist. Wo seit vierthalbhundert Jahren der Geist seine Schwingen durch das Ideale kräftigte, da war es die Erbschaft des classischen Alterthums, an welcher die Empfänglichkeit und Befähigung dafür gewonnen wurde. So wird auch ihre reinigende und veredelnde Macht im Dienste der idealen Güter fort und fort sich bewähren und im Bunde mit dem Christenthum ihr Gegengewicht zur Geltung bringen, wenn das Leben in das rein Stoffliche, in die Materie sich zu verlieren Gefahr läuft. Sie sehen heute in Ihrer Versammlung das erste Mal einen längst gehegten Wunsch — oder soll ich sagen ein längst gefühltes Bedürfniss? — durch die thätige Theilnahme der Germanisten befriedigt, die Ihre Verhandlungen erweitern und ergänzen. Die Bahnen der Sprachwissenschaft durchkreuzen sich vielfach; ihre Gesetze, ihre Methode und ihre Erfolge schlingen ein Band der Gemeinsamkeit um ihre Bearbeiter, in der sie sich gegenseitig sachdienliche Handreichung zu leisten haben. Möge denn die erfreuliche Ausdehnung aus den Schätzen des Orients, die in den schwierigsten Fragen philologischer Forschung oft allein den Ausschlag geben, aus dem Vermächtnisse des classischen Alterthums, dessen anmuthige Kunst und massvolle Weisheit keine Zeit entbehren kann, aus den Denkmälern unserer nationalen Vergangenheit, in welchen der germanische Geist seine Hoheit und Tiefe, den Adel seiner bevorzugten Begabung offenbarte, immer reichere Früchte für die grosse und wichtige Angelegenheit der Bildung bringen! Was davon zum Frommen der Jugend, die an Ihren Unterricht und Ihre

*) Einen Beweis seiner desfallsigen Gesinnung giebt unter Anderem ein handschriftlich vorhandener Brief an Joach. Camerarius v. 30. Septbr. 1596 (cf. Collectio epistoll. Camerariana in der Münch. Bibl.), in welchem er sagt: S. Non essem molestus tibi, clariss. Doctor, mittendo litteras aliis viris inscriptas, nisi viderem Hopferos istic nolle sibi mitti ad Constantinum Fabricium pertinentes, ob religionis suspensionem, quam ipsi aversentur. Quare veniam dabis hominum ἀνυπομονησίᾳ. Meus ceteroquin is est animus, ut neminem non amem, in quo aliquid est clari, quum magni faciamus nos etiam doctos, qui lumine evangelii non claruerunt. Sed hi sunt virorum theologorum sermones, ut pejus angue dissidentes a se oderint, quos alii quam recte imitentur, judicent candidi.

erzieherische Leitung, hochverehrte Herren Collegen im Schulamte, gewiesen ist, sich verwerthen lässt, das werden Sie als ein willkommenes Geschenk hinnehmen, anderes nicht minder beachten, wenn es Ihren besonderen wissenschaftlichen Bestrebungen eine Unterstützung bietet. Die unklare Strömung der Gegenwart gegen ideale Richtungen sucht unsere Ziele zu verrücken. Eine ernste Mahnung für uns, störende Elemente, so weit wir es vermögen, von uns fern zu halten, aber auch zugleich ein bedeutsamer Wink, das Verfahren wohl zu erwägen, durch welches die bildende Kraft der Unterrichtsmittel am wirksamsten sich äussert und die Liebe, das Interesse der jüngern Generation in dem Bewusstsein sich steigert, dass ihr Wissen auch ein Können ist. Doch es ruft die Stunde zum Beginn des Werks. So gehen Sie denn an dasselbe unter dem Beistand und im Namen dessen, ohne den nichts gelingt! Der Herr lege auf Ihre sämtlichen Verhandlungen seinen Segen!

Nach der Eröffnungsrede lud der 1. Präsident die Versammlung ein, zur Wahl des Bureau zu schreiten und schlug desfalls zu Secretären

Professor Dr. Thilo aus Halle,
Gymnasialprofessor P. Zillober und
Studienlehrer Dr. M. Mezger aus Augsburg, dann
Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen

vor, welchem Vorschlage sofort zugestimmt wurde. Es erfolgte hierauf die Verlesung des Verzeichnisses der bis zur ersten Sitzung erschienenen Mitglieder, die, wie es auch bei den später eingetroffenen der Fall war, wenn ihre Namen vor dem Beginne der folgenden Verhandlungen bekannt gemacht wurden, bei der Nennung des Namens durch Aufstehen ihre Anwesenheit constatierten.

Nachdem noch das Nöthige wegen Bildung der Sectionen besorgt war, betrat Professor Dr. von Leutsch aus Göttingen auf Einladung des Vorsitzenden die Rednerbühne, um in folgenden Worten eine Bitte vorzutragen:

Meine Herren!

Ich habe mir erlaubt, der verehrten Versammlung eine kleine Schrift zu überreichen, und zwar weil ich meinte, dass es einem Göttinger Philologen wohl zieme, den 25sten Jahrestag dieses unseres Vereines zu begrüßen. Vor 25 Jahren wurde der Entschluss gefasst, einen solchen Verein zu stiften, und überall, wo er bis jetzt hingekommen ist, hat er so Manches gewirkt, durch die That die Zweifel und Bedenken widerlegt und sich überall feste und dauernde Freunde zu erwerben gewusst. Ausserdem hat mich aber zu diesem Schritte auch noch eine persönliche Rücksicht geleitet. Es haben hier wohl sehr viele Nutzen und Anregung aus unserem Vereine gewonnen, aber ich glaube, dass wohl kaum einer mehr Nutzen davon gehabt hat, als der Redacteur einer philologischen Zeitschrift. Ich muss gestehen, dass ich durch nichts mehr im Amte meiner Redaction unterstützt wurde, als durch diesen Verein, und es ist mir Bedürfniss, bei dieser Gelegenheit dies auszusprechen. Um davon einen kleinen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mir zu gestatten, in zwei Worten jetzt eine Bitte vorzutragen. Es ist ja die Einrichtung getroffen worden, Auszüge aus verschiedenen Zeitungen zu liefern, und man hat zunächst nur die philologischen Zeitschriften, also die Fachschriften ins Auge gefasst. Es hat sich aber allmählig herausgestellt, dass es wünschenswerth sei, auch das zu verzeichnen und zu berücksichtigen, was in den Zeitschriften anderer Wissenschaften

Philologisches zerstreut sich findet. Das zu sammeln geht aber über die Kräfte eines Einzelnen, und ich stelle darum die Bitte an meine Herren Fachgenossen, wenn einer von Ihnen in eine Zeitschrift, mit Ausnahme der Allgemeinen Zeitung, irgend etwas Philologisches schreibt, mir einen Auszug, oder was mir noch angenehmer wäre, einen Abdruck davon zukommen zu lassen, und zwar würde auf diese Weise die Einrichtung dieser Auszüge so erweitert werden, dass man mit einem Blicke übersehen könnte, in wie weite Kreise unsere Wissenschaft in Deutschland sich verbreitet. Auf diese Weise würden wir immer einen deutlichen Beweis in der Hand haben, um die Gegner unserer Wissenschaft in ihrer Behauptung, dass dieselbe nicht tiefe Wurzeln zu schlagen vermöge, zu widerlegen, und ich empfehle daher diese meine Bitte Ihrem geneigten Wohlwollen.

Auf weiteres Ersuchen des Präsidenten widmete dann Director Dr. Eckstein aus Halle dem im Laufe d. Js. verstorbenen Hofrath Dr. Rost in Gotha nachstehenden Nachruf:

Meine Herren!

Der geehrte und gelehrte Herr Vorredner hat uns soeben an die Wiege unseres Vereines geführt, nach der ehrwürdigen Georgia-Augusta, wo am 20. September 1835 unter Humboldt 25 Männer zusammentraten, um diesen Verein zu begründen; von jenen 25 sind bereits 11 aus unserer Mitte geschieden. Wenn ich mir erlaubt habe, vor zwei Jahren in Braunschweig Worte dankbarer Erinnerung und achtungsvollster Anerkennung den Manen Friedrich's von Thiersch zu weihen —, ich sage, wenn ich es gewagt habe als der Lernende und Schüler, dem grossen und berühmten Meister gegenüber —, trete ich heute wieder in Ihre Mitte, aber ich wage es nicht, sondern es ist Bedürfniss, einige Worte der Erinnerung einem anderen Manne zu widmen, der im August dieses Jahres unserer Mitte entrissen worden ist. Ich brauche wohl kaum zu erinnern an Valentin Christian Friedrich Rost. Wenn wir in Thiersch den Gründer des Vereins verehrten, dann müssen wir den Namen Rost sofort hinzufügen; denn Thiersch und Rost sind die Ersten gewesen, die diesen Verein berathen und seine Gründung vorbereitet und dann in Göttingen auf die eigentliche Begründung desselben hingewirkt haben. Bedarf es dafür eines Zeugnisses, das ich einem Philologen empfehlen darf, dann verweise ich auf das schöne Wort, das der unvergessliche Jacobs in Gotha gesprochen hat, wo er Thiersch und Rost als die Väter des Vereins bezeichnete, und wenn der Todte kein Recht mehr hat, sondern nur der Lebende, so werden Sie durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Firnhaber eine kleine Schrift bekommen, durch deren Zeugnis bekräftigt wird, dass Rost und Thiersch die Väter des Vereines sind. Einem solchen Vater, den wir verloren haben, ziemt sich wohl ein Wort der Erinnerung. Rost gehört seiner Heimath nach dem Herzen des deutschen Vaterlandes, dem Thüringerlande. an; also in dem Theile, in der terra, die als *feracissima philologorum* immer bezeichnet worden ist, hat auch seine Wiege gestanden, an einem Orte, dessen Name im Norden Deutschlands berühmt geworden ist, weil er als Sommerfrische in Mitte der schönen Buchenwälder Thüringens vielfach genannt ist —, in Friedrichsroda. In Friedrichsroda wurde er am 11. October 1789 geboren. Schlichte, einfache Verhältnisse waren es, aus denen er erwachsen ist. Er bezog im Jahre 1802 das Gymnasium zu Gotha, wo damals schon Jacobs glänzender Name verherrlicht war, wo Schultz und Ukert als Lehrer thätig waren. Das war eigentlich auch die Stadt, die für ihn das rechte Lebenselement und die rechte Lebensluft bot, — ein Land, dessen Fürsten immer die Pflege der Wissenschaft in der Weise sich haben angelegen sein lassen, dass sie selbst thätig mit eingriffen, ein Land, dass auch unter der Dynastie der

Koburger als Pflegerin wissenschaftlicher Bildung, tüchtiger Gelehrtenanstalten, Anerkennung gefunden hat. Nachdem Rost im Jahre 1810 das Gymnasium verlassen hatte, bezog er Jena, um dort nach der Sitte jener Zeit das philologische mit dem theologischen Studium zu verbinden, und übernahm hierauf eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Gotha. Im Jahre 1814 trat er als Collaborator an demselben Gymnasium ein und erwarb sich hier die besondere Gunst des Mannes, der ihm später sein Töchterlein zur treuen Lebensgefährtin und unermüdlichen Pflegerin eines bedeutenden Haushaltes gegeben hat. Durch Döring kam er frühzeitig in die Bahn, die nun auch die Richtung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen bezeichnen sollte; es wurde ihm der griechische Unterricht in fast allen Klassen anvertraut. Er und Döring waren die beiden Männer, die sich in der Praxis und in der Wissenschaft gegenseitig ergänzten. Während der Eine sich die Förderung des griechischen Unterrichts angelegen sein liess, verlegte sich der Andere meist auf den lateinischen und hatte darauf sein Augenmerk mit grösstem Erfolge gerichtet. —

Wie Rost für die Schule und für die Wissenschaft gearbeitet, so war er auch als Lehrer ausserordentlich thätig und unermüdlich. Ich erinnere mich recht wohl einer Zeit, wo er selbst unzufrieden darüber sich äusserte, dass die Regierung des Ländchens einen preussischen Schulrath berufen habe, um auch seine Schule zu revidieren, und ich ihm sagte: „Ich denke, es ist viel angenehmer, wenn der fremde Schulrath sagt: „„Ich habe Rost's Schule in der besten Ordnung gefunden““, als wenn ein herzoglich koburgischer Regierungsrath dasselbe Zeugniß über Dich giebt.“ —

Der Mann, der in Freundeskreisen so herzlich, freundlich, gesellig und entgegenkommend war, hatte doch auch eine schwache Seite. Es galt von ihm eigentlich, was Horaz von sich sagt: *irasci celer*, weil er eben in seinem Streben nach dem Idealsten und Besten rasch aufflackerte, böse wurde; und doch müssen wir hinzufügen: *tamen ut placabilis esset*, er war auch schnell wieder zu versöhnen. Derselbe Mann, der so leicht das Mittel der Versöhnung fand, hat sich literarischen Streitigkeiten nicht entzogen und war stets rasch auf dem Plan. Mir sind in diesem Augenblicke wenigstens vier solcher Streitigkeiten bekannt, die er wegen seiner literarischen Thätigkeit oder wegen seines Schulamtes zu bestehen hatte; mit Franz, mit Passow; und wenn man ihm sagte, er solle eine solche Polemik ignorieren, so pflegte er zu erwidern: „Du hast gut reden; Ihr lebt in einem grossen Lande, in einer grossen Stadt, wir aber leben in kleinlichen Verhältnissen; wie wäre hier ein Schweigen über solche Angriffe gerechtfertigt?“ —

Es kann mir nicht einfallen, hier in diesem Kreise eine ausführliche Würdigung seines reichen schulmännischen und schriftstellerischen Wirkens zu geben; aber dessen muss ich gedenken, was er für unsern Verein gewesen ist, dem er von seiner ersten Versammlung in Nürnberg an 13 Mal beigewohnt hat und bei der er zwei Mal die Stelle des zweiten Präsidenten zu versehen hatte, einmal in Gotha selbst, wo ja Jacobs wegen seines Gehörs verhindert war, die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen, und das andere Mal, durch äussere Verhältnisse veranlasst, in Hamburg. In Nürnberg war er der erste Secretär, und so hat er vom ersten Anfang bis zum vorigen Jahre in Frankfurt an unserm Verein gehangen mit unverbrüchlicher Liebe und Treue und alle seine Interessen gehegt und Alles, was auf die Organisation desselben sich bezog, sehr sorgfältig erwogen und allen seinen Interessen Rechnung getragen, dass es wahrhaft zu beklagen ist, seines guten Rathes fortan entbehren zu müssen. Und wenn wir den kecken frischen Muth des Mannes, der manche schwere Sorge

zu ertragen hatte, sie aber nie nach aussen trug, weil die moralische Kraft in ihm gross war, — wenn wir das Andenken unseres Rost ehren und achten wollen, dann lassen Sie uns das Vermächtniss heilig und hoch halten und unsere Philologen-Versammlung sichern gegen alle Einflüsse, damit auch nach 50 und mehr Jahren die Erbschaft, die auf uns gekommen, zum Segen und im Interesse des deutschen Vaterlandes bleibe. — Rost war auch nicht blos strenger Schulmann, er war auch ein durchaus praktischer Mann. Nicht blos in den städtischen Interessen, sondern auch bei einem Vereine, bei der Lebensversicherungsbank hat er von Anfang an unermüdlich gearbeitet und da die Praxis und Sicherheit des Geistes bewährt, die er aus den philologischen Studien geschöpft hatte. — Meine Herren! Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Desjenigen, der mein treuer Freund gewesen, zu dessen Nachfolger ich ja eigentlich auch bestimmt war, als er 1859 aus dem Staatsdienste trat und nun in das otium cum dignitate zurückging, — wenn ich hier Rost's gedenke, und ich glaube, Sie werden mir zustimmen, wenn ich Sie bitte, durch Erhebung von Ihren Plätzen Rost's Andenken in dieser Stunde zu ehren.

(Die ganze Versammlung erhebt sich.)

Es klingt freilich übel und möchte fast als böses Omen betrachtet werden, aber da nun der Herr Präsident einmal bei einem grossen Meister unserer Wissenschaft auch der astrologischen Dinge gedacht hat, mag auch ein klein wenig Aberglauben mit hineinkommen. Thiersch's Andenken feierten wir in Braunschweig, Rost's Andenken ehren wir in dieser alten Römerstadt, die er auf der Versammlung in Gotha auf besondere Einladung des damaligen ersten Bürgermeisters Du Val als Versammlungsort vorzuschlagen beauftragt war. Lassen Sie sich aber, meine Herren, dadurch nicht abschrecken, irgend noch einen Versammlungsort vorzuschlagen, in der Befürchtung, dass Sie im nächsten Jahre einen Lobredner Ihrer Verdienste im Verein finden möchten.

Da besondere Verhältnisse es wünschenswerth machten, dass der für die zweite allgemeine Sitzung bestimmte Vortrag des Hofraths Dr. Tischendorf aus Leipzig heute zuerst an die Reihe kam, so wurde dieser nach einer Verständigung mit Prof. Dr. Köchly aus Zürich gebeten, das angekündigte Thema:

„Ueber die paläologische und kritische Bedeutung des Codex Sinaiticus“

zu besprechen, welches Ansinnen in folgender Darlegung seine Erledigung fand:

Verehrte Herren, Collegen und Freunde!

Es gereicht zu meiner grössten Genugthuung, dass es mir vergönnt ist, diesen in der alten, theuren, ehrwürdigen Stadt Augsburg versammelten Männern deutscher Wissenschaft das uralte, in vielfacher Beziehung unvergleichliche Original der Bibel vom Sinai vorzulegen. Es geschieht unmittelbar vor der Rückgabe desselben an die kaiserlich russische Regierung; denn nachdem vor wenig Tagen die im Auftrage Sr. Maj. des Kaisers Alexander unternommene grosse Prachtausgabe vollendet aus der Presse hervorgegangen, hoffe ich schon in der nächsten Woche dieses Werk seinem ganzen Umfange nach zugleich mit dem Originale nach St. Petersburg zu überbringen. Es ist mir nun auch vom verehrten Präsidium dieser Versammlung freundlichst gestattet worden, einen Vortrag über den Codex Sinaiticus zu halten. Diesen Vortrag könnte ich leicht sehr lang ausdehnen, da ich von der Abfassung der Prolegomena herkomme, wobei ich alle wichtigen in Betracht kommenden Fragen zu erörtern hatte. Doch

auf einen solchen umfänglichen Vortrag kann es hier nicht abgesehen sein. Das grosse Werk selbst wird hoffentlich und aller Wahrscheinlichkeit nach sofort nach der Uebergabe desselben an Se. Kais. Majestät in alle Länder der Christenheit ausgehen, und dass Deutschland mit seinen zahlreichen gelehrten Instituten und Männern von dem erlauchten Schenkgeber nicht zuletzt bedacht werden wird, davon darf ich freudig überzeugt sein. Ausserdem wird aber auch die diplomatisch-kritische Handausgabe vom Neuen Testamente mit Barnabas und Hermas, so Gott will, schon zu Weihnachten von Leipzig aus veröffentlicht werden und vermöge ungewöhnlich billiger Preisstellung in die Hände aller derjenigen Gelehrten gelegt sein, die der Sache ein aufrichtiges Interesse schenken. Als die Hauptsache betrachte ich daher heute, wo so viel kundige Augen mich umgeben, die Autopsie, die Schau des Originals; mein Vortrag soll nur einige einleitende Worte dazu bieten. Hierzu scheint sich vor allem ein Hinweis auf das ausserordentliche Alter der Handschrift zu eignen. Ich sage: ein Hinweis, wünsche aber doch, dass er bei aller Kürze zugleich zu einem genügenden Nachweis werden möchte.

Die Aufgabe eines solchen Nachweises dünkt mich keineswegs schwer; denn es giebt, um den Ausdruck meiner Prolegomena zu wiederholen, unter allen unseren ältesten Urkunden des Bibeltextes keine einzige, die so giltige Beweise ihres uralten Adels aufzuweisen hätte.

Der erste Beweis dafür liegt im Schriftcharakter der Handschrift. Da zu einem Urtheile hierüber eine allgemeine, wenn auch noch so grosse, Vertrautheit mit griechischen Handschriften durchaus nicht hinreicht, wenn sich diese Vertrautheit nicht auf alle oder die meisten unserer überall zerstreuten griechischen Unzialhandschriften erstreckt, diese letzteren aber meines Wissens noch äusserst selten ein umfassendes gründliches Studium erfahren haben, so habe ich zur Vermittelung des gewünschten Urtheils den vielen und genauen Facsimiles der Sinaihandschrift 36 Facsimiles von den meisten einigermaßen vergleichbaren Handschriften beigelegt. Sieben darunter sind Herkulanischen und anderen Papyrus entnommen; von den übrigen nenne ich beispielsweise den Codex Vaticanus, den nach Sarravius benannten Origenischen Octateuch, den Codex Alexandrinus, den Codex Ephraemi, den Codex Claromontanus, den Codex Cantabrigiensis. Ausser den Papyrushandschriften, unter denen ein Fragment aus Saquara die überraschendste Schriftgleichheit mit der Sinaitischen Handschrift aufweist, haben wir neben dem Codex Vaticanus und dem Sarravischen Octateuch vorzugsweise Handschriften dargestellt, die dem 5. und 6. Jahrhundert zugewiesen werden. Fragen wir nun, worauf es bei der Altersbestimmung der Unzialhandschriften namentlich ankomme, so muss ich vor allen Stücken die volle Reinheit des alten Unzialcharakters hervorheben, die sich theils in der völligen Rundung, theils in der vollen Quadratform der Buchstaben kundgiebt. Diese Reinheit wird bis ins 5. Jahrhundert, wie es scheint, selbst dann nicht beeinträchtigt, wenn bei Zeilenausgängen der Raummangel kleinere Formen gebietet. Zu dieser Reinheit kommt die alte schöne ungekünstelte Einfachheit der Formen, die sich besonders in den Buchstaben ε σ τ γ κ (α) δ durch Abwesenheit aller stärkeren Endpunkte ausprägt. Wird nach dieser Regel die Sinaitische Handschrift geprüft, so wird sie von keiner einzigen unter allen vergleichbaren an Alterthümlichkeit übertroffen; am nächsten kommen ihr aber die Vaticanische Bibel und der Origenische Octateuch. Ich muss dabei noch auf die merkwürdigste Schriftverwandtschaft der Sinaitischen und der Vaticanischen Handschrift aufmerksam machen, indem beide sogar in solchen Formen und Gebräuchen übereinstimmen, die ganz in die Willkür der einzelnen Hand gestellt erscheinen. Es darf daraus wol zuversichtlich nicht nur auf dasselbe Vaterland für beide geschlossen werden, sondern auch darauf, dass beide aus derselben Schreibkünstler-Schule hervorgegangen.

wenn auch dessen ungeachtet ihr Alter um einige Jahrzehnte verschieden sein kann. Wesentlich für die Altersbestimmung der Unzialschrift ist aber ferner die Abwesenheit aller Initialen. Sie findet sich neben den Papyrus nur im Sinaiticus, im Vaticanus, im Origenischen Octateuch und in einigen zweimal syrisch überschriebenen Palimpsestfragmenten des Johannes zu London; in allen unseren übrigen, dem höchsten Alterthume zugehörigen Handschriften hat der Gebrauch der Initialen bereits Platz gegriffen. Damit müssen wir endlich auch noch die Interpunktion verbinden. Je einfacher sie ist, um so älter pflegt die Schrift zu sein. Im Sinaiticus ist sie in den meisten Theilen von der grössten Seltenheit; es giebt nicht nur ganze Columnen, sondern mehrere derselben hinter einander, wo sich nicht ein einziger Punkt findet. Oft auch ersetzt ein leerer Zwischenraum die Interpunktion. Dass wir hieraus mit Recht auf das hohe Alter schliessen, beweist nicht nur das Beispiel anderer späterer Handschriften mit reichlicherer Interpunktion, sondern die Sinaitische Handschrift selbst ist durch die vielfachen Ergänzungen der Interpunktion von späterer Hand zum Zeugen für die spätere Gewohnheit geworden.

Und zu dem allen müssen wir das noch hinzufügen, dass die Schrifterrscheinung mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Sinaiticus um so höher anzuschlagen ist, da derselbe von verschiedenen, wenigstens von vier Verfassern stammt und diese alle im Wesentlichen übereinstimmen.

Mit dem Schriftbeweise hängt ein anderer zusammen. Leonhard Hug betrachtete 1810 in seiner Schrift über das Alter der Vaticanischen Handschrift mit Vorliebe die Abtheilung des Textes jeder Seite in drei Columnen. Liegt das Buch aufgeschlagen vor uns, sagte er, so überschauen wir 6 Columnen. Er fand darin den Eindruck einer alten Schriftrolle wieder und schloss daraus auf die Abfassung zu einer Zeit, wo man vom Gebrauche der Schriftrollen zu dem der Bücher überging, aber doch noch immer bei der neuen Form die alte Sitte, den Text in schmalen Columnen niederzuschreiben, beibehielt. Diesen Ruhm der Vaticanischen Handschrift theilt vollkommen die Sinaitische, da sie mit Ausnahme der auch im Vaticanus nach uralter Gewohnheit stichometrisch geschriebenen poetischen Bücher des Alten Testaments auf jeder Seite nicht nur drei, sondern vier Columnen zeigt, so dass wir beim Aufschlagen des Buches acht Columnen vor Augen haben und somit noch mehr den Eindruck einer alten Schriftrolle empfangen. Keine einzige andere Handschrift dieser Art ist auf unsere Zeit gekommen, während der Gebrauch von drei Columnen sich doch noch in einigen Handschriften, wie im Dio Cassius zu Rom, erhalten hat.

Andere Beweise liegen in der Orthographie und im ganzen grammatischen Charakter des Textes mit seinen vielfältigen vorzugsweise als Alexandrinisch benannten Abweichungen von der klassischen Sprachreinheit. Das hohe Alter lässt sich hieraus deshalb folgern, weil dieselbe grammatische Eigenthümlichkeit nur in unseren ältesten Handschriften vorhanden ist, und zwar, wie es scheint, infolge treuer Uebertragung aus den frühesten Urkunden, während sie in den späteren Unzial- und in den Minuskelhandschriften durch Anpassung an den besseren griechischen Gebrauch abgestreift worden. Der Vaticanische Codex berührt sich auch hierin am nächsten mit dem Sinaitischen.

Dazu kommt die Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher, namentlich dadurch, dass die Apostelgeschichte mit den katholischen Briefen ihren Platz erst nach den Paulinischen Briefen gefunden. Dieselbe Erscheinung bietet die älteste syrische Uebersetzung, wogegen bereits die Vaticanische und die Alexandrinische Handschrift, sowie der Pariser Palimpsest die allgemein üblich gewordene Anordnung befolgen. Auch die letztere ist schon im 4. Jahrhundert und aus noch früherer Zeit bezeugt, die erstere konnte aber in späteren Zeiten gar

nicht mehr Platz greifen, nachdem die Stellung der Acta unmittelbar nach den Evangelien ganz allgemein geworden.

Auch die Fassung der Ueber- und Unterschriften gehört hierher. Obschon nicht jegliches hierin eine Bedeutung beanspruchen kann, zumal da sich Schwankungen in der Handschrift selbst finden, woran die Verschiedenheit der Mitarbeiter ihren Antheil hat, so hat doch das eine den alterthümlichsten Anstrich, dass die sämtlichen Ueberschriften der Apostelgeschichte nie anders als *πραξις* (Geschichte) lauten, eine Einfachheit, die sich nur in patristischen Werken wie bei Epiphanius vorfindet, aber in keiner andern Handschrift sich erhalten hat.

Ich habe früher ein Gewicht darauf gelegt, dass die Ammonischen Sectionen und Eusebischen Kanones erst später nachgetragen seien. Dieser Beweis geht über unser Bedürfniss hinaus. Denn dass jene zu einer Art Evangelienharmonie dienende Texteseintheilung schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts allgemein gebräuchlich gewesen, ergibt sich aus Cäsarius und Epiphanius, wie ja auch Hieronymus bald darauf ihre Uebertragung auf den lateinischen Text in seinem Briefe an Damasus meldet; aber es unterliegt auch keinem Zweifel, dass sie bereits Eusebius im Jahre 331 in jenen fünfzig für den Kaiser Constantin bestimmten Handschriften zur Anwendung gebracht, worauf man sie gewiss, schon um es den kaiserlichen Handschriften gleich zu thun, vielfach in Gebrauch genommen haben wird. Demnach kann die Sinaitische Handschrift vor die Mitte des vierten Jahrhunderts und ins Zeitalter des Eusebius selbst gesetzt werden, selbst wenn sie gleich ursprünglich mit den Ammonisch-Eusebischen Zahlen sollte ausgestattet worden sein. Daraus, dass eine andere als die nach Ammonius und Eusebius benannte Texteseintheilung in der Vaticanischen Handschrift vorgefunden wurde, wagte Hug eine Folgerung auf das ausserordentliche Alter des Vaticanus, deren Unhaltbarkeit erst ganz neuerdings offenkundig geworden. Dieselbe Eintheilung hat nämlich mit dem Vaticanus jener Zantische Lucas-Palimpsest gemein, der nicht über das achte Jahrhundert hinaufreicht. Offenbar konnte also auch neben der in den allgemeinen Gebrauch gekommenen eine andere unternommen und fortgepflanzt werden. Was nun aber die Ammonisch-Eusebischen Zahlen im Sinaiticus anlangt, so hat ihre Beurtheilung besondere Schwierigkeiten. Der Schrift nach könnten sie immerhin gleichzeitig mit der ältesten Schrift selbst sein; aber sie fallen jedenfalls später als gewisse, wenn auch sehr frühzeitige Correcturen. Die grosse Nachlässigkeit des Verfassers liess ihn mitten im Lucas abbrechen, so dass der grössere Theil der Zahlen jetzt noch bei diesem Evangelisten fehlt. Eine solche Nachlässigkeit lässt sich viel eher begreifen, wenn die Ergänzung aller solcher Zahlen später stattfand, als wenn ihre Beischrift gleich anfangs zur Ausstattung der Handschrift gehörte. Allein bei so zweifelhaftem Charakter bleiben sie unseres Erachtens zu einer zuverlässigen Beweisführung immer ungeeignet.

Eine andere Evangelieneintheilung, diejenige in grössere Kapitel, liefert uns ein bestimmteres Resultat. Während nämlich unsere berühmtesten griechischen Evangelienhandschriften zu London, Paris, Dublin und Wolfenbüttel diese gewiss längst vor Euthalius gemachte Kapiteleintheilung anerkennen, sind allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex noch frei davon geblieben.

Von besonderem Gewichte ist die Zurechnung vom Briefe des Barnabas und vom Hirten des Hermas zum Kanon in der Sinaibibel. Wir wissen bestimmt, dass die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts beiden Schriften kanonische Autorität beizumessen geneigt war, wie es Clemens und Origenes durch ihr Beispiel bezeugen; und als Eusebius um das Jahr 325

von den kanonischen Büchern im engern und im weitern Sinne, oder von den allgemein in der ganzen Kirche dafür geachteten und denjenigen, die ein beschränkteres Ansehen genossen, ein Verzeichniss anfertigte, nahm er beide Schriften zugleich mit den Paulusacten und der Petrinischen Apokalypse unter die letzteren, die von beschränkterem Ansehen, auf, womit vortrefflich der im Codex Claromontanus vorhandene vielleicht aus dem dritten Jahrhundert stammende Kanon zusammenstimmt. Dagegen wurde auf den Concilien zu Laodicea 364 und zu Carthago 397 der Kanon unter Ausschluss dieser Schriften von zweifelhafter Autorität vollzogen. Die Verwandtschaft der Sinaihandschrift mit Eusebius und dem Kanon des Codex Claromontanus wird überdiess dadurch noch vergrössert, dass zwischen Barnabas und dem Hirten sechs Blätter verloren gegangen, worauf aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein drittes Bestandtheil der Eusebischen Antilegomena gestanden hatte, sowie auch nach dem Hirten, von welchem selbst nur das erste Drittheil vorhanden, noch anderes gestanden haben kann. Legen wir uns aber nun die Frage vor, zu welcher Zeit man wohl eine solche weitere Fassung des Kanons bei einer so stattlichen vollständigen Bibelhandschrift befolgen konnte, so müssen wir damit die Frage nach dem muthmasslichen Umfange jener durch Eusebius für den Kaiser besorgten Exemplare verbinden. Was mag also Eusebius in jene kaiserlichen Exemplare aufgenommen haben? Entweder verfuhr er dabei mit dogmatisch kirchlicher Strenge und nahm nur dasjenige auf, was allgemeine oder doch fast allgemeine Geltung für sich hatte, oder er schloss nichts förmlich aus, was nicht das übereinstimmende Urtheil der Kirche gegen sich hatte. Jene Strenge war gehässig und voll Anmassung, denn sie machte das Urtheil des Einzelnen für eine so wichtige, schwierige Kirchenfrage ohne Weiteres entscheidend; die Duldung, die Nachsicht hingegen, die in dem andern Verfahren lag, war um so unbedenklicher, da jede Gemeinde vom Gebrauche der einen oder andern Schrift, wenn sie ihn missbilligte, absehen konnte. Wir unsererseits halten dafür, dass der umsichtige Bischof der liberalen Fürsorge des Kaisers für seine byzantinischen Gemeinden mit dem Wunsche, den Dank aller Betheiligten zu verdienen, entsprochen haben wird, nicht aber unter Geltendmachung dogmatischer, den Widerspruch so sehr hervorrufenden Prätensionen, denen er ja auch bei seinen kanonischen Aufzeichnungen keineswegs einen Ausdruck giebt. Ist diese Auffassung nicht ganz irrig, so müssen wir die Sinaitische Handschrift der Eusebischen Norm ganz entsprechend finden, indem sie die von ihm mit Vorliebe behandelten Antilegomena an die den allgemein angenommenen am nächsten gestellten und bald förmlich sanctionirten (jene fünf katholischen Briefe mit der Apokalypse) am Ende des Buches anschloss. Eine ähnliche Handschrift besitzen wir nicht. Beim Vaticanus lässt sich wenigstens auf eine solche Eigenschaft kein Altersbeweis gründen, da vom 9. Kapitel des Hebräerbriefs an alles Weitere (also die 3 Pastoralbriefe, der Brief an Philemon und die Apokalypse) verloren gegangen. Der Codex Alexandrinus aber enthält allerdings am Ende noch die 2 Briefe des Clemens, von denen namentlich der erstere in ähnlicher Weise wie die Antilegomena des Eusebius da und dort ausgezeichnet wurde. Er beweist damit, dass auch im 5. Jahrhundert, nachdem schon der Ausspruch der Kirche über diese gewichtige Angelegenheit erfolgt war, das eine oder andere der alten Antilegomenen vereinzelt in Gebrauch bleiben konnte, aber gerade mit dem Kanon des Codex Claromontanus und dem des Eusebius hat er nichts gemein. Uebrigens ist die Ausdehnung des Kanons im Codex Sinaiticus, für sich allein betrachtet, noch kein zwingender Beweis für die Abfassung desselben vor der Mitte des vierten Jahrhunderts; gewiss konnte wenigstens etwas Aehnliches auch noch später geschehen, wenngleich im Widerspruch mit der

Synodalentscheidung; offenbar aber wird sie mit mehr Recht in diejenige Zeit zurückversetzt, wo sie noch die unbeeinträchtigte Autorität angesehener Kirchenlehrer für sich hatte.

Hieran müssen wir einen möglichen Einwurf knüpfen. Erwächst gegen unsere Annahme kein Bedenken aus den Unterschriften zum 2. Buche Esra und zum Buch Esther? In diesen Unterschriften steht, dass die genannten beiden Bücher im Sinaitischen Codex (d. h. im Codex Friderico-Augustanus) nach einem „sehr alten“ von der Hand des Pamphilus in seinem Gefängnisse verbesserten und mit einer ausdrücklichen Note darüber ausgestatteten Exemplar berichtet worden seien. Ist diese Aussage zur Zeit der Abfassung des Codex oder doch bald darauf niedergeschrieben worden, und erschien damals ein in den ersten drei oder vier Jahren des vierten Jahrhunderts verfasstes Exemplar als ein sehr altes, so lässt sich dies schwerlich mit der Annahme vereinigen, dass der Codex Sinaiticus selbst vor der Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben worden sei. Allein beide Voraussetzungen sind gänzlich irrig. Jene Unterschriften beziehen sich nämlich auf die zahlreichen, den Büchern Esra und Esther etwa zu Anfang des 7. Jahrhunderts (von unseren Correctoren ^{c^a} und ^{c^b}) beigeschriebenen Verbesserungen. Zu dieser Zeit also erschien der Codex Sinaiticus, der noch heutzutage, d. h. 1200 Jahre später, durch seine Erhaltung auf vielen Schriftseiten in hohem Grade überrascht, noch nicht als ein sehr altes, wohl aber das Exemplar des Pamphilus. Zur Beurtheilung des letzteren bedurfte es keines paläographischen Scharfsinns, die Note, die es von der Hand des berühmten Märtyrers trug, war völlig entscheidend. War aber denn dieses Exemplar in den ersten Jahren nach dem Ausgange des 3. Jahrhunderts verfasst worden? Keineswegs. Pamphilus „änderte es um“, wie er ausdrücklich sagt, nach des Origenes Hexapla: dies beweist schon, dass es nicht erst unter seinen Augen und nicht nach derselben oder einer ähnlichen Handschrift verfasst worden war. Und zugleich giebt er selbst der von ihm nach Origenes umgeänderten Handschrift einen ausserordentlichen Lobspruch, wonach sie ihn durch ihre Vortrefflichkeit, also wahrscheinlich Alterthümlichkeit, zur eigenen Verbesserung nach dem Werke des grossen Meisters veranlasst zu haben scheint. Demgemäss wird auch in der Anmerkung des Codex Friderico-Augustanus als doppelte Eigenschaft jenes Exemplars das hohe Alter und die Verbesserung durch Pamphilus gerühmt. Müssen wir hieraus nun vollends mit grosser Wahrscheinlichkeit folgern, dass jenes Exemplar, mochte es sogar erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts geschrieben werden, auf Papyrus verfasst war, so musste es zu Anfang des 7. Jahrhunderts, wo die Anwendung des Papyrus längst ausser Gebrauch gekommen war, gegenüber dem schönen Pergamente des Codex Sinaiticus als ein uraltes Buch erscheinen.

An unsere Berücksichtigung jener so interessanten Anmerkung aus dem 7. Jahrhundert darf noch ein Hinweis darauf geknüpft werden, dass die vielen alten Correctoren, wie sie schwerlich einer anderen Handschrift zu Theil geworden, sämmtlich, mit Ausnahme des jüngsten, dem 12. Jahrhundert angehörigen Verfassers einiger weniger Noten, der Unzialschrift sich bedient haben. Noch wichtiger jedoch für die Altersfrage ist der Umstand, dass nachweislich schon im 8. oder 9. Jahrhunderte eine Auffrischung des Textes vieler weichen Pergamentseiten nöthig gewesen, und dass dieser Auffrischung eine andere auf mehreren solchen Seiten sogar bereits vorausgegangen war.

Ohne unsere Beweisführung auf alle noch vorhandenen Momente auszudehnen, gehen wir zu demjenigen Beweisgrunde über, der vielleicht alle anderen an Beweiskraft übertrifft, zum neutestamentlichen Texte der Handschrift. Einige der Lesarten, welche die Abfassung

der Handschrift in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nachdrücklichst belegen, sind folgende. Das letzte Kapitel des Marcus-Evangeliums bestand schon frühzeitig aus unseren 20 Versen. Beweis dafür liefern unsere namhaftesten Handschriften des 5. und 6. Jahrhunderts, der Codex Alexandrinus, der Pariser Palimpsest, die Cambridger Handschrift Beza's nebst den übrigen Unzial- und den sämtlichen Minuskelhandschriften, desgleichen die alten Versionen, darunter sieben Itala-Handschriften und alle syrischen und die gothische. Nichtsdestoweniger berichten uns Eusebius und Hieronymus, dass „fast alle alten guten Handschriften“ die letzten 12 Verse nicht enthalten haben. Während nun also über 500 griechische seit dem 5. Jahrhundert verfasste Handschriften jene Verse enthalten, deren Abwesenheit in den meisten Handschriften von Eusebius vor 340, seinem Todesjahre, bezeugt wird, besitzen wir nur an der Sinaitischen und an der Vaticanischen Handschrift Zeugen für den Gebrauch des Eusebischen Zeitalters. Kein geringeres Gewicht hat die Lesart im ersten Verse des Epheserbriefes. Nach allgemeiner Lesart der Handschriften, der Uebersetzungen und der Väter heisst es dort: „den Heiligen die da sind zu Ephesus“. Aber Origenes fand in seinen Handschriften nur die Worte: „den Heiligen die da sind“, wie sein Commentar unzweifelhaft darthut, und Basilius der Grosse schreibt um die Mitte des 4. Jahrhunderts, er habe dieselbe Lesart in alten Handschriften und zwar in Gemässheit der Angabe früherer Väter gefunden. Auch Marcion hat nicht anders gelesen; wie hätte er sonst aus diesem Briefe den an die Laodicener machen können. Hieronymus benutzte die Auslegung des Origenes, begriff aber nicht einmal, dass sie die Abwesenheit des Zusatzes „zu Ephesus“ voraussetzt; so sehr war der Zusatz zu seiner Zeit schon allgemein geworden. Unter allen unseren Documenten entsprechen nun aber allein der Sinaitische und der Vaticanische Codex den „alten“ Handschriften des Basilius.*)

Noch andere in ähnlicher Weise von den Alten bezeugte Lesarten des Sinaiticus bestätigen es, dass sein Text den Charakter des angehenden vierten Jahrhunderts an sich trägt. Zu Matth. 13, 35 berichtet uns Hieronymus, dass ein bekannter Gegner des Christenthums im dritten Jahrhundert, Namens Porphyrius, den Christen einen Vorwurf aus der Unwissenheit des Evangelisten Matthäus gemacht, weil derselbe an der genannten Stelle seines Evangeliums geschrieben habe: „auf dass erfüllet würde was gesagt ist durch den Propheten Jesaias, der da spricht“ etc. Hieronymus fand bereits diese Lesart nicht mehr in seinen Handschriften und meint, kluge Männer möchten sie wohl entfernt haben. Aber auch Eusebius bezeugt sie, sowie längst vor ihm der Verfasser der Clementinischen Homilien. Nun aber ist sie aus sämtlichen griechischen Unzialhandschriften, sogar aus sämtlichen Uebersetzungen geschwunden; die Sinaibibel hat sie getreulich aufbewahrt neben fünf der oft so räthselhaft einzelne uralte Lesarten bezeugenden Minuskeln. Natürlich hat aber auch ein Corrector, der in die Fusstapfen der „klugen Männer“ des Hieronymus trat, den Namen des Propheten mit Zeichen der Missbilligung umgeben. Zu Lukas 7, 35 bemerkt Ambrosius, dass anstatt der Worte: „von allen ihren Kindern,“ die meisten griechischen Handschriften („plerique Graeci“) „von allen ihren Werken“ lesen. Nicht eine einzige Urkunde bestätigte bis jetzt die Angabe des Ambrosius; die Sinaitische bestätigt sie. Joh. 1, 14 lesen alle Urkunden mit Ausnahme der Cambridger: „In ihm war das Leben.“ Origenes berichtet uns aber, womit andere uralte patristische Zeugnisse und Versionen übereinstimmen, dass manche Handschriften, und

*) Dies war der Hauptbeweis für Hug's Annahme, der Vatican. Codex sei vor der Mitte des 4. Jahrhunderts geschrieben.

vielleicht mit Recht, die Lesart: „In ihm ist das Leben“ dargeboten. Mit dem Cambrider Codex bestätigt nur der Sinaitische diese Angabe des Origenes. Zu Joh. 17, 7 bemerkt Chrysostomus, dass von einigen anstatt: „Nun wissen sie“ (*ἐγνώκαν*) gelesen werde: „Nun weiss ich“ (*ἐγνων*). Keine einzige Handschrift ausser der Sinaitischen liest das letztere. Zu Joh. 12, 32 bemerkt Augustin, es heisse nicht: „ich will sie alle zu mir ziehen,“ sondern „ich will alles zu mir ziehen.“ Diese Augustinische Lesart haben von allen griechischen Handschriften nur die Sinaitische, die Cambrider und eine Minuskelhandschrift aufbewahrt. Lukas 24, 13 heisst es, dass der Flecken Emmaus 60 Stadien von Jerusalem entfernt sei; da aber Eusebius und Hieronymus jenes Emmaus znversichtlich mit Nicopolis identificiren, das gegen 160 Stadien von Jerusalem entfernt ist, so müssen sie 160, nicht 60 Stadien in ihren Schrifttexten gelesen haben. Und so liest ausser einigen andern Zeugen in der That die Sinaitische Handschrift.

Besassen wir für die genannten und noch manche andere so vereinsamten Sinaitischen Lesarten sämmtlich ausdrückliche Nachweise aus dem dritten und vierten Jahrhundert, so werden andere, die in allen übrigen griechischen Handschriften untergegangen, durch zuverlässige Citate der Väter aus derselben Zeit oder durch die ältesten Uebersetzungen anerkannt. Dahin gehören: Matth. 18, 24, wo allein der Sinaiticus mit der koptischen und sahidischen Version die an sechs Stellen wiederholte Lesart des Origenes (*πολλων* für *μυριων*) aufweist; Joh. 13, 10, wo allein der Sinaiticus unter Beistimmung einiger lateinischer Handschriften die gleichfalls sechsmal wiederholte Lesart des Origenes und damit ohne Zweifel den ächten Text des Johannes selbst („wer gewaschen ist, der darf nicht gewaschen werden“) zur Anerkennung bringt; Matth. 7, 13, wo allein der Sinaiticus mit Clemens und Origenes und lateinischen Zeugen liest: „denn weit und breit ist der Weg“ anstatt: „denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit“; Joh. 6, 51, wo er allein den vortrefflichen Text bewahrt hat, den Tertullian und das alte dem Augustin zugeschriebene Speculum übersetzten: „und das Brot, das ich geben werde für das Leben der Welt, ist mein Fleisch“; Joh. 2, 3, wo er die völlig Johanneische Ausdrucksweise herstellt, die nur noch in den ältesten lateinischen Handschriften, in der äthiopischen Uebersetzung und auf dem Rande der zweiten syrischen übrig geblieben war: „und sie hatten keinen Wein, denn der Hochzeitswein war erschöpft. Da sagte die Mutter“.

Doch ich unterlasse weitere Beispiele vorzulegen; die schon betrachteten werden für unseren Zweck genügen. Der in ihnen ausgeprägte Textcharakter ist nur daraus erklärlich, dass der Codex Sinaiticus aus einer früheren Zeit stammt, als alle unsere übrigen Handschriften, obgleich ihm der Vaticanische Codex am nächsten zu stehen kommt.

Auch von weiteren Belegen, die zur Gesamtcharakteristik des Sinaitischen Textes dienen könnten, muss ich an diesem Orte absehen. Es sei nur angedeutet, indem ich zunächst auf meine Prolegomena verweise, dass keine einzige unserer Handschriften in so überraschender, wahrhaft wunderbarer Weise die Feststellung und Wiederherstellung des ursprünglichen Aposteltextes fördert, wenn auch immer der rechte Gebrauch der Handschrift zu diesem Zwecke einer erfahrenen und vorsichtigen Hand bedürftig ist. Mein Schlussurtheil in den Prolegomenen lautet dahin, dass die uns von der göttlichen Vorsehung geschenkte Urkunde ohne allen Zweifel epochemachend in die textkritischen Forschungen hereintritt. Der Codex Sinaiticus wird, unterstützt von den nächst ältesten und nächst verwandten, die Reform der neutestamentlichen Textkritik, soweit sie noch möglich geblieben, dauernd begründen.

An diesen Vortrag schloss sich die Vorzeigung der höchst merkwürdigen Handschrift in dem Fürstenzimmer des Rathhauses, wo ausser dem Codex Sinaiticus auch Abbildungen der alten Papyrusrollen und der ältesten Unzialhandschriften, sowie Druckbogen der grossen Ausgabe der Bibel vom Sinai vorlagen, und wo die zahlreich anwesenden Mitglieder der Versammlung auf gestellte Fragen durch Hofrath Tischendorf in zuvorkommendster Weise weitere belehrende Aufschlüsse erhielten.

Zweite allgemeine Sitzung.

Der 2. Präsident verliest zuvörderst ein Telegramm, wodurch Ihre Majestäten der König und die Königin von Bayern für die bei dem Festessen des vorigen Tags auf Allerhöchstdieselben ausgebrachten Toaste huldvoll dankten; dann setzt er die Anwesenden von folgenden Einladungen in Kenntniss: des Conservatoriums der k. Gemäldegallerie zum Besuche der Gemäldesammlung, des Kunstvereins zum Besuche der Sammlungen desselben, des naturhistorischen Vereins in gleicher Absicht, der Gesellschaft „Erheiterung“ zum Besuche ihres Lese-cabinets — und theilt den Inhalt eines Briefes des Prof. Dr. H. Fritzsche aus Leipzig mit, worin dieser sein Bedauern ausdrückt, dass er durch eine Krankheit in seiner Familie gehindert sei, der Versammlung beizuwohnen. Dem Briefe lag eine, von demselben verfasste, dem Philologenvereine gewidmete Schrift: *Theocriti Pharmaceutriae*, Lips. B. G. Teubn. 1862 (enthaltend den Text und eine metrische lat. Uebersetzung, dann erläuternde Bemerkungen zu demselben) bei, welche, so weit die Zahl der Exemplare reichte, in der Sitzung vertheilt wurde.

Ferner zeigte der 2. Präsident den Einlauf weiterer Geschenke an Druckschriften an von:

- 1) G. W. Nitzsch, „Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen“, Leipzig 1862.
- 2) Hofrath L. Urlichs, „Abhandlungen der philologischen Gesellschaft in Würzburg“.
- 3) Dr. W. Onken (Privatdocent der Geschichte und Philologie in Heidelberg) „Isocrates und Athen, Beitrag zur Geschichte der Einheits- und Freiheits-Bewegung in Hellas“.
- 4) C. Dillmann, „die Volksbildung nach den Forderungen des Realismus“. Stuttg. 1862.
- 5) Dr. von Leutsch, das neueste Heft des „Philologus“.

(Bei Empfangsnahme der Eintrittskarte im Empfangsbüreau waren an die einzelnen Mitglieder schon vertheilt worden:

- 1) Memoria Hieronymi Wolfii. Scripsit D. G. C. Mezger. Aug. Vind. 1862.
- 2) Eine neue Handschrift der 6 Satiren des A. Persius Flaccus. Programm der Studienanstalt des kath. Gymnasiums zu Sct. Stephan in Augsburg 1862/63, verfasst von P. Matthias Zillober, Gymnasialprofessor.
- 3) De formula „Nemo unus“ et similium formularum significatione commentatio. Ad salutandos philologos Augustam Vind. congressos scripsit J. C. Eduardus Oppenrieder, gymn. prof. Aug. Vind. 1862.
- 4) Die römischen Steindenkmäler, Inschriften und Gefässstempel im Maximilians-Museum zu Augsburg, beschrieben von M. Mezger, k. Studienlehrer und Conservator des römischen Antiquariums. Mit 2 lith. Beilagen. Augsburg 1862.

- 5) Eine lat. Ode. Viros eruditissimos illustrissimos summopere reverendos ad philologorum congressum p. d. d. XXIV—XXVII m. Septemb. a. MDCCCLXII Aug. Vindelicorum celebrandum confluentes rite pieque consalutat Henr. Stadelmann. Aug. Vind.
- 6) Exercitationum criticarum specimen Philologis Germaniae p. d. XXIV—XXVII m. Sept. a. MDCCCLXII. Augustam Vind. conventum agentibus d. d. d. D. Ernestus de Leutsch, prof. Goettingensis. Goetting. 1862. (In 100 Exempl. vertheilt.)
- 7) Abdruck eines für die „Encyclopädie des gesamten Unterrichtswesens“ bestimmten Artikels, dem zu Augsburg vom 24.—27. Septbr. tagenden Philologencongress aus Anlass seines 25jährigen Bestehens verehrungsvoll dargebracht vom Verfasser (Regier.-Rath Dr. Firntaler in Wiesbaden), Redacteur und Verleger. Gotha 1862.
- 8) Festgabe für die Philologen-Versammlung in Augsburg vom 24.—27. Septbr. 1862. Von Dr. Carl Barth. Augsburg. (Vertheilt, soweit die Exemplare reichten.)

Hiezu kamen später noch in einzelnen Exemplaren als Geschenke:

- 1) Goethii elegiae Romanae. In Latinum convertit Henr. Stadelmann. Memming. 1862.
- 2) Die Augsburger Mundart. Von Dr. Anton Bierlinger. Augsburg 1862.
- 3) Text, Zeichen und Scholien des berühmten Codex Venetus zur Ilias von La Roche, Prof. am k. k. Gymnasium zu Wien. Wiesbaden 1862.
- 4) Programm der lat. Hauptschule in Halle für das Schuljahr 1858—1859.
Inhalt: I. de Silvarum Statianarum conditione critica. Scr. Albr. Imhof.
II. Schulnachrichten von Dr. Eckstein.
- 5) Programm derselben Anstalt für das Schuljahr 1860—1861.
Analekten zur Geschichte der Pädagogik von Dr. Eckstein.
- 6) Zu Wernher's Marienleben. Augsb. Bruchstücke, herausgegeben von Benedict Greiff. Wien 1862.
- 7) Roma Vetus. In usum scholarum edidit Herm. Reinhard, gymn. Stuttg. professor.

Hierauf betrat Prof. Dr. Köchly aus Zürich die Rednerbühne, um der von dem Präsidenten an ihn ergangenen Einladung gemäss den für die gestrige Sitzung schon bestimmten Vortrag zu halten. Er äusserte sich

„Ueber den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee“

folgendermassen:

Hochansehnliche Versammlung!*)

‘Homer und kein Ende!’ so höre ich manchen der geehrten Herren Philologen und Schulmänner flüstern, und schaue ich im Kreise der hier Versammelten mich um, so ist's als

*) Vorbemerkung. Als ich der Aufforderung des geehrten Präsidiums gemäss mich entschloss einen Vortrag zu halten, so glaubte ich einen Gegenstand wählen zu müssen, welcher einerseits von allgemeinem Interesse zu sein schien und über welchen ich andererseits schon seit einer Reihe von Jahren mir klar geworden war. Erschien es mir allerdings bedenklich, einen so umfänglichen und überaus schwierigen Gegenstand in verhältnissmässig kurzer Zeit auf angemessene Weise zu behandeln, so hoffte ich vor meiner Abreise noch so viel Zeit zu erübrigen, um den versprochenen Vortrag auch in Beziehung auf Inhalt und Form auf's Genaueste vorzubereiten. Darin hatte ich mich aber getäuscht: Arbeiten und Zerstreuungen nahmen mich in den

tönte es mir von allen Seiten entgegen: 'Homer und kein Ende!' Und das noch dazu von einem dieser berüchtigten 'Kleinliederjäger', dieser 'Atomisten', die da den heiligen Leib

letzten Wochen des verwichenen Sommersemesters dergestalt in Anspruch, dass ich eigentlich ohne alle specielle Vorbereitung nach Augsburg kam. Ich war daher dem verehrten Präsidium sehr dankbar, als es auf meine Bitte die Gefälligkeit hatte, meinen schon auf Mittwoch angesetzten Vortrag um einen Tag zu verschieben. So konnte ich wenigstens über Auswahl des Stoffes sowie über Gang und Methode der Behandlung vollkommen mit mir in's Reine kommen, während ich im Uebrigen genöthigt war, nach Ausdruck, Stil und Färbung den Vortrag rein zu improvisiren. Diese Improvisation war um so schwieriger, weil ich auf mehr Zeit gerechnet hatte, als mir eingeräumt werden konnte. So musste ich Manche übergehen oder nur ganz oberflächlich andeuten, was ich genauer auszuführen mir vorgenommen hatte. Bei diesen Uebelständen tröstete mich die Voraussetzung, dass gegenüber der Unmöglichkeit, den Vortrag so wiederzugeben, wie er wirklich gehalten worden, ich volle und vollberechtigte Freiheit haben würde, ihn vollständig nach meiner ursprünglichen Idee auszuarbeiten, wodurch derselbe natürlich auch bedeutend länger geworden wäre.

Aber in der Voraussetzung jener Unmöglichkeit hatte ich mich getäuscht. Das treffliche Secretariat hatte seine Massregeln so gut getroffen, dass es mir eine im Ganzen sehr treue stenographische Niederschrift zur Redaction vorlegen konnte, und schon vorher war nach einer andern im Wesentlichen übereinstimmenden Niederschrift in der österreichischen Gymnasialzeitung Heft X S. 750—758 mein Vortrag 'beinahe wörtlich' mitgetheilt worden. Gegenüber diesen Actenstücken konnte ich es mit meinem philologischen Gewissen nicht vereinigen, den obigen Plan auszuführen: es erschien mir, so zu sagen, als eine 'Fälschung', an die Stelle meines gesprochenen Wortes im bewussten Gegensatze zu der ächten Ueberlieferung ein anderes, wenn auch vollständigeres und besseres Elaborat zu setzen; ja es kam mir geradezu komisch vor, in einer gegen die Interpolationen Homer's gerichteten Kritik gleichsam mein eigener Interpolator zu werden.

So habe ich mich denn begnügt, meinen wirklich gehaltenen Vortrag auf Grund der beiden Wort für Wort genau verglichenen Niederschriften nur zu emendiren, eine Arbeit, welche mir übrigens mindestens ebenso viel Zeit und Mühe gekostet hat, als wenn ich einen ganz neuen Aufsatz verfasst hätte. Ich habe zunächst die Irrthümer und Missverständnisse beseitigt, welche selbst der geübteste Stenograph nie ganz vermeiden kann; ich habe sodann die Versehen berichtigt, welche ich etwa selbst im Flusse der Rede begangen; ich habe hier und da den Ausdruck verbessert, wenn der augenblicklichen Improvisation nicht gleich das Treffende zu Gebote stand; ich habe endlich Erweiterungen und Zusätze da gemacht, wo — wie oben bemerkt — nur die Rücksicht auf die drängende Zeit eine nicht beabsichtigte Kürzung gebot.

Im Uebrigen habe ich mich als gewissenhafter Philolog so genau als möglich an die schriftliche Ueberlieferung gehalten und habe daher selbst da Nichts verwischen wollen, wo der Charakter des gesprochenen Wortes für manchen Leser vielleicht zu entschieden auftritt.

Die kurzen Anmerkungen beizugeben hatte ich von Anfang an beabsichtigt. Sie haben lediglich den Zweck, nur die nothwendigsten Belege zu geben; insbesondere aber sollten sie in knappester Form, jedoch auf das Genaueste, Umfang und Bestand der von mir besprochenen Lieder angeben, weil natürlich erst dadurch der Vortrag seine wissenschaftliche Grundlage erhält. Zu grösserer Bequemlichkeit der Mitforscher habe ich diese Lieder in den beiden Universitätsprogrammen (Winter 1862/63, Sommer 1863), welche nächstens erscheinen werden, in übersichtlicher Weise kritisch behandelt.

Jener Mangel an Zeit und die gebotene Rücksicht auf die Sprecher nach mir ist's denn auch allein gewesen, welche mich bestimmt hat, auf die Einwendung meines geehrten Herrn Opponenten keine Antwort zu geben, obgleich sie ebenso leicht als kurz gewesen wäre. Aus Ilias und Odyssee dadurch ein einheitliches Ganze herzustellen, dass man sie 'von der Masse kleiner Einschreibungen befreit, von denen sie durchzogen sind,' das ist einfach desshalb unmöglich, weil zur Herstellung jener Einheit nicht bloss negativ Athetesen und zwar im allergrössten Massstabe, sondern auch positiv Zusätze und Umdichtungen aller Art nöthig sein würden. Das Letztere nachzuweisen behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor; das Erstere ist schon von den scheinbaren Einheitskritikern gethan worden, welche ganze Bücher, wie die Doloneia, die Presbeia, Hektor's Lösung, die Nekyia, den Schluss der Odyssee ausscheiden, ein Verfahren, durch welches sie eigentlich, ohne es zu ahnen, bereits mit Sack und Pack in's Lager der 'Kleinliederjäger' hineingerathen sind. Namentlich gilt dies z. B. von der vielbeliebten und vielbelobten Grote'schen Hypothese, welche sich nur graduell, nicht principiell von der perhorrescirten Kleinliedertheorie unterscheidet!

Homer's Bacchanten gleich zerreißen, von einem dieser Kleinliederjäger, die, mit dem alten ehrlichen Voss zu reden, um einen 'geflickten Popanz' sich schaaren und darüber das wahre hehre Götterbild im Stiche lassen? Und das in einer Versammlung, die eben nicht allein dazu zusammentritt, dass wissenschaftliche Discussion gepflogen, sondern dass auch in weiteren Kreisen für unsere Philologie immer wieder von Neuem Begeisterung geweckt, dass derselben immer neue Anhänger und Freunde gewonnen werden! Die aber gewinnen wir nicht, wenn wir nur reden von der Fürtrefflichkeit der Alten: die mögen wir nur gewinnen, wenn wir eben diese Alten, insoweit sie von allgemeinem Interesse sind, immer wieder von Neuem auch den Laien vorführen und klar machen. Und endlich in einer Spanne Zeit, welche für eine gründliche Homer-Kritik kaum hinreichen dürfte, um über die Athetese eines einzigen Verses sich zu verständigen, in einer solchen Spanne Zeit über die Odyssee zu sprechen, die lange lange Jahre als ein unantastbares Heiligthum gegolten — das ist gewiss eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Und, gestehe ich es Ihnen nur ganz offen, es ist mir selbst fast zu Muthe wie Odysseus, als er da mitten hindurch steuern sollte 'durch der Skylla Gebell und der Charybde Gefahr.'

Doch was hilft's? Der Versuch muss gewagt werden, und dass er gewagt werden darf, dafür rufe ich den Altmeister deutscher Dichtung in die Schranken, in dessen Geburtsstadt wir unsere vorjährige Philologen-Versammlung gefeiert haben, dessen innige Verschmelzung mit dem griechischen Alterthume der verehrte Herr Präsident unserer damaligen Versammlung ebenso beredt als gründlich uns vorgeführt hat. Ich erinnere Sie, meine Herren, an jene Worte, mit welchen Goethe 'Hermann und Dorothea' eingeleitet hat, Friedrich August Wolf's gedenkend, dessen Prolegomena zum Homer, bei deren Lectüre ihm 'die wunderbarsten Lichter aufgingen', 'den grössten Einfluss auf ihn geübt hatten,') dessen kritischer Scharfblick, dessen selbstbewusste Sicherheit, mit der er über ächt und unächt absprach, dessen ganze schlagfertige Persönlichkeit einen so mächtigen Eindruck auf den doch so ganz anders gearteten Dichterfürsten machten.**)

'Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros

Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?

Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.***)

Und Goethe ward Homeride für ewige Zeiten: ist auch die 'Achilleis' nicht ganz mit Unrecht so ziemlich vergessen, 'Hermann und Dorothea', dieses Bürgeridyll deutschen Lebens, es wird nimmer vergessen werden, so lange noch eine deutsche Zunge spricht.

Aber freilich, auf diese Begeisterung für die Homeriden ist eine Reaction gefolgt. In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe wird gar häufig dieser Frage gedacht. Schiller's grossartig idealer Geist empörte sich gegen diese kritischen Kleinlichkeiten, und er schalt das Unternehmen 'barbarisch'.****) Und als nach seinem Tode der wunderliche Schubarth in

*) S. Annalen 1797. Bd. XXVII, S. 66. (Ausz. in 40 Bdn. von 1840). Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2te Ausg. 1856) I, 300.

**) S. besonders Annalen ebenda S. 166—170.

***) S. die Elegie 'Hermann und Dorothea' Bd. I, S. 263.

****) S. Briefwechsel 459: 'Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muss

Homer einen Hofdichter des Fürstenhauses der Aeneaden zu entdecken glaubte, da meinte der greise Goethe mit jener 'Lässlichkeit', die ihm so wohl ansteht und die ihn, den Halbgott, uns, den gewöhnlichen Sterblichen, näher bringt:

'Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Dass Ilias nur ein Flickwerk sey.

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.*)

Die grossen Dichter haben Recht gehabt mit ihrer Reaction. Denn die Beweisführung Friedrich August Wolf's war nur eine äusserliche, eine historische. Sie zerstörte nur, nicht bloss für die grossen Dichter, sondern für jedes poetische Gemüth den alten Zauber, ohne dafür einen neuen herauf zu beschwören. So musste denn an diese historische Beweisführung sich die Beweisführung von innen heraus anschliessen, um die grosse Frage vorwärts zu bringen. Aber der Meister, dem dieser grosse Wurf gelungen, der Meister, vor dessen Schatten wir uns Alle beugen, — ich brauche seinen Namen nicht zu nennen, — Sie werden es mir verzeihen und es mir nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn ich in diesem Momente von mir selber spreche, wenn ich heute nicht ohne Rührung daran denke, wie er vor 17 Jahren in der ersten Philologenversammlung, an der ich theilnahm und wo ich mit jugendlicher Keckheit den Versuch machte, noch einen Schritt weiter zu gehen als der Meister, wie er da in seiner ernsten ruhigen Art doch keineswegs abfällig über meine Kühnheit sich äusserte,**) —

einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.'

*) Dies Gedicht 'Homer wieder Homer' steht unter der Rubrik 'Epigrammatisch' Bd. II., S. 270. Den bessten Commentar zu der Stimmung dieses Gedichts geben die Annalen zu 1820, a. O. S. 370 f.: 'Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, dass eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit grosser Kenntniss, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so fasste gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Lässlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, liess mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen.' Ueber 'Schubarth's Ideen' s. ebenda S. 386.

**) Es war auf der Philologenversammlung zu Darmstadt 1845, wo dies geschah. Mein damals gehaltener Vortrag handelte über die aus zwei Liedern zusammengeschweisste erste Hälfte (V. 1—483.) des zweiten Buchs der Ilias. Wie ich später in einem Universitätsprogramm (de Iliadis B 1—483 disputatio. Turici 1850.) dieses Ergebniss gegen des leider zu früh verewigten Nägelsbach conservativen Scharfsinn vertheidigt habe, so muss ich es auch noch bis hent gegenüber denjenigen festhalten, welche sich vergebens

Er ist dahin, wie so manch' Anderer, der in diesen 17 Jahren abgeschieden! Doch wenden wir uns zu einem Theil von dem, was an unserm Lachmann unsterblich ist, — und das ist seine Liederkritik der Ilias!

Meine Herren! die Consequenzen, welche aus Lachmann's Betrachtungen in Bezug auf die Ilias nachmals weiter zu führen versucht worden, sind Ihnen hinlänglich bekannt. Darnach würde die erste Hälfte der Ilias grösstentheils aus kürzern Liedern bestehen, etwa dreizehn, wenn mich das Gedächtniss nicht täuscht, während in der zweiten Hälfte vorzugsweise längere Gedichte, sechs an der Zahl, enthalten wären. *) Kleinere unbedeutende Nachdichtungen, Füllstücke und dergleichen dürfen wir hier billig übergehen.

Ich kann natürlich in diesem Vortrage nicht auf alle die Fragen eingehen, welche sich von allen Seiten aufdrängen, wie denn überhaupt dieser Vortrag nicht die Absicht hat, eine erbitterte Polemik hervorzurufen — ist doch leider in dieser Hinsicht innerhalb und ausserhalb der Mauern Ilion's mehr Gift und Galle verspritzt worden, als nöthig —: 'nicht mitzuhassen, mitzulieben ist mein Ziel!' Mit diesem Worte der Antigone lassen Sie mich meine weiteren Betrachtungen beginnen.

Aber zwei Fragen muss ich denn doch auch hier berühren, welche von den Einheitskritikern mit Recht in den Vordergrund gestellt und uns, 'den Kleinliederjägern', nicht sowohl zur Beantwortung empfohlen, als vielmehr gleich Schreckbildern immer wieder von Neuem entgegengehalten werden. Es geht, meine Herren! mit den alten Schreckbildern wie mit den neuen: rückt man ihnen energisch auf den Leib, so wird man etwas vom Geiste des Diomedes in sich spüren, als ihn seine Göttin Unterstützung verheissend in den Kampf trieb und er getrost die Worte sprach: *τρεῖν μ' οὐκ ἔ᾿ Παλλὰς Ἀθήνη*. Und manche dieser Schreckbilder werden dann wie Schemen zerfliessen, andere muss man gewaltsam zertrümmern.

Die erste dieser zwei Fragen lautet: 'Wenn nun in der That die Ilias — um nur von dieser zu reden — aus einzelnen Liedern zusammengesetzt ist, wie kommt es, dass diese zu einem denn doch leidlich zusammenhängenden Ganzen' — denn diese äussere redactionelle Einheitlichkeit läugnen auch wir nicht — 'verbunden worden sind? Wie kommt es, dass die Peisistrateer auf den Gedanken kommen konnten, Lieder zu vereinigen, welche, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Poeten gedichtet, bis dahin einzeln gleichsam herumgeflattert, einzeln von den Rhapsoden vorgetragen worden sind?' Darauf hier nur die einfache kurze Antwort: Das haben auch die Peisistrateer gar nicht zuerst gethan: jene Lieder sind von Anfang an in Beziehung auf einander gedichtet und schon frühzeitig im Zusammenhange mit einander vorgetragen worden, und die Peisistrateer haben daher nur mit Bewusstsein vollendet, was Jahrhunderte lang zuerst halb instinctiv, dann mit Reflexion,

bemühen, durch gewaltsame und ausgedehnte Athetesen wirklichen Zusammenhang herzustellen und die schreienden Widersprüche auszugleichen.

*) Diese 19 Iliaslieder sind, wie ich sie fast ausnahmslos mit ihren überlieferten Namen bezeichne, folgende: 1. *Μῆνις*. 2. *Λιταί*. 3. *Ὀνειρος*. 4. *Ἀγορά*. 5. *Βοιωτία*. 6. *Ὅρκιοι*. 7. *Τειχοσκοπία*. 8. *Ἀγαμέμνονος ἐπιπώλησις*. 9. *Διομήδους ἀριστεία*. 10. *Ἐκτορος καὶ Ἀνδρομάχης ὁμιλία*. 11. *Προσβεία*. 12. *Δολώνεια*. 13. *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία*. 14. *Τειχομαχία*. 15. *Ἐπινανσιμάχη*. 16. *Διὸς ἀπάτη*. 17. *Πατρόκλεια*. 18. *Ἀχιλλεύς*. 19. *Ἐκτορος λύτρα*. Von diesen Liedern und Gedichten habe ich 1—10, 12—16 und 19 in meine *Ἰλιάς μικρά* (Lips. ap. Teubner. 1861.) aufgenommen.

durchaus aber mit Naturnothwendigkeit begonnen und fortgeführt worden war. Aber wie geschah das? höre ich mit Recht meine Gegner fragen. Meine Herren! diesen Punkt nicht näher erörtern und die Einwürfe der Gegner hier nicht beantworten zu können, bedauere ich ganz besonders. Aber die 'allbezwingende Zeit' verbietet es mir: denn um hierauf Antwort zu geben, müsste ich zugleich eine Skizze der Entstehung und Entwicklung des ganzen griechischen Epos geben. Ich erlaube mir also hier nur gleichsam als Sphinx den Gegnern zu sagen: die Antwort auf jenen Einwurf liegt implicite zwar, aber vollständig in den Worten Pindar's:

Ὅθεν περ καὶ Ὀμηρίδαι
ῥαπτῶν ἐπέων ταπόλλ' ἀοιδοὶ
ἄρχονται, Διὸς ἐκ προοιμίου.*)

Auf die zweite Frage aber muss ich genauer eingehen. Es ist diejenige, mit deren Beantwortung wir in ein neues, in das dritte und — ich hoffe — das letzte und entscheidende Stadium der Homerfrage eintreten. 'Ihr Herren,' sagen die Einheitskritiker, — und Manche aus unserem Lager, denen der rechte Muth fehlt, die es für besser halten, lieber gleich von vorn herein zu verzweifeln, als vielleicht eine Niederlage zu erleiden, Manche von unsern Freunden schliessen sich in ihrem Kleinmuth ihnen an, — 'ihr Herren, woher nehmt ihr denn das Mass für eure Homerlieder? Ist es die moderne Aesthetik? Sind es die Sätze, wie sie Hegel und seine Schüler uns aufgestellt haben? Oder sind es etwa gar die Wünsche, die mannigfaltigen und oft entgegengesetzten Neigungen 'ästhetisch gebildeter Leser', denen Ihr bei Eurer angeblichen Herstellung jener Lieder Rechnung tragt? Ei, da geht uns mit Euern Liedern, wir halten uns an das Ueberlieferte, was Aristoteles und die Alexandriner anerkannt haben.'

Die Herren haben vollkommen Recht, diese Frage zu thun. Aber die Antwort ist leicht. Auch in unserer Wissenschaft gibt es zuweilen ein Ei des Columbus. Woher wir das Mass nehmen für die Beurtheilung, beziehentlich Ausscheidung und Wiederherstellung der Homerischen Lieder? Nun, aus ihnen selbst! Sind etwa keine Homerischen Lieder vorhanden, ganz und vollständig und bis auf wenige unbedeutende Interpolationen, die einfach in Wegfall kommen, in ihrer vollen Reinheit? Lieder, die so gut erhalten sind, wie irgend eine Tragödie des Aeschylos oder des Sophokles? Ja, und sogar bestimmt als Einzellieder überliefert: oder wer wüsste nicht, dass wenigstens die *Δολώνεια*, das nächtliche Abenteuer des Odysseus und Diomedes, von den Alten bereits als Sonderlied ausdrücklich bezeugt ist?**) Und an sie schliesst sich eine ganze Reihe anderer Gesänge an, wo wir eigentlich nur zu hören, zu lesen, zu geniessen brauchen, — und es steigt uns auf der Begriff des Homerischen Liedes mit seiner dramatischen Einheit der Zeit und der Handlung, mit seiner Uebereinstimmung der einzelnen Charaktere, mit dem harmonischen Verhältniss, in welchem die Theile sich

*) Pind. Nem. II, 1 ff. Eine anderweitige auf die nach griechischem Sprachgebrauch einzig mögliche Erklärung des Namens *Ὀμηρος* hinweisende Andeutung habe ich in dem Berliner Jubelprogramm (de diversis theogoniae Hesiodae partibus. Turici 1860.) p. 14 gegeben.

**) Φασὶ τὴν ῥαψωδίαν ὑφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν. Schol. Φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ τὴν ῥαψωδίαν ταύτην ὑφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγεῖναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν. Eustath. zur Il. p. 785, 40f. ed. Rom.

zum Ganzen fügen, und endlich, was freilich nur in der Ursprache zu erkennen ist, mit der eigenthümlichen Uebereinstimmung des epischen Stils. Die *Πρεσβεΐα*, 'die Gesandtschaft' an den zürnenden Achilleus, der da widersteht der verständigen Rede des staatsklugen Odysseus, der da widersteht der gemüthlichen Bitte des greisen Phönix, der sich nicht rühren lässt von dem trotzigem Worte des Ajas: 'Gehen wir: auf dem Wege kommen wir nicht zum Ziele; Achilleus hat sein Herz in der Brust zur fühllosen Grausamkeit verhärtet!' *) — die *Πρεσβεΐα*, m. H.! ist ein eben so ganzes und vollständiges Gedicht, wo wir Nichts hinzuzuthun und — abgesehen von einigen grösseren und kleineren Interpolationen, **) die nicht einmal wesentlich stören — Nichts hinwegzunehmen haben. Und dann nicht minder ganz und vollständig die *Ἀθλα*, 'die Wettkämpfe' an Patroklos' Leichenhügel, ***) ein ganz modernes Bild voll leidenschaftlichen Lebens, das uns fast gemahnt an jene Wettrennen, wie sie auf Albions Insel gehalten werden; und 'Hektor's Lösung', wo der alte Vater dem blutigen Mörder seines liebsten Sohnes zu Füssen sinkt und nicht bloss dieser seine Bitte, die Rückgabe der theuern Leiche, ihm gewährt, sondern auch eine Versöhnung eintritt zwischen dem Greise, der sein Bestes verlor, und dem Todfeinde, der es ihm rauben musste. ****)

Doch genug der Beispiele! Ich muss zur Odyssee eilen. Diese Lieder selbst also, diese und andere im Ganzen unversehrten Lieder sind unser Leitfaden, mittelst dessen wir uns in dem Gewirr der übrigen mehr oder minder entstellten zurechtfinden; mit diesem Massstabe dringen wir durch alle Verunstaltungen zu ihrer ursprünglichen Reinheit hindurch: wir lösen die äusserliche Verbindung der verschiedenen selbstständigen Lieder, wir finden, wo sie in einander verschlungen sind, die einzelnen Theile jedes von ihnen heraus, wir befreien sie von ungehörigen Zusätzen der verschiedensten Art. Das Alles können und dürfen wir: denn aus ihm selbst haben wir das Wesen des Homerischen Liedes erkannt! Das, meine Herren, ist die dritte Entwicklungsstufe der Homerfrage, welche zur historischen Beweisführung Wolf's, zur kritischen Sonderung Lachmann's — die man ja als negativ zu schelten gewohnt ist! — endlich als positive That die ästhetische Analyse hinzufügt, welche allein uns lehrt, die homerischen Lieder zu begreifen und zu geniessen als das, was sie sind, als wahrhaft grosse Dichtungen, als einheitlich abgeschlossene Kunstwerke ersten Ranges! Ich bin sonst kein Freund der Aesthetik, am allerwenigsten der modernen, hinter deren schwülstigen Phrasen nicht selten der hohlste Dilettantismus sich verbirgt; aber eine antike Aesthetik muss wieder hergestellt werden, nicht allein für Homer sondern auch für die Tragiker; denn die antiken Dichterwerke sind eben nicht blos dazu da — wie es bisher vielfach scheinen konnte —, um an ihnen kritische Belustigungen und Exercitien vorzunehmen, die zwar allerdings unumgänglich nothwendig sind — ebenso nothwendig wie für den Naturforscher die Untersuchungen mit Mikroskop und Lupe —, die aber eben nur ein Mittel sind und sein sollen für einen höheren Zweck, den nämlich, die alten Dichterwerke immer mehr dem Verständniss und Genuss des modernen Lesers zu erschliessen und sie dadurch immer mehr ihrer eigentlichen Bestimmung zurückzugeben — zu ergötzen und zu belehren!

*) Il. I 625 ff.

**) Namentlich in der Rede des Phönix; s. das Posener Gymnasialprogramm von 1859. C. Moritz *suspiciones criticae de Iliadis libro IX.* u. vgl. meine Herstellung des Gedichts in der 'kleinen Ilias'.

***). Natürlich nur bis V. 823.

****) Ueber dieses herrliche Gedicht s. meine Abhandlung 'Hektor's Lösung' in unserm Gratulationsprogramm für Welcker's Jubiläum 1860.

Meine Herren! Wir wenden uns jetzt zu unserer Odyssee. Ich habe schon vorhin angedeutet, dass man dieselbe bis vor nicht gar langer Zeit für ein unantastbar Heiligthum gehalten. Seitdem ist's freilich anders geworden, und ich darf heute auf eine stattliche Reihe von — Vorgängern kann ich nicht sagen, denn, was ich Ihnen heute vortrage, steht mir seit länger als den Horazischen 9 Jahren fest —, aber Mitforschern mich berufen: Bekker, Heerklotz, Rhode, Jacob, Hennings, Kirchhoff, haben rühmlich daran gearbeitet jenen alten Aberglauben zu erschüttern und haben seine Unhaltbarkeit überzeugend dargethan. Und ein günstiges Zeichen darf ich es doch wohl nennen, dass kürzlich gerade in dem Momente, als ich meine Homerpapiere durchsah, mir von einem verehrten Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Rector Kern, ein Programm zugeschickt wurde, in welchem die bedeutenden Widersprüche über die Freier der Penelope in den verschiedenen Theilen der Odyssee ebenso gründlich als genau nachgewiesen sind. So schreiten wir denn zu einem kurzen Versuche, diese Odyssee nach ihrer Zusammensetzung und ihren Bestandtheilen Ihnen vorzuführen. Ich ziehe es vor, da natürlich von irgend einer Polemik nicht die Rede sein kann und da andererseits eine allgemeine Aufzählung der Bestandtheile der Odyssee, eine blosse Nomenclatur ihrer verschiedenen Lieder nicht bloss der schöneren Hälfte dieser Versammlung und unsern werthen Gästen, sondern wohl auch den Meisten von uns selbst herzlich langweilig werden würde, — ich ziehe es also vor, über die Art der Zusammensetzung und die einzelnen Bestandtheile der Odyssee hier nur eine ganz kurze Uebersicht zu geben, um dann aber an einem einzelnen Beispiele etwas ausführlicher den Beweis zu führen, welch' ein ästhetischer Genuss denn doch bei diesen 'kritischen Belustigungen' herauskommt.

Also zunächst in wenigen Worten von der Zusammensetzung und den Bestandtheilen der Odyssee im Allgemeinen.

Selbst wer nur flüchtig in einer beliebigen Uebersetzung die ersten 12 Bücher und dann etwa noch das erste Drittel des 13. (bis mit V. 184.) durchläuft, wird sofort herausfühlen, dass in diesem ersten Theile zwei Hälften von ungleicher Grösse sich von einander sondern: 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' — *Τηλεμάχου ἀποδημία* und *Ὀδυσσεύως νόστος* —: Telemachos' Ausfahrt, die ersten 4 Bücher umfassend, und dann im zweiten Theile, wie Sie wissen, ungeschickt genug wieder in den Zusammenhang des Ganzen eingeflickt; Odysseus' Heimkehr, über die übrigen Bücher sich erstreckend, von seinem Scheiden bei Kalypso bis wo er schlafend auf der Heimathinsel niedergelegt wird. Ueber Telemachos' Ausfahrt darf ich kurz sein: Hennings' Arbeit,*) kann ich sagen, habe ich in allem Wesentlichen mit Dem übereinstimmend gefunden, was ich bereits seit vielen Jahren für mich allein, ohne je etwas davon zu publiciren, gefunden habe. Ich führe das natürlich nicht an, um damit dem Gelehrten, den ich nicht kenne, hier die Ehre der Priorität zu rauben: die gehört immer dem, der solche Untersuchungen zuerst veröffentlicht. Sondern ich erwähne diess nur, einmal um darauf aufmerksam zu machen, dass doch auch in solcher Uebereinstimmung ein gewisses Kriterium für die Richtigkeit unserer unabhängigen von einander geführten Untersuchungen liegt, und sodann um meine eigene wissen-

*) Hennings über die Telemachie u. s. w. Leipzig 1858, aus Jahn's Jahrbüchern Supplementbd. III, 5. 133—234 besonders abgedruckt.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

schaftliche Selbstständigkeit zu vindiciren. Ich möchte nur darin von Hennings abweichen, dass ich das ganze erste Buch der Odyssee mit alleiniger Ausnahme des Proömiums und der Götterversammlung (V. 1—87.) für ein späteres Machwerk, für das Machwerk Desjenigen halte, welcher 'Telemachos' Ausfahrt' und 'Odysseus' Heimkehr' zuerst mit einander verknüpft hat. Sonst haben wir hier in Telemachos' Ausfahrt eines von jenen grösseren Gedichten, wie wir sie noch in der zweiten Hälfte der Ilias gefunden haben, welche dann wieder zu bequemerem Vortrage in kleinere Rhapsodien oder Gesänge getheilt werden konnten, so die Telemachie in deren drei, welche wir mit den alten Namen *Ἰθακησίων ἀγορά, τὰ ἐν Πύλῳ, τὰ ἐν Λακεδαιμόνι* bezeichnen. Aber diese drei Gesänge gehören nicht nur Einem und demselben Dichter, sondern sie sind auch die organischen Theile eines ganzen einigen Gedichtes, welchem eine einheitliche vollständig durchgeführte Idee zu Grunde liegt: die Erziehung des jungen Telemachos zum Manne durch seines Vaters Göttin, die verständige Pallas Athene. —

'Odysseus' Heimkehr!' Hier haben wir, m. H.! gleich in Buch 5 und 6 zwei solche in ihrer Art vollkommen abgerundete Kunstwerke, die aber ebensowenig von einander zu reissen sind, wie die Rhapsodien der Telemachie. Nein, wir erkennen vielmehr: Odysseus' Heimkehr ist wiederum ein solches grösseres Gedicht, welches sich in 5 Rhapsodien gliedert, den 5 Acten einer Tragödie vergleichbar: das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer', 'Odysseus Heimfahrt'.*) Jede dieser fünf Rhapsodien ist für sich ein künstlerisches Ganzes, alle aber nichtsdestoweniger harmonisch sich an einander fügend. Sogleich die ersten beiden, das Buch Kalypso und das Buch Nausikaa: ich brauche nur die Namen zu nennen, und Jedem von uns treten Bilder der grossartigsten, tief sinnigsten und gemüthvollsten Poesie entgegen.

Die Zeit drängt, und so mag ich nur mit wenigen Worten Sie an die einleitende Götterversammlung erinnern: — denn dass die jetzigen Anfänge von Buch 1 und Buch 5 ursprünglich zusammengehört haben und erst von demjenigen, der die Telemachie einfügte, aus einander gerissen worden sind, ist schon durch eine Reihe gründlicher Einzelforschungen erörtert und bewiesen worden.***) Ich rufe Ihnen also einfach in's Gedächtniss zurück: Zeus' Sorge um die Menschen, deren Thorheit sie auch über das Geschick hinaus in's Unglück stürzt, darauf Athene's Fürbitte für Odysseus und der Götter Beschluss zu seinen Gunsten, dem ab-

*) Grösstentheils mit überlieferten Titeln kann man diese fünf Rhapsodien bezeichnen: *Τὰ περὶ Καλυψοῦς, Ὀδυσσεύως σύστασις πρὸς Ναυσικάαν, Ὀδυσσεύως σύστασις πρὸς Φαίαντας, Ἀλκίνοον ἀπόλογοι, Ὀδυσσεύως ἀπόπλους.*

**) Am ausführlichsten hat hierüber Carl Schmitt gehandelt: De secundo in Odyssea ε 1—42. deorum concilio interpolato eoque centone. Frib. Brisg. 1852, welcher namentlich p. 12—15 gründlich nachgewiesen hat, dass ε 1—27 nur Flickwerk ist. Ueber die Verwerfung dieser Verse sind denn auch Alle einig, z. B. Müller hom. Vorschule (2. Aufl.) S. 108, Kayser de interpol. Homeri p. 34, Lauer de Od. lib. XI p. 6—8, Düntzer in Jahn's Jahrbüchern Bd. 64, 116. Ueber die Verbindung des übrigen Anfangs von ε mit α ist man verschiedener Meinung. Das Richtige ist ohnstreitig, dass nach α 87 ein paar Verse, die Zustimmung der übrigen Götter enthaltend, ausgefallen sind, und dann mit etwas veränderter Fassung gleich ε 28 ff. gefolgt ist. Ganz gut dem Sinne nach hat daher Kirchhoff Odyssee S. 5 nach α 87 folgende Verse supplirt:

*ὥς φάτ' Ἀθηναίη· ἐπὶ δ' ἦνεον Οὐρανίωνες.
καὶ τότε δὴ Ζεὺς υἱὸν ἐὼν φίλον ἀντίον ἦ᾽δα.*

wesenden Poseidon zum Trotz, endlich Zeus' Weisung an Hermes, der Nymphe Kalypso den gemessenen Befehl zur Freigebung des sterblichen Helden, den sie liebt, zu überbringen. Wir fliegen mit dem Götterboten über Land und Meer, wir nahen uns mit ihm der heimlichen Höhle der Kalypso, in welcher das duftige Feuer so behaglich lodert und vor welcher Vögel mannigfalt im Grün der Bäume zwitschern, wir folgen ihm zur Nymphe, die ihn gastlich aufnimmt, und hören, wie er auf ihre Frage streng, aber nur mit milder Andeutung des wahren Verhältnisses Zeus' Befehl ausspricht. Und darauf Kalypso's Zorn, wie sie, gleich ein anderes Motiv voraussetzend, losbricht: 'Grausam seid ihr, Götter, und eifersüchtig und gönnt uns Göttinnen nicht die Liebe der sterblichen Helden.' — Ich muss das Folgende übergehen, und will, um an Einem Beispiele die feine Charakteristik in dieser Rhapsodie bemerkbar zu machen, Ihnen nur noch den Abschied der Beiden in's Gedächtniss zurückrufen, wie Kalypso den letzten Versuch macht: 'So willst du also heim, Odysseus? So fahre denn wohl. Doch wüsstest du, was dir noch Alles unterwegs bevorsteht, du würdest hier bei mir bleiben und unsterblich werden, trotz aller Sehnsucht nach deiner Gattin, der ich denn doch an Schönheit nicht nachzustehen meine, schon weil ich eine Göttin bin.' Und darauf der kluge Odysseus: 'Zürne nicht, Göttin! Das weiss ich ja Alles selbst, dass Penelope, eine Sterbliche, sich mit dir, einer Göttin, an Schönheit gar nicht vergleichen kann. Aber — trotz alle dem zieht's mich nun einmal nach Hause' — wobei er der Sehnsucht nach der Penelope nicht erwähnt. Welch' ein feiner psychologischer Zug: und an solchen Zügen sind die Homerischen Lieder überreich! — Wir zimmern dann mit dem Helden das Floss, wir steuern mit ihm 17 Tage durch die unwirthliche See, wir schauen Poseidon, wie er auf seiner Heimkehr den edeln Dulder erblickt, wie er in Zorn ausbricht, und da er den Götterschluss nicht rückgängig machen kann, das Meer aufbrausen und die Stürme losbrechen lässt, wie eine mächtige Woge das Floss überschwemmt, den Mast bricht, den Dulder in des Meeres Tiefe begräbt. Aber er arbeitet sich wieder in die Höhe, er gewinnt das Floss von Neuem, und siehe, Leukothea erbarmt sich sein, die auch einst eine Sterbliche gewesen: sie taucht aus dem wogenden Meere empor und reicht ihm mit freundlicher Weisung ihren Schleier 'der' — um mich der Worte unsers deutschen Dichters zu bedienen — 'der, geheimnissvoll gewebt, die ihn tragen, unverletzlich aus dem Grab der Fluthen hebt!' Aber der schlaue Held hütet sich wohl ihn gleich anzulegen: es könnte ja Lug und Trug einer feindseligen Gottheit dahinter stecken; nur in der äussersten Noth, wenn er sich nur noch durch Schwimmen retten kann, soll es mit dem Schleier versucht sein. Der Augenblick ist bald da, eine neue Sturzwelle schlägt das Floss in Trümmer. Jetzt gürtet er sich mit dem Schleier, jetzt ist auch Poseidon's Rache gestillt: befriedigt überlässt er den Schwimmenden dem Meere, aus welchem ihn jetzt seine Göttin erretten darf. Aber noch zwei Tage und zwei Nächte treibt der Dulder auf dem Meere umher. Endlich erreicht er, und wir mit ihm, die Küste des Phäakenlandes. Und wer nur einmal in seinem Leben nach einer langen anstrengenden Fussreise, von einem Sturmregen durchnässt bis auf die Knochen, von Fieberfrost geschüttelt bis in's Mark, todmüde die Wohlthat eines guten Lagers und eines gesunden Schlafs erfahren hat, ach! der muss gleichsam mit Odysseus hineinschlüpfen dort unter die zwei dicht in einander gewachsenen Oelbäume, in jenen riesigen Haufen von abgefallenen Blättern, und er wird der Göttin danken, dass er da mit dem Helden so wohl geborgen ist. —

Ich breche hier ab, um Ihnen die folgende Rhapsodie unsers Gedichts vorzuführen, diejenige, welche so vollkommen erhalten auf uns gekommen ist, dass der Hand des Kritikers

kaum Etwas zu thun übrig bleibt: — das Buch Nausikaa. Nausikaa! Wer jemals Goethe's Briefe aus Italien gelesen hat, wird bei diesem Namen sofort daran denken, wie damals in dem 'Wundergarten' zu Palermo das Gemüth des deutschen Dichters mit Rührung und in- nigster Freude von jenem Bild ächter reiner Jungfräulichkeit ergriffen wurde, so dass er, selbst gleichsam auf jener Reise ein Odysseus, den ernstlichen Gedanken fasste, 'den Gegen- stand als Tragödie zu behandeln.' Warum der in der ersten Begeisterung schon bis in's Einzelne entworfene Plan später nicht zur Ausführung gekommen ist, dazu mag ausser den nachfolgenden Zerstreuungen wohl auch das Bedenken beigetragen haben, welches der Alt- meister in einem Briefe an Schiller ganz offen ausgesprochen hat, wo er über eine Seereise als epischen Stoff sich unter Anderm also vernehmen lässt: 'Ueberdiess hätte man mit der Odyssee zu kämpfen, welche die interessantesten Motive schon weggenommen hat. Die Rührung eines weiblichen Gemüths durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen.'*) Nun, auch ich unternehme es nicht, diese Begegnung in wenige Worte zusammenzufassen, und ziehe es vor, an Ihr Gedächtniss zu appelliren. Sie wissen, dass die Jungfrau, nachdem sie den Helden aufgenommen, bekleidet, mit Speise und Trank erquickt hat, ihn hineinführt bis — nein, ja nicht bis in die Stadt hinein: denn schon damals fürchtete man den bösen Leumund, und zumal die Eingebornen, 'die Burger', wie wir in der Schweiz wohl noch sagen, nahmen es gar übel auf, wenn eine edle Jungfrau aus ihrer Mitte über diesen engen Kreis hinaus etwa den Blick wendete nach einem unbekannten Fremdlinge; und einen solchen noch in die Stadt führen, das wäre zu viel gewesen! So setzt denn Nausikaa in langer vielfach verschlungener, anakoluthienreicher Rede — auch das ist charakteristisch — dem Odysseus auseinander, er möge doch lieber draussen vor der Stadt in Athene's Hain so lange warten, bis er etwa annehmen könne, dass sie bereits zu Hause angelangt sei; es dürfte sonst leicht ein Gerede geben. Da bleibt denn auch der Held und betet fromm zu seiner Göttin, die wenn auch unsichtbar ihn doch glücklich bis hierher geführt hat.

Aber nun mit dem siebenten Buche, m. H.! da kommen wir auf einmal in Dornge- büsch und Distelgestrüpp. Die Zeit drängt; ich kann daher unmöglich alle die Schwierig- keiten und Widersprüche hier aufzählen, die sich dort drängen und häufen; ich müsste ja sonst auch eingehen auf die traurige Beschaffenheit ganzer Strecken von Versen, die anders- woher zusammengestohlen und hier kümmerlich zusammengeflickt sind. Um daher mit einem Worte, m. H.! das Resultat kurz zusammenzufassen, — im achten Buche lässt sich zunächst ausscheiden ein späteres und zwar ziemlich schlechtes Lied, Ἀθλα oder 'die Kampf- spiele' (Θ 96—416.), vielleicht nur gedichtet, um für die Μοιχεῖα, die in sich vollendete Götterkomödie von Ares' und Aphrodite's Buhlschaft (Θ 266—369) als Rahmen zu dienen

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, Nr. 429. Ueber jene Eindrücke in Palermo, welche Goethe'n 'die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniss riefen', s. Ital. Reise Bd. XXIII, S. 297 f. 335 f.; über die besondere Anregung gerade zum Trauerspiel 'Nausikaa' ebenda S. 376—379, wo der schon nach fünf Acten gegliederte Plan folgendermassen skizzirt wird: 'Der Hauptsinn war der: in der Nau- sikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewusst, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraus- tritt und durch eine voreilige Aeusserung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht'. Auch die Schematisirung der Auftritte und einige prächtige Bruchstücke der Ausführung sind noch erhalten: s. Bd. XXXIV, S. 358—368.

und sie auf diese Weise in das Gesamtgefüge der Odyssee einzusetzen; dann finden wir in diesem wie im vorhergehenden Buche ausser den edeln Theilen unsers guten ächten Gedichts und den leicht erkennbaren Flickversen des Zusammensetzers aller Wahrscheinlichkeit nach die Bruchstücke, aber auch nur die Bruchstücke eines anderen älteren Liedes, in welchem, um dessen Inhalt kurz vorzuführen, Odysseus nicht durch Nausikaa zu den Phäaken gebracht, sondern von Athene selbst am frühen Morgen in Nebel gehüllt in das Haus des Alkinoos geleitet wird, dort die Fürsten schmausend beisammen findet, von Alkinoos freundlich aufgenommen wird, auf die Frage, wer er sei, sofort mit Nennung seines Namens die Erzählung seiner Abenteuer beginnt und zu Ende führt, dann am Abend desselben Tages eingeschifft und weiter in seine Heimat befördert wird. Diess der Inhalt und Gang dieses älteren Liedes, was aber, wie gesagt, nicht mehr vollständig hergestellt werden kann.*)

Ich will nun gleich hier, um dann die zusammenhängende Entwicklung der beiden übrigen von der Kritik hergestellten Rhapsodien unseres Gedichts nicht mehr unterbrechen zu müssen, ein kurzes Wort über den 'Apolog' einschalten, Sie wissen, über den Apolog könnte man Tage lang reden, daher ich mich hier mit der bündigsten Andeutung begnügen muss, wie ich meine, dass er zusammengesetzt sei. Wir haben aus ihm zunächst ein jüngeres Lied herauszuschälen, das nie selbstständig existirt hat, sondern gleich in der Absicht gedichtet worden ist, in den Apolog eingesetzt zu werden: das ist das 11. Buch, die *Nέκυια* oder 'Odysseus' Höllenfahrt', womit innigst verwebt ist das Abenteuer mit den Sonnenrindern, während unser Gedicht ursprünglich nur den Zorn des Poseidon als Ursache der Leiden des Odysseus enthielt. Die Nekyia also und was dann im 12. Buche von Thrinakia folgt und was vorher davon im 10. Buche sich findet, das Alles ist aus dem Apologe unsers Gedichts auszuschneiden und lässt sich ausscheiden; in der Nekyia selbst aber sind bedeutende Partien als spätere Interpolationen auszumerzen, und hierin ist uns, was ich mit besonderer Genugthuung betone, das ehrwürdige Haupt der Einheitskritiker vorausgegangen.**)

*) Die Bruchstücke, welche zu diesem Liede, dessen Anfang und Ende bei der Einfügung weggesehnt wurden, gehört haben, sind etwa folgende — Lücken werden hier wie anderwärts durch * angedeutet —: * § 1—3. 48 + 117 *αὐτίκα δ' ἥως ἦλθεν· | ὃ δ' ἔγρετο δῖος Ὀδυσσεύς.* * η 18—42. 46—79. 81. 135. 95—99. 139—184. 233. 237. 238 + α 170 *τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; | πόθι τοι πόλις ἦδ' ἐταῖρες;* η 239—242. * Der Apolog, dann λ 333—346. θ 385—388. ν 13—17. 19 (*νῆα δ' ἐπεσσεύοντο*) —28 *.

**) Nitzsch (Anmerk. zur Odyssee III, S. 304 ff.) nimmt wenigstens von V. 565—627 eine grössere Interpolation an, welche freilich schon von Aristarch aufgezeigt worden war. S. Schol. zu V. 568 (ed. Dindorf, während Bekker in der Anmerkung seiner neuesten Ausgabe von 1858 das Scholion schon dem V. 565 zuschreibt, was mir richtiger scheint, da V. 628 sich nur an V. 564 richtig anschliesst): *νοθεύεται μέγροι τοῦ ὧς εἰπὼν ὁ μὲν αὐθις ἔδν δόμον Ἰδὸς εἶσω, καίτοι οὐκ ὄντες ἀγενεῖς περὶ τὴν φράσιν· ὑπὲρ δὲ τῆς ἀθετήσεως αὐτῶν λέγεται τοιάδε· πῶς οἶδε τούτους ἢ τοὺς λοιποὺς ἔσω τῶν Ἰδὸν πνλῶν ὄντας καὶ τῶν ποταμῶν;* dass aber diese Athetese von Aristarch selbst herrührt, bezeugt Schol. zu Pind. Ol. I, 97, wo nach Anführung von V. 583 f. hinzugefügt wird: *καὶ τὰ ἐξῆς· πλὴν εἰ μὴ κατὰ Ἀρίσταρχον νόθα εἰσὶ τὰ ἔπη ταῦτα.* Ueber die Beweisführung Aristarch's im Einzelnen haben sich noch Notizen erhalten in den Scholien zu V. 570. 577. 593. 601. 602. — Die ächte Nekyia also, welche, wie oben gesagt, gleich in der Absicht gedichtet worden ist in den Apolog eingeschoben zu werden, bestand aus folgenden Stücken: κ 490—495. 496 + 500 = 382: *ὧς ἔφατ'· αὐτὰρ ἐγὼ μιν ἀμειβόμενος προσέειπον.* 501—541. 546—574. λ 1—13. 20—37. 44—59. 61—91. 93—156. 160—224. 465 f. 387—427. 429—453. 457—524. 526—546. 548—564. 628—630. 632. 38—42. 633(=43)—640. μ 1—36. 127—146. 260—408. In diese selbst wurden nun drei Zusätze verschiedener Art eingeschoben, der Katalog der Heldenfrauen 225—327, die Hel-

lassen sich dann zweitens im Apolog noch ältere Bestandtheile erkennen, welche aber nicht ausgeschieden werden können, weil ohne allen Zweifel nicht ein Zusammensetzer, sondern unser grosser Dichter selbst sie aufgenommen und mit verschiedener Anordnung in sein eigenes Gedicht eingereiht hat. Dennoch lässt sich, wie ich glaube, dieser ältere Apolog ebenfalls wieder herstellen: er umfasste, um hier nur kurz aufzuzählen, folgende Abenteuer und in nachstehender Ordnung. Zuerst das Kikonenabenteuer, das letzte in der Weise der Trojanerkämpfe, welches Odysseus in der bekannten alten Welt besteht, dann wird er vom Sturm hinausgeführt in das wunderbare Märchenland, zuerst zu den freundlichen Lotophagen, welche durch die süsse Lotosfrucht seine Gefährten die Sehnsucht nach der Heimat vergessen lassen, sodann im schärfsten Gegensatze zu den menschenfressenden Lästrygonen, welche ihm alle seine Schiffe zertrümmern bis auf Eines: auf diesem einen gelangt er nun zu Aeolos dem Windwart, der ihm in einem Schlauche verschlossen alle ungünstigen Winde mitgibt und nur den einzigen günstigen Fahrwind ihm folgen lässt. Aber der Gefährten Thorheit öffnet den Schlauch: die Winde brausen heraus, und sofort bricht der Sturm los, der das Schiff umhertreibt, bis Zeus' Wetterstrahl es zerschmettert; die Gefährten versinken im Meere, und nur der Führer, der unglückliche Odysseus, wird nach neuntägigem Umhertreiben an Kalypso's Inselstrand geschleudert, wo er sieben Jahre in vergeblicher Sehnsucht nach dem Vaterlande sich verzehrt, bis auf Zeus' Befehl die Nymphe auf einem Flosse ihn entlässt, und dann wiederum ein Sturm ihm das zerschlägt und er endlich schwimmend das Land der Phäaken erreicht. Das war, m. H.! wenn ich nicht irre, der einfache Gang des ursprünglichen alten Apologs.*). Diesen aber hat, wie ich schon oben andeutete, der Dichter unserer 'Heimkehr', ich weiss nicht soll ich sagen, ob aus Pietät oder aus einer gewissen Ironie, mit seinem eigenen Apologe, jedoch in nothwendig veränderter Reihenfolge verschmolzen, indem er zugleich jene kurze Erzählung von den Lästrygonen zum Kyklopenabenteuer, die ähnliche Erzählung von den Lotophagen zum Kirkeabenteuer umgedichtet und ausgearbeitet hat. Die Motive sind bei beiderlei Art von Reiseabenteuern dieselben: dort die von Wilden drohenden Gefahren, hier die im fremden Lande winkenden Lockungen. Dieselben Motive wiederholen sich dann noch bei den von unserm Dichter hinzugefügten Abenteuern, das letztere bei den Sirenen, das erstere bei Skylla und Charybdis. Das also sind nach meiner Meinung die Bestandtheile, das ist die Zusammensetzung des gegenwärtigen Apologs.**)

den der Vorwelt 568—575. 601. 605—611. 613 f., die Büsser 576—600, und bei der Verschmelzung unseres Gedichts mit jenem älteren Liede (s. die vorige Anmerk.) wurde dann noch von dem Zusammenfüger mit Benutzung des letzteren 2 328—386 eingesetzt. Kleinere, grösstentheils schon von den Alexandrinern gemachte, Athetesen übergehe ich hier.

*) Dieser ältere Apolog, welcher in seiner knappen aller individuellen Charakteristik und alles dramatischen Lebens entbehrenden Kürze sich auf das Augenscheinlichste von der ganzen Art unsers Dichters unterscheidet, hat also folgende Stücke umfasst: 1 16—24. 37—89. 91—105(= 77). 78. 80—134. 1—53. (26 lautete etwa καὶ νῆα καὶ αὐτοὺς oder σὺν νηὶ καὶ αὐτοὺς). 54 + μ 409 κείμην | ἴστον δὲ προτόνοισι ἔρρηξε θύελλα. μ 410—416. η 251—277. Mir ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser Apolog demselben Dichter angehörte, welcher den älteren in seinen Bruchstücken Anmerk. *) S. 45 hergestellten Nostos verfasst hat: wenigstens fügt er sich vortrefflich in diesen zwischen η 242 und 2 333 ein, und auch in Behandlungsweise und Stil glaube ich dieselbe Hand zu erkennen.

**) Der Apolog unsers Dichters also, einschliesslich des von ihm aufgenommenen älteren Apologs, be-

Und nun, m. H.! zum letzten, kürzesten, und, wie ich hoffe, nicht unerfreulichsten Theile meines Vortrags, zu dem Versuche, Ihnen nun jene beiden Rhapsodien, die mittlere und die letzte, vorzuführen, wie sie sich nach Ausscheidung der oben angegebenen Stücke zusammenfügen. Ich rufe Ihnen noch einmal die Gliederung des ganzen Gedichtes in's Gedächtniss zurück: 'Odysseus' Heimkehr' zerfällt in 5 Partien, welche wir das Buch 'Kalypso', das Buch 'Nausikaa', 'Odysseus bei den Phäaken', 'Odysseus' Abenteuer' und 'Odysseus' Heimfahrt' nennen. Die beiden ersten Rhapsodien, an welchen die Kritik wenig zu thun fand, haben wir oben kurz berührt; was in die vierte gehört, haben wir so eben gesehen; wir wenden uns jetzt der dritten zu: 'Odysseus bei den Phäaken'.*)

Wir haben unsern Helden in jenem Haine der Athene in frommem Gebete verlassen. Jetzt mag Nausikaa das Vaterhaus erreicht haben. Odysseus erhebt sich und schreitet in die Stadt, von seiner Göttin in schützenden Nebel gehüllt. Er bewundert die Häfen und Schiffe der Phäaken; er gelangt zu dem wunderbaren Palaste des Alkinoos, der in lichtem Glanze von Gold, Silber und Erz ihm entgegenstrahlt. Da steht er und staunt, dann tritt er ein, schreitet rasch an den Reihen der spinnenden Mägde, an den Söhnen des Königs und an dem Könige selbst vorbei, und wirft sich der Königin zu Füßen. Der Nebel zerfließt, und Alles schaut verwundert auf den seltsamen Fremdling, der so unvermuthet eingetreten. Und in kurzen eindringlichen Worten schildert er seine Noth, sein Elend ohne Gleichen und bittet um Heimsendung: nur noch einmal wiedersehen will er das Vaterland und dann sterben!**). Allgemeine Stille: nur Arete mit dem weiblichen Scharfblick der Hausmutter hat die Kleider erkannt und fragt nun vor Allem den Fremdling: 'Wer bist du? wer gab dir diese Kleider? — das will ich zuerst wissen. Und wie bist du hergekommen?' Und nun folgt die kurze Erzählung der Begebenheiten, wie er von Kalypso entlassen auf einem Flosse fortgesegelt, wie er dann vom Sturme gepeitscht, der ihm das Floss zerschlagen, endlich an die Küste der Phäaken geworfen und dort nach langem todtenähnlichen Schlummer diesen Nachmittag bei der Königstochter freundliche Aufnahme und Pflege gefunden habe. Alkinoos, der gastfreie Mann, tadelt die Jungfrau, dass sie ihn nicht selbst mitgebracht habe. Aber Odysseus, wie schon die alten Erklärer fein und treffend bemerken, nimmt mit gemüthlicher Lüge die Schuld auf sich***): 'Ja, sie wollte es wohl, aber ich lehnte es ab: ich fürchtete, du möchtest darob zürnen!' —

steht nach Ausscheidung der Nekyia und des dazu Gehörigen aus folgenden Theilen: ι 1—28. 37—89. 91—482. 484—530. 532—566. κ 1—188. 190—252. 254—264. 266—367. 373—455. 457—469. 471—475. * 481. 483—489. μ 23—31 (= κ 478). κ 479. 480+347 αὐτὰρ ἐγὼ Κίρκης ἐπέβην περικαλλέος εὐνῆς. μ 36—126. κ 541—550. λ 1—3. 4 sq. + ν 76 ἐν δὲ καὶ αὐτοὶ βῆμεν | ἐπὶ κληῖσιν ἕκαστοι. μ 148—259. 260+261 αὐτὰρ ἐπεὶ Σκύλλην φύγομεν δεινὴν τε Χάρυβδιν. 405—444. 447—453.

*) Diese Rhapsodie, 'Ὀδυσσεύς εἰς Φαίηκας', besteht aus folgenden Theilen: η 1—17. 43—45. 80+82 (ἔκετο δ' Ἀλκινόου πρὸς δώματα.) —93. 100—102. 132—135. * 139—147. 211—214. 222—224. 226+154 (ὥς ἔφαθ'· | οἱ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.). 233—250. 259—310. 317—347. θ 1—19. 21. 24—57. 59—80. 83—97 (93—97 = 532—536). 537—544. 546—551. 555. 573 (εἰπέ δ', ὅπη πλάγχθης —). 574. 577.

**) ἰδόντα με καὶ λίποι αἰών. η 224. Wer denkt hier nicht an das berühmte 'Napoli vedere e poi morir'?

***) καὶ ἐνταῦθα τεχνικῶς ἄγαν ὁ 'Ὀδυσσεὺς ἀπολογεῖται ὑπὲρ τῆς κούρης· πλεον γὰρ προενόησε τοῦ τῆς παιδὸς εὐσχήμονος ἢ τοῦ ἰδίου ξυμφέροντος, ἐξ οὗ φιλανθρωποτέραν αὐτὴν ἐμελλεν ἀποδείξει. || ἢ μὲν γὰρ μ' ἐκέλευσεν, ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην. ἀλλ' ὁ μὲν τὴν μὲν παρθένον ἀκατατίτατον ἐφύλαξεν, ἑαυτὸν δὲ ὠφέλησε ψευσάμενος. Schol. zu η 303.

‘Ei,’ meint Alkinoos, ‘so böß ist es bei uns nicht bestellt, und die Rückkehr, sie sei dir gewährt, auf morgen. Da magst du ruhig schlummern, während die phäakischen Männer dich heimbringen, mit schnellem Ruderschlage über die spiegelglatte See hingleitend, so fern du auch wohnen magst, in Einem Tage.’ Darauf zum Schluss Odysseus’ Gebet: ‘Vater Zeus möge das Alles in Erfüllung gehen lassen!’ Und nun die zweite Nacht im Phäakenlande, besser, als die erste gewesen: er schläft wohlgebettet in der Vorhalle des Königspalastes. — Der andere Morgen führt uns den Helden vor die Versammlung der Phäaken. Athene selbst hat in Heroldsgestalt das allgemeine Interesse für den wunderbaren Fremdling rege gemacht. Alkinoos, der noch nicht weiss, wen er beherbergt, kündigt den Fürsten der Phäaken zuerst an, dass gestern der unbekannte Fremdling hier in sein Haus gekommen sei und um Heimsendung bitte, fügt aber auch gleich hinzu: ‘die Heimkehr sei ihm gewährt, wie wir sie Jedem gewähren: so mögen denn 52 erlesene Jünglinge das Schiff in See bringen und zur Fahrt rüsten, und dann bei mir des Mahles und des Sanges sich freuen, wohin auch die Fürsten geladen sind, dem Fremdlinge zu Ehren.’ Und so geschieht es: Alkinoos’ Palast füllt sich von Gästen; man opfert und schmaust in Hülle und Fülle; und inmitten Aller auch der blinde Sänger Demodokos, ‘der Bringer der Lust.’ Denn, als die Begier nach Speise und Trank gestillt ist, da begeistert ihn die Muse und er hebt ein Lied an aus dem weltbekannten Sang- und Sagenkreise des Troerkrieges. Freilich ein arges Lied für unsern vielgeprüften Dulder, das Lied vom Streite der Besten der Achäer, vom Streite des Odysseus und des Achilleus: es ist der alte Streit, den noch Sallust im Catilina berührt,*) ob List, ob Gewalt im Kriege den Ausschlag gibt, derselbe Streit, welchen die nachhomerische Poesie in dem Wettkampfe des Odysseus und Ajas um Achilleus Waffenrüstung ausgeführt hat. — Wie unser Odysseus das Lied hört, da packt ihn mächtig der Gedanke an jene Zeiten, wo er einst so heldenherrlich dastand, und wohl auch der Gedanke an die Zwietracht der Achäer: der Schmerz überwältigt ihn, ‘und er verbirgt’, um mit Schiller’s bekannter Nachahmung zu reden, ‘der Thränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten.’ Niemand achtet dess in der Lust am Gesange. Nur Alkinoos ist’s gewahr worden, und jetzt erst denkt er daran den Fremdling nach Namen und Herkunft zu fragen, und beginnt daher: ‘Ihr Phäaken, lassen wir das Lied; denn den Fremdling freut es nicht, und Alles geschieht ja doch nur um des Fremdlings willen.’ Und dann wendet er sich an Diesen mit der Frage: ‘So magst denn du uns erzählen; sag’ an, was ist dein Name, was dein Vaterland, wo wurdest du umhergetrieben, und warum weinst du?’ — Nun folgt der vierte Theil, ‘Odysseus Abenteuer’, von denen ich schon oben gesprochen habe und die ich jetzt hier übergehen muss. Allein Ihr Gedächtniss, verehrteste Anwesende, wird besser, als mein schwaches Wort es vermöchte, Ihnen vorführen die eigenen Schöpfungen unseres Dichters: jenes tragi-komische Abenteuer in der grausigen Höhle des Menschenfressers Polyphemos, dann das ganz entgegengesetzte Abenteuer in Kirke’s Zauberpalast, das seltsame Abenteuer, wo Odysseus selbst auf längere Zeit der Heimat vergisst, darauf die Versuchung durch die süßen Stimmen der Sirenen — aus denen, beiläufig bemerkt, erst in diesem Jahrhundert die angebliche Volkssage von der Loreley gemacht worden ist —, und endlich die Schrecken der Skylla und Charybdis. Denken Sie an alles Dies, so werden Sie am

*) Sall. Cat. I. Sed diu magnum inter mortalis certamen fuit, vine corporis an virtute animi res militaris magis procederet.

Schlusse der Erzählung mit den lauschenden Phäakenfürsten bezaubert sein von dem wunderbaren Fremdling!

So wird auf das Natürlichste die fünfte Rhapsodie 'Odysseus Heimfahrt' eingeleitet.*) In dem allgemeinen bewundernden Schweigen nimmt Alkinoos zuerst das Wort: 'Odysseus, sei ruhig: da du zu uns gekommen, so kommst du auch sicher heim. Ihr aber, Fürsten der Phäaken, bringt dem Fremdlinge reiche Geschenke, Mantel und Leibrock und ein Talent Goldes.' Alle sind einverstanden, und die Herolde eilen nach Hause, die Geschenke zu holen. Es entsteht eine Pause: da fordert Odysseus seinerseits den Sänger auf, nun auch das Lied zu singen von der Eintracht der Achäer, vom hölzernen Ross und wie die hohe Veste gefallen. Der folgt der Aufforderung und singt, und mit feiner Berechnung verherrlicht er namentlich Odysseus' Ruhm, wie um ihn in dem dunkeln Leibe des verhängnissvollen Rosses die Fürsten gesessen, und wie dann Jammer auf Jammer in der unglückseligen Stadt sich häuft, und wie doch den gewaltigsten Kampf Odysseus im Hause des Deiphobos bestanden. Aber auf den Helden macht das Lied keinen Eindruck mehr; es rührt ihn nicht, es freut ihn nicht, sein Blick ist unwandelbar nur nach der Sonne gerichtet, ob sie nicht bald zur Rüste gehe, und sein Sinn strebt nur der Stunde zu, da er die Heimat wieder sehen möge. Und siehe, die Sonne sinkt, und die Herolde sind da mit den Geschenken, und die Söhne des Alkinoos nehmen sie in Empfang. Alkinoos aber fordert Arete'n auf, dem Odysseus für die Geschenke eine künstliche Lade zu rüsten und auch ihrerseits Mantel und Leibrock hineinzulegen. 'Ich selbst aber,' fügt er hinzu, 'gebe ihm diesen goldenen Becher, auf dass er daheim meiner gedenkend Zeus und den übrigen Unsterblichen spenden möge.' Und rasch ist die Lade zur Stelle und mit den köstlichen Gaben gefüllt. Dann wendet sich Arete an Odysseus und spricht mit anmuthiger Anspielung auf das Unglück mit dem Windschlauche: 'Da, schlinge du selbst den künstlichen Knoten, auf dass du keine Schädigung leidest, wenn du unterwegs wieder in süßen Schlummer fällst.' Und er schürzt den Knoten, den ihm einst Kirke gelehrt, und wendet sich dann zum Abschiede. Selbst in diesem letzten Momente, wo Schmerz und Sehnsucht zugleich auf ihn eindringen, verlässt ihn die ruhige, stets bewährte Fassung nicht. Er spricht: 'Lass uns denn scheiden, Alkinoos; denn Alles ist ja bereit, Heimfahrt und Gaben, welche mir die Götter gesegnen mögen. Ihr aber erfreut noch lange eure Frauen und Kinder, und mögen euch die Götter jegliche Tugend gewähren, und möge kein Leid euer Volk heimsuchen!' Da gebietet Alkinoos dem Herolde, noch einmal die Becher zu füllen: mit Spende und Gebet an Vater Zeus soll der Scheidende entlassen werden. Also geschieht; Odysseus aber reicht den Becher der Königin und spricht zu ihr das Abschiedswort: 'Lebe auch du wohl, bis das Alter kommt und der Tod, die nun einmal den Sterblichen beschieden sind, und mögest du Freude haben an deinen Kindern, an deinem Volke und dem Könige Alkinoos.' So schreitet er durch den Saal zur Thür. Da, an der Schwelle, tritt ihm Nausikaa entgegen; ihr bewundernder Blick haftet auf dem scheidenden Helden und sie ist es, die ihn mahnt: 'Lebe wohl, Fremdling, auf dass du auch daheim dereinst meiner gedenkst, dass du mir zuerst deine Rettung schuldest.' Die einfache Bitte um ein dankbares Gedächtniss —, sie rührt auch unsern festen Helden: wir ahnen, welch'

*) Zu der letzten Rhapsodie, *Ὀδυσσεύως ἀπόπλους*, wie wir sie kurzweg nennen, gehören nachstehende Bestandtheile: *ν* 1—9. *θ* 392 f. 398 f. 486—489. 491—493. 496—521. *ν* 29—35. *θ* 417—420. 423—425. 430—432. 433 + 438 (*ὡς ἔφατ' Ἀρήτη δὲ θοῶς περικαλλέα χηλόν*). 439—448. *ν* 36—62. 63 + *η* 139 (*ὡς εἰπὼν διὰ δῶμα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς*). *θ* 457—468. *ν* 63—119. * 125—135. 137—184. 186.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

ein tiefführend Herz in seiner ehernen Brust schlägt, wenn er ihr entgegnet: 'Nausikaa! So möge Zeus mir verleihen die Heimat wieder zu sehen, wie ich zu dir auch dort stets und alle Tage beten werde wie zu einer Gottheit: denn du hast mir das Leben gerettet. Mädchen!'

Das Weitere will ich nur in kurzen Worten hinzufügen. Odysseus kommt zum Schiffe, Alles ist zur Abfahrt fertig, er legt sich auf das bereitete Lager nieder, und ein süßer Schlummer umfängt ihn. Pfeilschnell fliegt das Schiff unter den kräftigen Ruderschlägen der Phäaken über die Fluthen und trägt ihn zur Heimat; und da lag der Mann, der so Vieles und Schweres erduldet, in tiefen Schlaf begraben und Alles vergessend, was er gelitten! Welch' tiefsinniger Zug des Homerischen Epos! Der Mann, den Göttern gleich an Klugheit, List und Besonnenheit, der Alles aufgeboten, der Gefährten Leben zu retten und sich die Heimkehr zu erringen, — da liegt er, in todesähnlichen Schlummer versunken, und es ist zuletzt doch nur der Götter Wille und Huld, die ihn ohne sein Zuthun in die Heimat zurückführt; wir verlassen ihn noch schlummernd, bewusstlos auf der Küste des lang ersehnten, lang erstrebten Heimatlandes ausgesetzt! Gewiss ein wünschenswerthes Loos für jeden armen Verschlagenen und Schiffbrüchigen, aber freilich, dem Wunsche fehlte die Erfüllung: in der Wirklichkeit gab's keine rettenden Phäaken mehr. So musste denn ihr Wunderland sich auf ewig schliessen. Das der Sinn der letzten Katastrophe unsers Gedichts, welche wir noch mit wenigen Worten andeuten. Poseidon zürnt den Phäaken, dass sie Den heimgebracht, welchen er verfolgt; er verlangt Genugthuung für sich, Strafe für die Frevler, und Zeus gewährt sie ihm. Zürnend steigt er nieder: ein Streich seiner Hand — und das hilfreiche Schiff wird auf der Heimfahrt zu Stein im Angesichte der Phäakischen Männer, die sich darob entsetzen. Da erkennt Alkinoos die alte Prophezeiung, dass ihnen einst Poseidon ein heimkehrendes Schiff verderben, dann aber rings um die Stadt ein hohes Felsengebirg ziehen werde, auf dass sie nimmer schiffbrüchige Fremdlinge retten und in die Heimat zurückführen: 'Lasst uns denn Poseidon ein Opfer bringen, ob er sich etwa erbarme und nicht das Gebirg um unsere Stadt ziehe, und niemals wieder wollen wir Fremdlinge heimleiten.' So mahnt er, und das Opfer wird gerüstet. —

Hier bricht unser Gedicht ab; die zweite Hälfte der Odyssee besteht aus lauter kürzeren Einzelliedern, welche von sehr verschiedenem Werthe und sämmtlich jünger als unser Gedicht sind, mit welchem sich kein einziges derselben messen kann.*)

Und nun noch einmal zurück zu dessen Ausgang. Ob Poseidon der frommen Bitte Gehör geschenkt oder ob er unerbittlich jene Felsenmauer wirklich aufgethürmt hat um die Stadt der Phäaken, — wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, dass der noch mächtigere Vater Kronos, dass die Alles bewältigende Zeit keine Felswand aufgebaut hat zwischen jenen unsterblichen Dichtergebilden und unserer Zeit. Denn so lange es Menschen giebt, die für

*) Nicht weniger als acht verschiedene Lieder glaube ich in der zweiten Hälfte der Odyssee unterscheiden zu können. Da ich jetzt nicht die Musse habe, diese Untersuchung von Neuem aufzunehmen und nochmals durchzuführen, so will ich hier diese Lieder nur aufzählen und ganz im Allgemeinen ihren Umfang angeben, indem ich ausdrücklich bemerke, dass innerhalb derselben noch kleinere Stücke und grössere Partien (wie z. B. τ 399—466 das *Τραῦμα*) in Menge auszuscheiden sind. Also 1) *Ὀδυσσεύως ἄφιξις εἰς Ἰθάκην* ν 187 ff. bis ξ zu Ende; 2) *Ὀδυσσεύως πρὸς Εὐμαιὸν ὁμιλία* ο 301—494; 3) *Ἀναγνωρισμὸς Ὀδυσσεύως ὑπὸ Τηλεμάχου* π; 4) *Ὀδυσσεύως πρὸς μνηστῆρας ὁμιλία* ρ 181 ff. und σ; 5) *Ὀδυσσεύως καὶ Πηνελόπης ὁμιλία* τ 51—ν 123; 6) *Μνηστηροφονία* υ 124—ψ 299; 7) *Σπονδαί* ψ 300 ff. und ω 205 ff.; 8) *Νέκυια δευτέρα* ω 1—204.

Schönes und Wahres und Edles fühlen, werden sie an Homer sich begeistern, und so lange wirklich grosse Poeten das ewig Lebendige fortzuentwickeln wissen, wird es auch nicht fehlen, dass, gleichwie Goethe eine Homerische Nausikaa, eine Euripideische Iphigenia, ohne ihnen den hellenischen Charakter abzustreifen, zu idealen Gestalten auch für uns umgebildet hat —, dass durch ähnliche Schöpfungen jene Gebilde auch der Gegenwart noch nahe gebracht und lieb gemacht werden. Ja, jene Gebilde, sie sind ewig, denn sie sind, und es kommt nur darauf an, sie immer mehr und mehr zur Erscheinung zu bringen! Das eben ist, wie gesagt, die dritte und letzte Aufgabe der Kleinliederkritik, der viel gescholtenen, der viel bespöttelten. — Sokrates wird bekanntlich von dem Platonischen Alkibiades einer hölzernen Silenenstatue verglichen, in welcher goldene und silberne Götterbilder versteckt sind: die Ilias und Odyssee in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind solche Silenenstatuen, aber vielfach durchsichtige, welche hier klarer, dort trüber die göttliche Schönheit Homer's hindurchleuchten lassen. Und gerade diese Götterbilder, diese wirklich Homerischen Schöpfungen sind es und sind es allein, welche trotz ihrer theilweisen Verdunkelung uns und Jedermann stets und immerdar angezogen, erfreut, begeistert haben. Es ist die Aufgabe der Kleinliederkritik, jene krystallinen Silenenstatuen zu öffnen, wo sie kann, zu zerschlagen, wo sie muss, und zu sagen: 'Kommt hieher und schaut! Erst hier sind die wahren Homerischen Götter!'

Zur Entgegnung erbat sich Prof. Dr. Düntzer aus Cöln das Wort und liess sich, ebenfalls von der Rednerbühne aus, also vernehmen:

Ich erbitte mir das Wort zu einer augenblicklichen Bemerkung. — Es sind 30 Jahre (damals war ich selbst 20 Jahre alt), als ich von den homerischen Gedichten mir eine Anschauung gebildet, die sich mir seit jener Zeit, je öfter ich zu diesem wunderbarlichen, ich möchte sagen zauberhaften Gedicht zurückkehrte und je öfter ich in das Verständniss derselben einzudringen suchte, immer mehr bestätigt hat. Ich hebe hervor, dass nach meiner Ueberzeugung die homerischen Gedichte von einer Masse kleiner Einschiebungen durchzogen sind, welche sich die Rhapsoden erlauben zu dürfen glaubten und welche die Zuhörer ihnen durchaus nicht übel deuteten: Einschiebungen, die bei lebhaftem Vortrag von grosser Wirkung sein mochten, die wir aber jetzt bei genauem Hinsehen als Auswüchse betrachten müssen, die unmöglich dem echten Dichter angehören. Nun ist meine Ansicht, dass die Frage über die Zusammensetzung der homerischen Gedichte nicht ganz gelöst werden kann, bis Homer von diesen kleinen Einschiebungen befreit ist; denn gerade Diejenigen, welche gesucht haben, die einzelnen Glieder zu sondern, haben sich meistens auf solche Stellen gegründet, welche entschieden als Einschiebungen betrachtet werden müssen. Lachmann, Kirchhoff haben auf noch mehrere solcher Auswüchse aufmerksam gemacht. —

Mit dieser kurzen Bemerkung möchte ich scheiden. Es bleibt nur noch das letzte Wort übrig, das Wort des Dankes für den verehrten Herrn Vorredner; denn aus seiner wahrhaft dramatischen Auffassung habe ich manche Stelle in einem anderen Lichte geschaut, als bisher. Eben jetzt beschäftigt mit der homerischen Odyssee, kann mir der Vortrag des Herrn Vorredners in dieser meiner Arbeit nur höchst willkommen sein.

Es waren Gründe vorhanden, auch heute von der Tagesordnung abzugehen. In Folge der Abänderung wurde mit Zustimmung der Anwesenden der der pädagogischen Section zugetheilte Vortrag des Prof. Dr. Thomas aus München

„Ueber Fallmerayer als Schulmann“

in die zweite allgemeine Sitzung verlegt. Derselbe lautete:

Ich fürchte nicht, dass es für unpassend gehalten wird, wenn ich der Augsburger Versammlung deutscher Schulmänner und Schulfreunde das Bild eines weithin berühmten Mannes, dessen ursprüngliche Thätigkeit gerade das öffentliche Lehramt gewesen, eben in diesem engeren Rahmen vorführe; ja vielmehr, wenn irgendwo, so ist es hier gerecht, an den Mann unseres Berufes, unserer Anstrengung, unserer Mühsal zu erinnern: denn hier in der Stadt Augsburg begann Fallmerayer, nachdem er den Degen eines Kämpfers für die vergeblich erstrittene Freiheit deutscher Nation mit dem Magisterium vertauscht hatte, seine lehramtliche Laufbahn, und die Augsburger Schule mag stolz sein, den besten Sohn Tirols zu ihren Lehrern zu zählen.

Wie aber, fragt vielleicht Mancher, welcher die Lebensgeschichte des Mannes nur als „Fragmentisten“ kennt und ihm wegen seiner hartnäckigen Fehde in Sachen von Neu-Hellas nicht ganz gram geworden ist — verdient denn derselbe auch in diesem Belange des besonderen Ruhmes und des festlichen Gedächtnisses an diesem Orte? Von seinen Zeit- und Amtsgenossen ist kaum einer mehr, den ich zum Zeugen vorrufen könnte; sein ältester Gefährte, Professor Haggenmüller in Kempten, ist ihm bald in das Reich der Schatten nachgefolgt; nur Michael Fuchs, Professor emeritus in Ansbach, lebt noch, mit welchem der Lieutenant des 11. bayer. Infanterieregiments in Lindau Tacitus und Homer gelesen hat;*) von seinen Schülern aber ist einer in unserer Mitte, der allein mit seinem stets aufrichtigen Danke und mit seiner über die Marken des Lebens hinaus reichenden Bewunderung Gewähr genug bietet, dass Fallmerayer ein ausgezeichneter Lehrer gewesen — Marcus Jos. Müller, dessen Vater, unvergessenen Verdienstes, einer der wenigen, wirklichen Schulrätthe, die Bayern gehabt hat, die Veranlassung gab, dass Fallmerayer 1818 als „Primärlehrer“ nach Augsburg gerufen wurde.

Allein es ist mir gestattet, auf anderem, so zu sagen, historischem Wege den Beweis zu liefern, welch ein Lehrer Fallmerayer gewesen ist. Unter den Papieren meines sel. Freundes, in deren Besitz mich sein Zutrauen gestellt hat, finden sich auch viele aus jener Periode, in welcher er hier in Augsburg und später in Landshut als Lehrer gewirkt hat. Sein musterhafter Haushalt auch in dem, was er geistig einnahm und verausgabte, hat uns diese trefflichen Beweisstücke aufbewahrt, die zu verwerthen ich hier Gelegenheit nehme.

Wenn an einem Lehrer und Erzieher neben ausgiebigem Kenntnisschatze vor allem Lebendigkeit und Unmittelbarkeit im geistigen Verkehr, frohe Beharrlichkeit an schwerem Werke, ein unbestechlich-lauterer Charakter und sich selbst prüfende Gerechtigkeit als Kennzeichen erscheinen, so war Fallmerayer ein Meister der Schule. Es hatte ihm nicht wenig Bedenken und Sorgen gemacht, das, wie er früher glaubte, Glanz und Ruhm bringende

*) Nach freundlicher Mittheilung zählen noch Prof. Schmidt von Set. Anna in Augsburg und Decan Förg in Neuburg a. d. Don. zu den Collegen Fallmerayer's.

Waffenwerk mit dem Schulstaub zu vertauschen, aber wie er „allen glänzenden Hoffnungen einer ungewissen Zukunft“ entsagt hat, wie er einmal am Orte ist, da stellt er auch seinen Mann, er bringt unverdrossene Lust und erhebendes Pflichtgefühl zum Amte und bald fühlte er sich im neuen Berufe glücklich, im neuen Kreise zufrieden, „man hat Gewicht, man hat Ansehen, man ist Professor“.

Voll Begeisterung für die edle Sache der Jugendbildung und unter nicht ungünstigen Zeichen dazu berufen — noch leuchtete damals der Abendstrahl der Montgelas'schen Periode über Bayern — tritt er in die Mitte der Genossen und Schüler. Wie er vordem im Heerlager und Standquartiere — oft erzählte er dies den Freunden — seine Kameraden mit Cäsar's Reden haranguirte, so hält er auch in der Schule, wo es sich schickt, seine Ansprachen. Noch sind solche Entwürfe vorhanden: sie bewähren nicht blos seine Freude am Berufe, sie bewähren auch den sittlichen Ernst seiner Gesinnung.

„Es ist sehr ehrenvoll für mich — also redet er zu seinen Collegen — feierlich in meinen neuen Beruf hinübergeführt zu werden. Bis hieher habe ich Sr. Majestät dem König mit den Waffen in der Hand gedient — wahrlich ein erhabener und glänzender Beruf! Friede und politische Freiheit des Vaterlandes — das Ziel, auf welches alle Kraftanstrengungen der Nation und ihrer Söhne hinstrebten, ist glücklich errungen. Die Waffen ruhen, die Künste des Friedens blühen. Meine Liebe zu denselben erlosch auch mitten im Waffengetümmel nicht. Stets waren meine Blicke auf ihren milden Schimmer hingewandt. Von neuem betrete ich ihr Heiligthum. Das Schicksal führte mich in ihre Mitte, um meine Bemühungen mit den ihrigen zu vereinigen. Mein neuer Beruf ist zwar weniger glänzend, aber gewiss edler und für ein gefühlvolles Herz belohnender, als jede Waffenthat, denn ich arbeite nun gemeinschaftlich mit ihnen an der Erziehung der Nation. Bei den herrlichen Vorbildern jeder lehramtlichen Tugend, die mich umgeben, schmeichle ich mir, in Folge der Zeit mich zu einem nützlichen und würdigen Mitgliede dieses edeln Vereines auszubilden.“

„Und von euch — so zu der Jugend gewendet — die ihr nun meine Schüler seid, fordere ich den nämlichen Grad von Aufmerksamkeit, Fleiss und Achtung, wie ihr sie gegen euern vorigen Herrn Lehrer beobachtet habt. Ich will euch den Weg zur Kenntniss und Bildung zeigen; ihr aber müsst eure Bemühungen mit den meinigen verbinden. Besonders werde ich mein Augenmerk auf Moralität und gute Sitten richten: denn diese zieren die Jugend mehr als Unterricht. Die Fleissigen und Arbeitsamen unter euch werden an mir stets einen guten und bereitwilligen Lehrer finden; den anderen aber werde ich jeder Zeit ein strenger und unerbittlicher Richter sein. Dies ist der erste Befehl, den ich euch gebe — richtet euch darnach.“

„Muth gefasst — ruft er ein andermal den Schülern zu — rastlos dem vorgesteckten Ziele entgegengestrebt: die Funken der Bildung, welche ihr jetzt in eurem Geiste hervorlockt, werden euch einst mit Feuers Glanz in die späteren Jahre hinüber leuchten. Und wenn ihr dann selbst gestehen müsst, man habe euch frühzeitig mit der Wahrheit und dem Wesen des menschlichen Lebens vertraut gemacht, so soll dieses Selbstbekenntniss das schönste und bleibendste Denkmal sein, welches ihr meinen Mühseligkeiten und eueren jugendlichen Bestrebungen setzen werdet.“

Wer Fallmerayer auch nur aus seinen Werken kennt, weiss, welch ein Bewunderer classischer Rede er gewesen, wie ihn Kraft und Anmuth der Sprache entzückt, welche Meisterschaft des Stiles er selbst erreicht hat. Diese Lust am freien Fluss des Wortes, am klaren,

bestimmten, kunstgerechten Ausdruck der Gedanken begegnet uns auch am Lehrer und Professor. Man spricht aber nur klar, wenn man klar gedacht hat, worüber man sich selbst klar geworden; man redet oder schreibt nur verständlich und lichtvoll über das, was man verstanden und vollkommen durchschaut hat.

Fallmerayer der Lehrer kam denn auch nie unvorbereitet in die Schule oder auf das Katheder. Da wird kein lateinisches oder griechisches Pensum gegeben, das nicht von ihm aufgesetzt, keine deutsche Arbeit, die nicht von ihm entworfen, keine historische Frage, die nicht von ihm beantwortet gewesen wäre; und alle diese Aufgaben, Entwürfe oder Fragen — das sieht man sofort — sind aus der Schule heraus, aus dem Kreise des gelehrten und deshalb wissbaren Stoffes genommen. Das grosse Gesetz, von der Jugend nur das Mögliche zu verlangen, die Schule mit der Entwicklung gleichstufig zu führen und zugleich mit dem wirklichen Leben in Verkehr zu bringen — dieses hat Fallmerayer hoch und heilig gehalten.

Schule und Leben — darin liegt der Prometheische Funke, das ist die Zündkraft im jugendlichen Geist; diese Lehrart giebt den sichersten Erfolg, und sie war Fallmerayer'n ein herrliches Eigenthum, was sich später auch im Geschichtschreiber in einziger Art entfaltet hat. Denn wenn man in Fallmerayer's historischen Schriften neben anderen gerade die Wirksamkeit hervorhebt, welche sie unmittelbar auf die Gegenwart ausüben, wenn er dem Leser im kraftvollen Bilde der Vergangenheit immer wieder das nahe und nächste vorhält, wenn er auch in seinen Büchern als ein wahrer Lehrer auftritt, so ist diese Erscheinung nur die höhere Blüthe auf gleichem Stamme: Fallmerayer wollte und musste lehren; was ihm früher die vaterländische Jugend war, wurde ihm später die deutsche Nation und ihr grosses vielverschlungenes Verhängniss.

Von ganz eminenter Wirkung müssen Fallmerayer's Vorlesungen am Lyceum in Landshut gewesen sein. Die Hefte der allgemeinen und bayerischen Geschichte aus den Jahren 1827—31 bezeugen eine Umsicht der Forschung, eine Liebe zur Wahrheit, eine Freiheit des Urtheils, einen Stolz der Gesinnung, dass ich fürwahr überrascht zu neuer Bewunderung des seltenen Mannes fortgerissen wurde. Vielleicht wird es mir an einem anderen Orte möglich sein, auf diese Fragmente in ihrem historischen Werthe zurückzukommen; hier geziemt es, sie nur als vollgiltige Beweise eines auserlesenen Lehrtalents anzuführen. Beim Durchmustern dieser Hefte wurde ich lebhaft an jene alle hinreissenden Vorträge gemahnt, die seiner Zeit Christian Bomhard in Ansbach gleichfalls über Geschichte gehalten hat, für mich ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier Geister, so tief als scharf, deren einem mich als Jüngling die Schule, dem andern als Mann das Leben mit unauflöslichem Bande vereint hat.

Fallmerayer rechnete mit sich — das zeigen uns seine täglichen Aufschreibungen — täglich ab, und er ist dabei mehr als streng gegen sich selbst. So verfuhr er denn auch schon als Lehrer mit sich; vor und nach der Lehrstunde hält er ernsten Gewissensrath. Das Tagebuch aus der Landshuter Periode verzeichnet fast regelmässig, wie und ob ihm die Vorlesung gelungen, wie und ob er mit sich zufrieden war, und diese stille Freude am Leben des Wortes und an dem Erfolge geistiger Befruchtung bezeugt den Edelsinn des Mannes, welchen er sein Leben lang auch unter anderen und in allen Verhältnissen bewährt hat.

Im Juli 1831 schloss Fallmerayer seine Vorlesungen in Landshut, um mit Urlaub seine erste grosse Reise in die Länder alter und classischer Cultur anzutreten; schon hatte er als Geschichtschreiber von Trapezunt und Morea bei den ersten Männern des Faches sicheres Lob errungen. Als er nach drei Jahren zurückkehrte, fand er seine Stelle nicht mehr wieder.

Es war, wie auch sonst in deutschen Landen, so in Bayern vieles anders geworden; der Rückgang namentlich in Schule und Wissenschaft war entschiedener Wille und mit unzweifelhafter Energie durchgeführter Staatsgrundsatz.

Damals kämpfte Thiersch, Tag und Nacht bereit, seinen Heldenkampf für Freiheit des Unterrichts, für Erziehung zur Menschlichkeit; aber auch ihn drängte es zum Bekenntniss: „Wie in den verschlungenen Kreisen eines Irrgartens werden wir immer auf denselben Mittelpunkt geführt, in welchem man Dienstbarkeit der Wissenschaften und ihre Herabsetzung zu einer Knechtsgestalt wahrnimmt“: die Diener Arihmans erhielten die Obmacht.

Auch Fallmerayer'n gereichten seine hervorstechenden Eigenschaften hinterrücks zum Vorwurf: Geist und Herz, Wissen und Muth zu besitzen, kann nun einmal zeitweise nur privatim geduldet werden. Fallmerayer wurde in den Ruhestand gesetzt, in voller Kraft des Mannesalters, in herrlicher Ausrüstung des Geistes und seltener Erfahrung des Lebens.

So konnte man allerdings Fallmerayer hindern, seine Talente für Bayern zunächst und zum Frommen der bayerischen Jugend zu verwenden, und ihn selbst mit der festen Stätte der inneren beglückenden Freude männlicher Wirksamkeit berauben, nicht aber konnte man Fallmerayer hindern, das angeborene und erworbene Gut anderwärts glänzend zu verwerthen; nicht konnte man ihn hindern, mit dem Schwerte des Geistes und der Schneide des Wortes dem deutschen Vaterlande zu dienen, dessen politische Unkraft — bis heute für das Ausland ein Gegenstand des Mitleids oder gar des Spottes — keinem tiefer in die Seele schnitt, das an ihm den feurigsten Mahner, den ernstesten Warner, den freimüthigsten Seher hatte, und dem er, so viel an ihm war, durch den stralenden Ruhm des eigenen Namens weit über seine Grenzen hinaus, jenseits des Aermelcanals so gut wie an den pontischen Gestaden, Anerkennung und Hochachtung erworben hat.

Deutschland wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es das Gedächtniss seiner grossen Historiker und Politiker feiert, Bayern wird Fallmerayer nie vergessen, wenn es den Lehrern und Bildnern des Volks eine Gabe des Dankes spendet, und desshalb hat es mich getrieben, Fallmerayer dem Schulmann hierorts als vor einer würdigen Zeugschaft im unverschlossenen Atrium dankbaren Nachruhmes einen Ehrenkranz zu weihen.

Schliesslich sprach noch auf Einladung des Präsidenten Prof. Dr. Bursian aus Tübingen über das angekündigte Thema:

„Archäologische Kritik und Hermeneutik“,

war aber wegen der vorgerückten Zeit (es war schon 12¹/₂ Uhr geworden) gezwungen, sich kürzer zu fassen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Hochverehrte Anwesende!

Nach der begeisterten und begeisternden Analyse eines unsterblichen Dichterwerks, nach dem mit Wärme gezeichneten Bilde eines ächt deutschen Mannes und Lehrers, zu Ihnen von „Archäologischer Kritik und Hermeneutik“ zu sprechen, ist jedenfalls ein schwieriges, ein gefährliches Unternehmen. Denn wenn auch die alte Kunst in ihrer Herrlichkeit wohl die Aufmerksamkeit der Zuhörer noch fesseln könnte, so ist es ja gerade nicht diese Herrlichkeit der Kunst, wie sie in ihren bedeutendsten Schöpfungen hervortritt, sondern vielmehr das

Dürste, die blosse Methode der Behandlung ihrer Denkmäler, die ich mir zum Thema gewählt habe. Ich habe mir denn auch schon lange vorher nicht verhehlt, dass der ganze von mir gewählte Stoff nicht darnach angethan ist, um grosse Theilnahme zu erwecken, dass das, was ich vortragen werde, meinen näheren Fachgenossen vielleicht als trivial, anderen vielleicht als selbstverständlich erscheinen wird. Wenn ich trotzdem mich entschlossen habe, für einen solchen Gegenstand Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen, so ist es wesentlich der praktische Gesichtspunkt des akademischen Unterrichts, der mich dazu bestimmt hat. Ich habe nämlich oft in den Verzeichnissen der Universitätsvorlesungen gefunden, dass über philologische Kritik und Hermeneutik gelesen wird, erinnere mich aber nicht, angekündigt gefunden zu haben, dass eine solche Vorlesung auch die archäologische Kritik und Hermeneutik mit umfassen solle. Da ich selbst nun die enge Zusammengehörigkeit beider Gebiete schon öfter durch Vorlesungen über philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik praktisch erprobt habe, so beabsichtige ich Ihnen durch meinen heutigen Vortrag, diese enge Zusammengehörigkeit, die nothwendige Identität aller archäologischen und philologischen Methode darzulegen. Die Kürze der mir zugemessenen Zeit nöthigt mich, mich dabei auf die Hauptpunkte zu beschränken, wie ich denn namentlich auf die Geschichte der archäologischen Methode nicht näher eingehen kann, sondern mich mit wenigen einleitenden Bemerkungen darüber begnügen muss.

Mit der archäologischen Kritik und Hermeneutik nämlich gieng es wie mit der Theorie mancher anderen Künste, dass die Methode im Allgemeinen längst vorhanden war und von bedeutenden Männern, wie von Winckelmann, Lessing, Zoëga, in meisterlicher Weise geübt wurde, ohne dass die Regeln des dabei zu beobachtenden Verfahrens, die Methodik, zum Bewusstsein gekommen oder doch öffentlich ausgesprochen worden wären. Der Name der archäologischen Kritik und Hermeneutik findet sich, soviel mir bekannt ist, zuerst in Fülleborn's „Encyclopaedia philologica“ (Breslau 1798), deren 5tem Abschnitte, welcher von der Geschichte der griechischen und römischen Kunst handelt, „observationes quaedam ad hermeneuticam et criticam archaeologicam“ beigefügt sind. Ungefähr gleichzeitig gab Chr. D. Beck in zwei akademischen Abhandlungen*) nicht eine zusammenhängende Darstellung, sondern mehr aphoristische Bemerkungen über Kritik und Erklärung alter Kunstwerke. Die erste systematische Darstellung derselben wird K. Levezow verdankt, der in seiner Abhandlung „über archäologische Kritik und Hermeneutik“ (aus den Abhandlungen d. Berl. Akad. vom Jahre 1833) die Hauptgrundsätze und Gesichtspunkte der Erklärung, sowie der Untersuchung über Aechtheit und Ursprung eines antiken Kunstwerks, auch mit Berücksichtigung der Analogie der philologischen Methode darlegte. Doch fand dieser Versuch zunächst weniger Beachtung, als er verdiente, denn O. Müller, der in der ersten Auflage seines „Handbuches der Archäologie“ (1830) die Hermeneutik und Kritik der Kunstwerke als „formelle Disciplinen, nicht besonders darstellbar“ bezeichnet hatte, liess in den folgenden Ausgaben diese von Welcker (in der Anzeige des Handbuches im Rhein. Mus. II, S. 463 f.) mit Recht gerügte Bemerkung ganz weg, so dass seitdem die archäologische Kritik und Hermeneutik, abgesehen von einer beiläufigen Erwähnung in der Einleitung zur Geographie der alten Kunstdenkmäler (§ 251, 3,

*) *Commentationes academicae de interpretatione veterum scriptorum atque monumentorum ad sensum veri et pulchri faciem atque subtilem excitandum acuendumque recte instituenda*, Lipsiae 1798, Comment. III u. IIII.

S. 320 der 3. Auflage), aus dem Handbuche der Archäologie gänzlich verschwunden ist. Diese Lücke ist allerdings ausgefüllt worden durch Preller*) und Gerhard**), aber beide haben durch ihre Scheidung der gesammten Alterthumswissenschaft in 2 Haupttheile — die Philologie im engeren Sinne, welche sich die Erforschung der litterarischen, und die Archäologie, welche sich die Erforschung der monumentalen Reste des Altertums zur Aufgabe mache — die archäologische Kritik und Hermeneutik von der heilsamen und nothwendigen Verbindung mit den entsprechenden philologischen Disciplinen losgelöst. Gegen diese Scheidung, welcher die Verschiedenheit der Quellen zu Grunde liegt, hat mein verehrter Freund und Lehrer O. Jahn in seinem schönen Aufsätze 'über das Wesen und die wichtigsten Aufgaben des archäologischen Studiums'**) sich ausgesprochen, worin er mit Recht hervorhebt, dass nicht die Art der Quellen, sondern nur das Princip und die Aufgabe der Forschung eine besondere Wissenschaft oder Disciplin constituiren, dass also die Archäologie als einzelne Disciplin der Altertumswissenschaft sich mit der künstlerischen Seite des antiken Lebens, im engen Zusammenhange mit den übrigen Seiten desselben, zu beschäftigen habe.

Wir sind ja nun Alle wohl darüber einig, dass es die Aufgabe der Altertumswissenschaft im höchsten Sinne des Worts ist, das gesammte Leben des classischen Altertums nach allen seinen Richtungen, nach seiner praktischen wie theoretischen, äusserlichen wie innerlichen Seite möglichst vollständig zu erkennen und zu reproducieren, um aus dieser Reproduction — und das ist die pädagogisch-praktische Seite unserer Wissenschaft — immer neue Kraft zu gewinnen für die Fortentwicklung unserer in der antiken wurzelnden Cultur und für die Erstarkung unseres — mit Stolz dürfen wir es sagen — dem hellenischen in so vielen Beziehungen nahe verwandten deutschen Volkstums. Für die Lösung dieser Aufgabe, der Reproduction der antiken Cultur, stehen uns zwei Arten von Quellen zu Gebote: litterarische, welche die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken durch Worte, vermittelt der Sprache ausdrücken — und zu diesen sind ohne alles Bedenken auch die Inschriften zu rechnen, — und bildliche oder monumentale, welche die Ideen ihrer Urheber durch gewisse Formen oder Symbole, die auf dem Wege handwerksmässiger Technik geschaffen sind, zur Anschauung bringen. Diese beiden Arten von Quellen gelten als solche für alle Disciplinen der Altertumswissenschaft ohne Ausnahme, und es ist daher die Pflicht jedes Philologen, beide vereint und im engsten Zusammenhange mit einander für seine Zwecke auszubeuten. Die Grundsätze nun für die Prüfung und das Verständniss beider Gattungen von Quellen lehrt die Kritik und Hermeneutik, zwei in Theorie und Praxis untrennbare, durchaus formale Disciplinen, welche zusammen die Kunst der philologischen Methode bilden; diese Grundsätze sind für die litterarischen und für die monumentalen Denkmale des Altertums durchaus identisch und erleiden nur in der Ausübung einige unwesentliche Modificationen durch die verschiedene Beschaffenheit der Quellen; es ist daher auch nicht nur möglich, sondern auch für die Zwecke insbesondere des akademischen Unterrichts erspriesslich, sie theoretisch vereinigt — als philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik — darzustellen.

*) 'Ueber die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie', in den Supplementheften zum 3. Jahrgange der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft (1845).

**) 'Grundriss der Archäologie' für Vorlesungen nach Müllers Handbuch. Berlin 1853.

***) Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1848, S. 209 ff. Die von Jahn aufgestellten Gesichtspunkte hat in der Hauptsache auch Overbeck festgehalten in seinem Aufsätze 'über Systematik der Archäologie der Kunst' in der allgemeinen Monatsschrift für die Litteratur 1853, S. 444 ff.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

Lassen Sie mich die Wahrheit des Gesagten an einigen wenigen Beispielen nachweisen. Um mit der Kritik zu beginnen, so ist die Aufgabe derselben bekanntlich eine doppelte: einmal die ursprüngliche, durch die Ueberlieferung getrübe Gestalt irgend eines antiken Werkes (Schrift- oder Bildwerkes), sowie es aus der Hand seines Schöpfers (Verfassers oder Bildners) hervorgegangen ist, soweit als möglich wiederherzustellen, und andererseits dem wiederhergestellten Werke seine richtige Stellung im Kreise der übrigen Denkmäler der alten Cultur anzuweisen. Jenes wird gewöhnlich — nicht gerade treffend — als die niedere oder auch als die Partialkritik, dieses als die höhere oder Totalkritik bezeichnet. Jene sogenannte niedere Kritik umfasst eine doppelte Thätigkeit, die Lachmann im Vorwort zu seiner Ausgabe des neuen Testaments in classischer Weise als die *recensio* und die *emendatio* bezeichnet hat; beide Thätigkeiten haben auch bei der Kritik eines Kunstwerkes Platz zu greifen. Die *recensio*, welche aller Interpretation vorausgehen muss, hat ja die relativ älteste Gestalt eines Werkes, soweit sie durch Zeugnisse festzustellen ist, zu ermitteln, sie ist also wesentlich eine Geschichte der Ueberlieferung des betreffenden Werkes; eine solche zu geben liegt vor allem auch dem Erklärer eines Kunstwerks ob: er muss zuerst die Schicksale desselben von dem Momente, in dem es vor ihm steht, zurückverfolgen bis zur Auffindung und dann, falls es möglich ist, weiter bis zu seiner Entstehung und ersten Aufstellung. Bei Bildwerken freilich, welche Jahrhunderte lang im Schoosse der Erde verborgen lagen, wird sich hier eine bedeutende Lücke ergeben; aber bei Baudenkmalern ist eine solche ununterbrochene Geschichte ihrer Schicksale nicht nur möglich, sondern auch zur Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Gestalt durchaus nothwendig. Ich erinnere Sie nur an den Parthenon, dessen Restauration ohne Kenntniss seiner Schicksale in den Byzantinischen und Türkischen Zeiten unmöglich ist. Aber auch die andere Seite der *recensio*, die auf den ersten Blick der archäologischen Kritik zu fehlen scheint, jene Seite nämlich, welche sich bei litterarischen Denkmälern auf die Prüfung und Sichtung der Handschriften und Handschriftenfamilien bezieht, findet bei ihr statt, wenn auch nur in einigen Fällen und mit einigen jedoch unwesentlichen Abweichungen. Während nämlich die Schriftwerke des Altertums uns nur mittelbar, in Abschriften und Abschriften von Abschriften überliefert sind, sind die Kunstwerke ja in der Regel unmittelbar überliefert und bieten daher zunächst zwar meistentheils Anlass zur *emendatio*, aber nicht zur eigentlichen *recensio*, da wir ja eben nur ein Exemplar, das unmittelbar aus den Händen des Künstlers hervorgegangen ist, haben. Trotzdem haben wir in zwei Fällen auch bei Kunstwerken eine *recensio* vorzunehmen: einmal, wenn uns nicht mehr das Originalwerk selbst, sondern nur Nachbildungen oder auch Beschreibungen davon erhalten sind, andererseits, wenn wir eine Anzahl von Bildwerken vor uns haben, die sich als Nachbildungen eines und desselben Originals, aber mit späteren Zuthaten versehen, gleichsam Abschriften mit Interpolationen, ausweisen, wie dies ja namentlich bei römischen Sarkophagreliefs nicht selten der Fall ist. Hier ist nun das Verfahren genau entsprechend der *recensio* eines schriftlichen Textes nach verschiedenen Handschriften. Was in allen Exemplaren gleichmässig erscheint, ist mit Sicherheit, was in den ältesten und sorgfältigsten, wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit als dem Originalwerke angehörig zu betrachten; was sich dagegen nur in den jüngern und nachlässiger gearbeiteten Exemplaren findet, muss als Zusatz oder willkürliche Aenderung der Nachbildner, wie bei den Handschriften der Abschreiber, gelten.

Dies führt uns zum zweiten Theile der sogenannten niedern Kritik, zur *emendatio*, welche zunächst das, was sich nach sicheren Prämissen als ungehörig herausstellt, also namentlich

auch die Interpolationen, zu entfernen und dasselbe dann durch Combinationen von möglichster Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit, durch Conjecturen, zu ersetzen hat. Wer in italienischen Museen Kunstwerke zu betrachten Gelegenheit hatte, der weiss wie da noch heut zu Tage gefälscht und geradezu interpolirt wird. Ich will Sie nur an die Marmorcopie des Apoxyomenos des Lysippos, der der Ergänzter einen Würfel in die Hand gegeben hat, erinnern. Diese interpolirten Partien müssen also zunächst erkannt und um der richtigeren Herstellung Platz zu machen ausgeschieden werden, Freilich können dieselben nicht, wie das bei der Constituirung schriftlicher Texte geschieht, völlig ausgemerzt, etwa abgeschlagen, sondern sie können nur weggedacht werden, wie denn der Archäolog auch seine Conjecturen, durch welche er die ursprüngliche Gestalt eines Kunstwerkes wieder herzustellen sucht, nur andeuten oder mit Worten darlegen kann, ihre Ausführung dagegen dem Künstler überlassen muss. Dass aber die Conjecturalkritik überhaupt bei Bildwerken nicht nur ebensogut am Platze, sondern auch nach denselben Grundsätzen zu üben ist, wie bei Schriftwerken, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Doch lassen Sie mich, da die Zeit drängt, den zweiten Haupttheil der Kritik, bei welchem die Analogie des Verfahrens für Schrift- und Bildwerke ja klar genug zu Tage liegt, übergehen und nur noch einige Worte über Hermeneutik sagen. Est ist die Aufgabe aller Hermeneutik, ein uns überliefertes litterarisches oder monumentales Werk richtig, das heisst so wie es sein Urheber verstanden wissen wollte, zu verstehen, beziehendlich dieses Verständniss bei anderen zu vermitteln. Gerade für die Archäologie nun ist es sehr wichtig, diesen Grundsatz festzuhalten. So wenig es jetzt Jemand billigen würde, wenn man nach dem Vorgange mancher alten Interpreten der homerischen Gedichte durch allegorische Auslegung die Anfangsgründe aller Wissenschaften in denselben bereits ausgesprochen finden wollte, ebensowenig können wir es als ein richtiges hermeneutisches Verfahren bei Bildwerken bezeichnen, wenn man in das Werk irgend eines alten Handwerkers allegorische oder natur-philosophische Ideen hineinragen, namentlich den ursprünglichen tiefen Sinn der dargestellten Mythen darin ausgeprägt finden will. Das Bildwerk ebensogut wie das Schriftwerk soll so verstanden werden, wie es sein Schöpfer verstanden wissen wollte; der Interpret hat also nur den vom Urheber des Werks beabsichtigten Sinn sich klar zu machen. Wie nun in den Schriftwerken die Ideen des Verfassers durch die Sprache ausgedrückt sind, so in den Bildwerken durch die Formen, mögen sie nun von der Natur gegeben oder vom Künstler frei geschaffen sein, die in der Malerei und zum Theil auch in der Plastik und Architectur durch die Farben nuancirt werden, etwa wie die sprachlichen Formen durch die Partikeln. Die Abänderungen der Hauptformen durch verschiedene Haltungen, Stellungen, Gebärden, auch durch die Bekleidung entsprechen bei den Bildwerken ganz der Abwandlung der Worte durch Declination und Conjugation, die Anordnung mehrerer Figuren zu einem Ganzen, also die künstlerische Composition einer Gruppe oder eines Reliefs oder Gemäldes, ja sogar eines Bauwerks, der Syntax oder Wortfügung bei Schriftwerken. So wenig man nun denjenigen, welcher ein Schriftwerk verstehen und darnach erklären will, davon dispensiren kann, dass er vorerst die Sprache, in der es geschrieben ist, in lexicalischer, grammatischer und syntaktischer Hinsicht gründlich erlerne, gerade so muss man an einen Erklärer von Kunstwerken die Forderung stellen, dass er die Sprache derselben in allen ihren Theilen verstehe, d. h. dass er Kenntniss habe von den Formen, deren sich die Kunst bedient, von der Bedeutung der Modificationen derselben durch Haltung und Bekleidung, und von den Gesetzen der künstlerischen Composition.

Jedoch, meine Herren, wir wollen es uns offen gestehen, dass wir in der Kenntniss der monumentalen Sprache, und daher auch in der Behandlung und Auslegung der Kunstwerke noch ziemlich weit zurück sind. Während Dank alten und langjährigen Bemühungen die Grammatik der classischen Sprachen im Wesentlichen fest steht, so ist dies für die Formen der bildlichen Denkmäler noch lange nicht der Fall; noch giebt es, obwohl besonders von Stephani und Wieseler manches dahin Einschlagende geleistet worden ist, kein Lexikon, keine grammatische Formenlehre, keine Syntax der alten Kunstdenkmäler.

Sowie dann bei Schriftwerken zum Verständniss der Form sowie des Inhalts vor allem Werke der gleichen Gattung zur Vergleichung herangezogen werden müssen, so gilt dieselbe Regel auch bei der Hermeneutik der Kunstwerke, indem auch hier zunächst Werke derselben Gattung, seien es nun Giebelgruppen oder griechische Grabreliefs oder römische Sarkophagreliefs, oder Vasengemälde oder Pompeianische Wandmalereien und sofort, in Betracht gezogen werden müssen; erst dann, wenn diese nicht ausreichen, greift man in weitere Kreise hinaus, um Mittel zum Verständnisse zu gewinnen. Und endlich, um zum Schlusse zu kommen, sowie zum richtigen Verständnisse jedes Schriftwerkes die Bekanntschaft mit allen Theilen der gesammten Altertumswissenschaft, mit allen Seiten des ganzen antiken Lebens gehört, so gilt dies, und vielleicht in noch höherem Grade, auch von unseren bildnerischen Denkmälern. Und davon ist die Folge, dass die *ars nesciendi* bei Bildwerken noch viel häufiger geübt werden muss oder, richtiger gesagt, geübt werden sollte, als bei Schriftwerken.

Es sind nur einige Grundzüge, die ich Ihnen vorgelegt habe, aber ich glaube, dass aus dem Gesagten doch so viel klar ist, dass litterarische und monumentale, philologische und archäologische Kritik und Hermeneutik so genau mit einander verknüpft sind, dass beide nach denselben Grundsätzen geübt werden müssen und dass weder ein fruchtbares Studium der alten Litteratur ohne Kenntniss der alten Kunstdenkmäler, noch eine wissenschaftliche Auffassung und Erläuterung der letzteren ohne Kenntniss der ersteren möglich ist.

Dritte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher der Versammlung zunächst eröffnete, dass sich auf Anregung des Hofraths Dr. Ulrichs in Würzburg eine 'archäologische Section' aus der Mitte derselben dahier constituirt habe, die gleich der 'germanistischen' besondere regelmässige Sitzungen zu halten beabsichtige. Director Dr. Eckstein referierte sodann über die Berathungen des zur Wahl des nächsten Versammlungsortes und für die Reform der Vereinsstatuten ernannten Comités (es war gebildet ausser dem Referenten von Director Classen, Hofrath Doederlein, Regier.-Rath Firnhaber, Prof. Fleckeisen, Oberbibliothekar Gerlach, Oberbibliothekar Halm, Studienrector Mezger, Prof. Rud. v. Raumer), indem er bezüglich des Versammlungsortes bemerkte, dass die Städte Trier, Cöln, Zürich, Dessau, Hannover, Münster, Eisenach und Meissen, für welche alle einzelne Stimmen sich ausgesprochen hätten, in Vorschlag gekommen seien, dass man zuletzt aber nach Erwägung aller Interessen der Theilnehmer sich habe für **Meissen** entscheiden müssen und diese Stadt darum zur Wahl empfehle. Der Antrag wurde einstimmig genehmigt und eben so der weitere, den Rector der Landesschule zu Sct. Afra, Prof. Dr.

Friedr. Franke, mit dem Präsidium unter der Befugniß zu betrauen, dass er sich den Stellvertreter selbst adjungiere.

Nachdem hierauf der Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden geäußert hatte, dass er, wenn er auch von Seiten des Ministeriums zu keiner officiellen Erklärung beauftragt worden sei, weil man nicht habe vermuthen können, dass die Wahl auf Sachsen fallen würde, doch die Ueberzeugung hegen dürfe, dass die königl. sächsische Regierung den Beschluss der Versammlung freudig begrüßen werde, theilte Dr. Eckstein auch das Ergebniss der Berathungen über die wünschenswerthe Reform der Geschäftsordnung mit, auf welche sich auch der oben erwähnte Aufsatz des Dr. Firnhaber in der Encyclopädie des gesammten Unterrichtswesens bezieht.

Nach der Ansicht des Comité wäre eine Aenderung des bisherigen Verfahrens in der Art zu bewerkstelligen, dass nächstes Jahr versuchsweise der erste und vierte Tag zu den allgemeinen Sitzungen verwendet, der zweite und dritte aber den Sectionen zu ihren Verhandlungen ausschliesslich überlassen würde, wodurch die Möglichkeit sich ergäbe, die Sections-Sitzungen so zu verlegen, dass der Besuch nicht durch Collisionen gehindert wäre.

Der Comité-Vorschlag wurde auf den Antrag des Präsidenten zum Beschlusse erhoben.

Man schritt sofort zur Tagesordnung, auf welcher folgende Vorträge standen:

- 1) des Professors Dr. Gustav Wolff aus Berlin:

Ueber die Stiftung des delphischen Orakels.

Der Redner behandelte den Gegenstand in folgender Exposition:

Hochverehrte Herren!

Eine Geschichte des Orakelwesens bei den Alten würde eine Lücke in der Philologie ausfüllen¹⁾. Es müssten die Aussprüche gesammelt werden, auch die Nachrichten über Befragung der Orakel, wo der Wortlaut der Antwort nicht überliefert ist. Man müsste dann die der mythischen Zeit zugeschriebenen von denen der geschichtlichen Jahrhunderte trennen, ebenso die nicht in Tempeln ertheilten Sprüche, die von Politikern, Dichtern, heidnischen Philosophen und Christen erfundenen aussondern, die in Orakelstätten gegebenen Antworten nach den Tempeln und innerhalb dieser Abtheilungen, so weit es geht, nach der Zeit ordnen; man muss die Einrichtungen und die Geschichte jedes Orakels behandeln, endlich die Gesamtentwicklung derselben in ihrem Zusammenhange mit den religiösen und sittlichen Vorstellungen, mit welchen sie in Wechselwirkung standen.

Besondere Schwierigkeit macht hier die Zeit der Stiftung. Gestatten Sie mir über die des Delphischen Orakels einige Bemerkungen!

Erwähnt wird es zuerst in der Odyssee (8, 77), in Demodokos Gesang bei den Phäaken: *Ἀγαμέμνων χάρει νόφ, ὅτ' ἄριστοι Ἀχαιῶν δηριόωντο· ὥς γάρ οἱ χρεῖων μυθήσατο*

¹⁾ Die Schriften von Clasen und van Dale sind veraltet und verfolgen zum Theil andere Zwecke; die letzten Sammlungen der Sprüche sind die den Sibyllinischen Büchern angeschlossenen von Opsopoeus und die von Gallaeus (1689) und für einzelne Seher die von Alexandre, sämmtlich sehr unvollständig, die ersten mit den früher gebräuchlichen unbestimmten Citaten. Die Orakel der Kaiserzeit habe ich in dem Versuch de novissima oraculorum aetate. Berol. 1854, 4, die Sammlung des Porphyrius in Porph. de philosophia ex orac. haurienda. Berol. 1856, 8. behandelt.

Φοῖβος Ἀπόλλων Πυθοῖ ἐν ἡγαθέῃ, ὅθ' ὑπέρβη λάϊνον οὐδὸν χρησόμενος. In der Ilias kommt Πυθὼ πετρήεσσα im Schiffskatalog (519) und in den Bitten vor, wo (404) Achill als Beispiel grosser Schätze nennt ὅσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἔργει Φοῖβου Ἀπόλλωνος, Πυθοῖ ἐνὶ πετρήεσση. Also der pythische Apollodienst war zur Zeit des Sängers dieses Liedes schon verbreitet, der Tempel schon reich, wie er denn ebenfalls in vorgeschichtlicher Zeit bereits von den Phlegyern am Kephissos¹⁾ und den Dryopern unter Phylas²⁾ und Laogoras³⁾ geplündert wurde. — Des Orakels thut freilich die Ilias keine Erwähnung; doch ist ex silentio Homeri hier kein Schluss zu ziehen. Als wahrsagenden Gott kennt die Ilias den Apollo schon; dem Kalchas μαντοσύνην πόρε Φοῖβος Ἀπόλλων⁴⁾. Auch die ὑποφῆται von Dodona kommen dort nur an einer Stelle vor, ebenfalls in einer Rede des Achill. Jedenfalls weist eine grosse Anzahl der frühesten Ereignisse und staatlichen und religiösen Einrichtungen auf Pythische Sprüche zurück, diese haben den vielen Auswandern vom neunten bis zum sechsten Jahrhundert meistens die Richtung gegeben, ja selbst die dorische Wanderung soll durch sie veranlasst sein⁵⁾.

Doch letzteres verhielt sich offenbar gerade umgekehrt. Man zieht nach Thukydides Spruch für die mythischen Zeiten aus Sitten und Gebräuchen sicherere Schlüsse als aus Berichten von Ereignissen. Nun wurde die Entsündigung Apolls nach der Tödtung des Drachens jedes neunte Jahr durch die Daphnephorien dargestellt; der delphische Knabe ging über Lykoreia, durch das Gebiet der Lokrer, Dorer, Aenianen und Malier, über Pagasä, Larise, den Peneios entlang nach Tempe, weil so Apollo den Weg genommen haben sollte. Warum nicht durch die Thermopylen? Warum auf solchem Umwege und über den beschwerlichen Oeta? Daher erkannte Otfried Müller in der heiligen Strasse die der Dorer bei ihrer Einwanderung in Phokis, und neuerdings stimmt ihm Schömann in seinen griechischen Alterthümern bei.

Noch ein anderer Weg weist auf wandernde Dorer zurück, wohl eine später folgende Schaar: der Weg Apolls im zweiten Theile des homerischen Hymnus auf den Gott. Die Abfassung des Hymnus wird von Neueren in das siebente Jahrhundert gesetzt. Apollo geht auch da von Thessalien aus, von Pierien, zieht durch das Land der Aenianen und Perrhäber, von Iolkos nach Euböa, von der Ebene von Lelantos durch den Euripos nach Böotien, und zwar nach Mykalessos, zu dem Teumessos, dem Walde, wo nachher Theben gebaut wurde, nach Onchestos, Haliartos, Okaleia, über den Kephissos zur Quelle Tilphossa, bis er endlich nach der Südseite des Parnass in das Gebiet von Krisa kommt und dort sein Orakel gründet.

Die Dorer hatten aber in Thessalien gewohnt⁶⁾, und gerade bei Tempe findet sich Apollodienst, wie abgesehen von der dortigen Sühnung und dem Herholen des Lorbeers von da unter anderm⁷⁾ die Inschrift⁸⁾ Ἀπλουνι Τεμπεῖτα zeigt. Ein Pythion war auf dem Olymp, am Peneios; am Fusse des Pelion blühte Apollodienst. Der Amphiktyonenbund vereinigte noch spät das alte dorische Gebiet mit dem neuen, indem die Zusammenkünfte zu gleichen Theilen zwischen den Thermopylen und Pytho wechselten. Nur wurden die Thebaner erst zugezogen, als sich der zweite Sammelpunkt zu Pytho bereits gebildet hatte; Apollo, heisst es im homerischen Hymnus, fand einen Wald an der Stelle, wo später Theben stand.

¹⁾ Paus. 10, 7, 1. Eust. II. 13, 301. ²⁾ Diodor 4, 37. ³⁾ Apollod. 2, 7, 7, 2. ⁴⁾ II. 1, 71.
⁵⁾ Apollod. 2, 8, 2, 3. Vgl. Plato Ges. 3, 686a. ⁶⁾ Herodot 1, 56. Strabo 9. 437. 10, 475. Sch. Pind. Pyth. 1, 121 u. a. ⁷⁾ O. Müller Dor. Bd. I S. 27 u. 202 erste Aufl. ⁸⁾ Corp. inscr. 1767.

Den Weg der Volkswanderung bestätigen noch spätere Züge. Zwischen der dorischen Ansiedlung im eigentlichen Griechenland und der ionischen in Kleinasien wollten sich Magneter aus Thessalien, ein dem Apollo geweihter Zehnt, wie es heisst, zu Pytho niederlassen. Das Orakel wies sie nach Kreta¹⁾. Aenianen siedeln sich in Kirrhäa an und weihen sich dem Gotte; also viel später, als Kirrhäa schon von Delphi abhängig war. Sie müssen zum Inachos wandern.²⁾ Noch nach den Perserkriegen zeigt sich der Zusammenhang des Orakels mit den Dorern. Als die Phokier sich seiner Leitung bemächtigten, machen die Spartaner es wieder unabhängig, weshalb die Athener dann für die Phokier Partei nehmen.

Hiermit soll nun nicht behauptet werden, dass erst die Dorer die Verbreiter des Apollodienstes waren. Es ist jetzt zugegeben, dass die griechischen Stämme den Apollo als gemeinsamen Gott aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht. Aber der pythische Apoll gehört den Dorern an; die erwähnten Mythen bezeichnen zu deutlich den Weg seiner Einführung. Die Oberleitung des Orakels hatten die fünf ὄσιοι, aus fünf Geschlechtern, welche sich von den Phokiern und den Delphiern selbst geschieden hielten und sich deukalionisch nannten. Die Phokier standen zu dem Orakel meist in feindlichem Verhältniss; die Delphier wiederum wollten nicht als Phokier gelten³⁾; die Dryoper endlich, welche die Dorer in jenen Gegenden vorfanden, waren im Kampf mit dem Orakel und dessen Gründern. Wir haben schon erwähnt, dass sie den Tempel plünderten. Sie wurden dem Gotte theils unterworfen, theils wurden sie vertrieben: durch den (dorischen) Herakles, wie sich die Sage ausdrückt.⁴⁾ — Man hat gegen Müller geltend gemacht, dass sich die in Lakonien einwandernden Dorer feindlich gegen den Apollon Karneios verhielten. Doch dieser äolisch-minyische Gott wich von dem dorischen in Auffassung und Gebräuchen wesentlich ab, und nachdem die Dorer ihre Culte zur Geltung gebracht, liessen sie auch die älteren daneben bestehen.

Einen anderen Einwand könnte der homerische Hymnus 388 ff. veranlassen, dass das pythische Orakel, wenn auch von Dorern, doch nicht von Thessalien, sondern von Kreta aus gestiftet sei. Nach dem Hymnus wählt der Gott minoische Knossier zu seinen ersten delphischen Priestern. Indess stellt ja der Hymnus selbst Apolls Ansiedlung als vor Ankunft der Kreter vollendet hin, und er handelt überhaupt in diesem zweiten Theile vom Apollon Delphinios, einem Meeresgotte, welcher mit dem pythischen nur in der Blutsühne zusammentrifft, die sich an beide Culte knüpfte. Eine Verbindung der Dorer in Kreta mit denen zu Pytho trat durch Colonisation früh ein; damals kann sich diese combinirende Sage gebildet haben: doch wahrscheinlich entstand sie erst später durch etymologische Anknüpfung von Δελφίνιος an Δελφοί.⁵⁾ Die zahlreichen Sagen, welche bei den Griechen der Etymologie ihren Ursprung verdanken, hat Pott in der Zeitschrift für vergleichende Sprachkunde von diesem Jahre zu sammeln begonnen. Der Hymnus bringt Δελφίνιος einerseits mit einem Delphin, andererseits mit Delphi zusammen. Aber nichts bezeugt meines Wissens in geschichtlicher Zeit einen Dienst des Apollo Delphinios zu Delphi oder Krisa; nicht Pausanias, keine Inschrift. Den Lykophron darf man nicht dafür anführen, welcher Cassandra 207 weissagen lässt, Agamemnon

¹⁾ Müller Dor. I 258. ²⁾ Ebenda 260. ³⁾ Paus. 4, 34, 6. ⁴⁾ Schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Pherekydes ebenda 1212. (Hier ist für καὶ τὸ πᾶν δὲ ἔθνος διὰ τὴν ληστείαν μετόπισεν περὶ Τραχίνα τὴν Θεσσαλικὴν πόλιν καὶ τὴν Οἴτην τὸ ὄρος πρὸς τοῖς ὄρεσι τῆς Φωκίδος zu schreiben κ. τ. π. δ. ἔθνος τὸ περὶ bis Φωκίδος διὰ τ. λ. μετόπισεν.) ⁵⁾ Tzetz. zu Lyk. 208 τινὲς δὲ φασιν ἐν τῷ πλοίῳ (Ἀπόλλωνα) εἰσελθεῖν ἐν εἵδει δελφίνος, καὶ κατὰ τοῦτον τὸν τόπον πηδῆσαι εἰς τὴν θάλασσαν, ὅθεν ἐκλήθη ὁ τόπος Δελφοὶ καὶ ὁ Ἀπόλλων Δελφίνιος.

werde ἐν μυχοῖς Δελφινίου, παρ' ἄντρα κερδῶν θεοῦ dem Bakchos geheime Opfer bringen; denn der gelehrte Alexandriner konnte seine Bezeichnung Δελφίνιος einfach aus dem homerischen Hymnus schöpfen, wie dieses ganze Bakchosopfer¹⁾ offenbar die Nachdichtung eines Kyklikers nach Odyssee 8, 77 ist aus der Zeit, als sich der Dionysosdienst bereits verbreitet hatte und zu Delphi anerkannt war. Der Name Δελφοί ferner kommt in älterer Zeit nicht vor, sondern nur Pytho; V. 496 dieses Hymnus: βωμὸς δέλφειος ist die früheste Belegstelle. Die Stadt Delphi wurde erst von Lykoreia aus gegründet, als das Orakel allgemeinere Bedeutung gewann.²⁾ Von dem späteren Namen der Schlange, Delphynes und Delphyne, leiten die Mythographen Delphinios selbst nicht her. Delphyne hiess die Schlange, welche den von Typhon verwundeten Zeus in der Korykischen Grotte bewachte,³⁾ gehörte also einem anderen Sagenkreise an; zuerst bei Simonides finden wir den Namen Delphynes auf den Python übertragen, wie er sonst heisst.⁴⁾ — Dagegen ist Apolls Beiname Δελφίνιος viel älter, in Athen z. B. unvordenklich, indem bei dem Delphinion schon Aegeus den Blutgerichtshof gegründet und damals der Dienst dieses Gottes in Kreta bereits bestanden haben soll.

Auch die Hyperboreersage darf gegen die Einführung des pythischen Apoll durch die Dorer nicht angeführt werden. Ich stimme denen bei, welche darin nur eine Erinnerung an die Herkunft des pythischen Dienstes von Norden (Thessalien) her erkennen, womit die Ueberlieferung von der heiligen Gesandtschaft eines noch nördlicheren, ungrischen Stammes nach Pytho verwachsen sei. Dort, im unbekannten Norden, suchte dann die Fantasie das Glück und die Weisheit, welche man unter den bekannten Völkern nicht fand, und die man zuerst in den fernsten Westen, nach Hesperien, dann nach den Inseln der Seeligen verlegte, später, als man vom Westen genauere Kunde empfangen, in den Norden, nach Alexander zu den südlichen Indern, und endlich, nachdem man alle Zonen durchforscht, in den Himmel.

Wenn wir also bei der Annahme stehn bleiben müssen, dass die Dorer das pythische Apolloorakel gestiftet haben, so fragt sich nun, was sie bei ihrer Ankunft voranden. Sie trafen bereits ein Orakel an, und zwar eins der Erdgöttin, Dies bezeugt schon Musaios in der Eumolpie,⁵⁾ dies bekräftigen viele Gewährsmänner.⁶⁾ Nun singt Euripides:⁷⁾

¹⁾ Tzetz. zu Lyk. 208: κατὰ χρησμὸν γὰρ ὁ Ἀγαμέμνων ἐλθὼν ἐν Δελφοῖς ἐν τῷ τοῦ Ἀπόλλωνος ἱερῷ ἔθυσσε Διονύσω. ²⁾ Strabo 9, 418 ὑπέρεκται ἡ Ἀνκώρεια, ἐφ' οὗ τόπον πρότερον ἱδρυντο οἱ Δελφοί. Sch. Hom. II. 2, 519: Πυθῶν, ὕστερον δὲ Δελφοί. Hiergegen kommt Paus. 10, 6, 3 nicht in Betracht: χρόνῳ δὲ ὕστερον καὶ Πυθῶ τὴν πόλιν, οὗ Δελφὸν μόνον, ἐκάλεσαν οἱ περιιοικοῦντες. οἱ μὲν δὲ γενεαλογεῖν τὰ πάντα ἐθέλοντες παῖδα εἶναι Δελφοῦ Πύθην καὶ ἀπὸ τούτου βασιλεύσαντος γενέσθαι τῇ πόλει τὸ ὄνομα ἡγήνται. Die meisten anderen Mythographen knüpfen den Namen Pytho unmittelbar an den Kampf mit der Schlange, den Namen Delphoi einfach an den Apollodienst, indem sie Delphos einen Sohn Apolls nennen (Paus. 10, 6, 2), entweder mit Kelaeno, der Enkelin des Lykors (da Delphi von Lykoreia seinen Ursprung herleitete), oder mit Melaene, der Tochter des Kephissos, oder mit Thyia, der ersten Priesterin des Dionysos zu Pytho. Letzteres weist, wie oben bemerkt, auf eine Zeit hin, wo das Apolloorakel schon längere Zeit bestand. ³⁾ Apollod. 1, 6, 3, 9. ⁴⁾ Tzetz. exeg. II. S. 117 Herm. κατὰ Σιμωνίδην μυθικῶς ἑκατος καὶ ἑκατηβόλος ὁ Ἀπόλλων, ὅτι δι' ἑκατὸν βελῶν ἀνείλε τὸν Δελφύνην δράκοντα τὴν Αἰτῶν βιαζόμενον. So ὁ Δελφύνης Maeandrius (Leander) und Kallimachos bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 2, 706. Δελφίνης sch. Callim. Del. 90, so oder δελφίν sch. Eur. Phoen. 232. ἡ Δελφύνη Apoll. Rhod. 2, 706 und Kallimachos bei dem Schol. daselbst. Dionys. Perieg. 442. Nonn. Dion. 13, 28. ὁ Δελφός Hesych. — Auch die Quelle Delphusa ist mit Delphinios von den Alten nicht in Verbindung gebracht worden, und die ältere Form dafür ist Tilphussa. ⁵⁾ bei Paus. 10, 5, 3. ⁶⁾ Aesch. Eum. Anfang; Eurip. öfters; Pind. Pyth. hyp. 1 u. a. ⁷⁾ Iph. T. 1262.

ἃ τ' ἔμελλε τυχεῖν ὕπνου κατὰ δνοφερὰς εὐνὰς φράζον, Zeus aber auf Apollo's Klage παῦσεν νυχίους ἐνοπίας, ἀπὸ δὲ μαντοσύναν¹⁾ νυκτωπὸν ἔξειλεν βροτῶν, καὶ τιμὰς πάλιν θῆκε Λοξία, πολυάνορι δ' ἐν ξενόεντι θρόνῳ θάρσῃ βροτοῖς θεσφάτων ἀοιδαῖς. Es war also ein Traumorakel. Das Glauben an Träume war uralt; viele Belege dafür liefert Homer selbst. Gaea aber besass Orakel. Zu Olympia fand Pausanias²⁾ einen Aschaltar dieser Göttin in der Nähe einer στόμιον genannten Oertlichkeit, ein Name, der eine der delphischen ähnliche Schlucht oder Grotte vermuthen lässt. Hier, sagt er, soll einst ein Orakel der Erdgöttin gewesen sein. Zwischen Aegae und Aegeira sah er³⁾ ein uraltes Schnitzbild der Ge, deren Priesterin πίνουσα αἶμα ταύρειον δοκιμάζεται· ἢ δ' ἂν αὐτῶν τύχῃ μὴ ἀληθεύουσα, αὐτίκα ἐκ τούτου τὴν δίκην ἔσχευ, oder nach Plinius:⁴⁾ (Aegirae) sacerdos Terrae vaticinatura sanguinem tauri bibit, priusquam in specus descendat. Man sollte meinen, damit wäre ein Wortorakel bezeichnet; doch ist es möglich, dass eine Incubation der Priesterin Statt fand, dass sie sich zum Träumen durch Stierblut aufregen musste, und dass ihre Prüfung darum Statt fand, um zu wissen, ob sie sich zur Mittelsperson göttlicher Offenbarung eigne, ob, ihr der wahrhafte Bericht über die Träume zuzutrauen sei. Erddienst scheint übrigens dem Apollodienst auch in Lakonien gewichen zu sein. Λακεδαιμονίοις, sagt Pausanias 3, 12, 7, ἔστιν ἐπονομαζόμενον Γάσηπτον ἱερὸν Γῆς· Ἀπόλλων δὲ ὑπὲρ αὐτὸ ἱδρύται Μαλεάτης.

Auf ein Traumorakel im alten Pytho führt ferner, dass an Stelle der Ge als älteste Orakelgeberin die Nacht genannt wird⁵⁾, oder die Titanin Phoibe nach ihrer Mutter Ge,⁶⁾ was auch auf die Nacht deutet, — und wo die Mondgöttin und die nachher mit ihr identifizierte Artemis Stätten der Weissagung besitzt, sind es Traumorakel.

Es wird aber noch Themis als Orakelgeberin eingeschoben. Sie weissagte dort, als Apoll erschien⁷⁾ und schenkte diesem den Dreifuss.⁸⁾ Im angeführten Chorliede des Euripides heisst es⁹⁾: δράκων ἄμφεπε μαντεῖον χθόνιον. ἔτι βρέφος ματρὸς ἐν ἀγκάλαις ἔκανε, ὦ Φοῖβε, — so stellt es die Tischbeinsche Vase dar, — μαντείων δ' ἐπέβας ζαθέων. Θέμιν δ' ἐπεὶ Γᾶς ἰὼν παῖδ' ἀπενάσσατο Λατῶος ἀπὸ χρηστηρίων, so ertheilte Ge an ihrer Tochter Statt Traumorakel. Also bei ihm ist Themis die erste Inhaberin des Erdorakels, die Mutter tritt später für sie ein, im Kampf gegen Apoll. Dieser letzteren Wendung der Sage widerspricht ausdrücklich der fromme Aeschylos. Πρῶτον πρεσβεύω θεῶν, beginnen die Eumeniden, τὴν πρωτόμαντιν Γαῖαν· ἐκ δὲ τῆς Θέμιν, ἢ δὴ τὸ μητρὸς δευτέρα τόδ' ἔξετο μαντεῖον, ὥς λόγος τις· ἐν δὲ τῷ τρίτῳ λάχει, θελούσης, οὐδὲ πρὸς βίαν τινός, Τιτανὶς ἄλλη, παῖς Χθονός, καθέξετο, Φοῖβη, δίδωσιν ἢ γενέθλιον δόσιν Φοῖβῳ. Auch der Maler der Nolaner Kylix zu Berlin¹⁰⁾ hatte Kunde von einem Orakel der Themis zu Pytho, wiewohl er es zurückdatirt; er stellte Aegeus dar, wie er Themis wegen der Nachkommenschaft befragt, während die schriftlichen Zeugen hier die Pythia nennen. Ovid endlich lässt Deukalion auf dem Parnass fatidicam Themin, quae tunc oracla tenebat, anbeten¹¹⁾. Den Göttern weissagt sie bei Pindar¹²⁾.

Es drängt sich nun zuerst die Meinung auf, dass wir es hier mit einer sehr verständ-

¹⁾ So Markland für λαθοσύναν. Oder βροθοσύναν? ²⁾ 5, 14, 8. ³⁾ 7, 25, 8. ⁴⁾ 28, 9, 41.
⁵⁾ Pind. Pyth. hyp. 1. ⁶⁾ Aesch. Eum. 6. ⁷⁾ Pind. Pyth. 11. 9 (15). ⁸⁾ Paus. 10, 5, 3. Vgl. Eur. Or. 164. ⁹⁾ Iph. T. 1245. 1259. ¹⁰⁾ Gerhard im Winkelmannsprogramm 1846. ¹¹⁾ Met. 1, 321.
¹²⁾ Isthm. 7, 32 Boeckh.

lichen Allegorie zu thun haben, — dass die ordnende, gesetzgebende Themis die derartige Thätigkeit des delphischen Orakels bezeichne. Aber eine nähere Betrachtung führt auf ganz etwas anderes. Aeschylos nennt die Erdgöttin selbst Themis. Prometheus der Sohn vom Uranos und Chthon (207 Herm.) sagt (211): μήτηρ, Θέμις καὶ Γαῖα, πολλῶν ὀνομάτων μορφή μία, er selbst wird angeredet (18) τῆς Θέμιδος παῖ. Euripides, der sie freilich wie Hesiod und andere eine Tochter der Erde nennt¹⁾, kennt sie als erste Besitzerin des pythischen Erdorakels, wie wir eben gesehen. Die Demeter Erinys in Arkadien, mit welcher Poseidon das Ross Areion und eine nur von Eingeweihten zu nennende Tochter (Despoina) erzeugte, wurde auch Themis genannt²⁾, und der Areion wieder ein Sohn der Erde.³⁾ Themis hatte einen Altar an jenem στόμιον des Erdorakels zu Olympia.⁴⁾ Sie ist offenbar in der ältesten Religion die Erdgöttin selber, und der Name wohl mit θέμα, θέμεθλον zusammenzustellen, das Feste, die Grundlage im Gegensatze zu Luft und Wasser. Als das Verständniss dieser Identität verloren gegangen, wurde sie als Tochter von der Ge geschieden, wie es bei manchen anderen Gottheiten gegangen. In der abweichenden Anordnung bei Aeschylos und Euripides erkennt man nur das Streben, die verschiedenen Ueberlieferungen zu vereinigen; aus der Folge bei letzterem: Themis Apoll Ge Apoll, und der bei Aeschylos: Ge Themis Phoebe Apoll und aus ähnlicher bei anderen liest man nur heraus: die Erdgöttin Themis mit einem Traumorakel, dann Apoll mit dem Wortorakel.

Schon an dem ersten Mittelpunkte des Amphiktyonenbundes hatten die Dorer einen Dienst der Erde vorgefunden: das Bundesheiligthum der Demeter an den Thermopylen sollte von dem Pelasger Akrisios gestiftet sein. Was Wunder also, wenn das wandernde Volk in seiner neuen Heimat die heilige Stätte wieder an der eines Erddienstes gründete? Doch wenn sie nun auch ihren Hauptgott an die Spitze stellten, so liessen sie doch der Ge ihre Ehre. Noch Plutarch⁵⁾ kannte einen ihr und ehemals den Musen geweihten Hain mit anmuthigen Bächen am delphischen Tempel, und dass dies keine neue Stiftung war, zeigte die Paarung der Erde mit den Musen, welche nach ältester Anschauung Nymphen und Sprösslinge der Erde waren, während sie in ihrer späteren Gestaltung mit dieser Göttin nichts zu thun haben.

Doch auch die Schlange Python soll im nachherigen Delphi vor Apoll geweissagt haben⁶⁾; sie wird in einer Reihe von Stellen statt oder neben Ge genannt, und ihre Besiegung durch Apoll in Poesie, darstellender Kunst und Cult gleich gefeiert. Und in der That gab es ein Schlangenorakel in Epeiros in einem unzugänglichen Heiligthum des Apoll; wenn die Schlangen die Priesterin freundlich ansahen und frassen, so war es ein glückliches Vorzeichen.⁷⁾ Aehnlich war die Jungfernprobe im Hain der Juno zu Lanuvium.⁸⁾ Ein Schlangenorakel zeigt endlich ein Basrelief des palazzo Grimani in Venedig. Aber das sind ungriechische Beispiele, und nur eine Verbindung der Schlange mit der Erde und mit Weissagung zieht sich durch die griechischen Sagen hindurch. Um zu übergehen, dass der spätere Heraklit⁹⁾ geradezu sagt: draco tellus est utpote indigena et e terra natus, so nennt Hygin¹⁰⁾ Python einen Sohn der Erde, als deren Kinder die Schlangen überhaupt dem Kroisos von den Telmissiern in einer Wunderdeutung bezeichnet werden¹¹⁾. Als schlangenfüssig galten die von der Erde gezeugten

¹⁾ Iph. T. 1259. Hes. theog. 135. ²⁾ Paus. 8, 25, 4 f. ³⁾ Antimachos bei Paus. 8, 25, 5.
⁴⁾ Paus. 5, 14, 8. ⁵⁾ oracc. Pyth. 402 (VII 583 Reiske). ⁶⁾ Πύθων, δαιμόνιον μαντικόν Hesych. Πυ-
θῶνος κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος hyp. Pind. Pyth. Hygin. fab. 140 Python, draco ingens, ante
Apollinem ex oraculo in monte Parnasso responsa dare solitus erat. ⁷⁾ Aelian. hist. an. 11, 2. ⁸⁾ Prop.
4, 8, 3. Aelian. hist. an. 11, 16. ⁹⁾ alleg. Homer. p. 75. ¹⁰⁾ Fab. 140. ¹¹⁾ Herodot 1, 78.

Giganten, Kekrops u. s. w., als schlangenfüssig oder schlangenförmig alle Ortsdämonen. So Erichthonios, Sosipolis. Der Ophiuchus¹⁾ ist der Thessalerkönig Triopas, der von einer ihm von Demeter zugeschickten und von ihm getödteten heiligen Schlange umwunden ewigen Schmerz dulden muss. Auf einem Schlangenzuge sucht Demeter Kora, einen solchen erhält Triptolemos von ihr auf Vasen. Eine Münze von Parium am Pontus zeigt Demeter auf einem Felsen von einer Schlange umwickelt.²⁾ Also, möchte ich schliessen, das in der Erde weilende, auf ihr kriechende Thier war das Symbol der Erdgöttin; es hiess, Python weissage, weil Ge in Pytho als Schlange verehrt wurde. Und so kämpfte Apoll mit einer Schlange auch bei Gründung des gryneischen³⁾ und des ptoischen⁴⁾ Orakels; Teiresias soll die Sehergabe vom Apoll erhalten haben, weil er auf dem Kyllenios als heilig verehrte Schlangen getödtet⁵⁾, und Phorbas, ein Enkel des Myrmidon, wird von demselben Gott an den Himmel versetzt, weil er Rhodos von Schlangen befreit, zumal von einer besonders grossen⁶⁾, während in umgekehrtem Ergebniss der apollinische Seher Mopsos durch einen Schlangenbiss stirbt⁷⁾. Hier liegen überall Kämpfe von Schlangenanbetern mit denen des weissagenden Apollo vor.

Wir kommen endlich auf den Poseidon. Musaios⁸⁾ bezeugte Ποσειδῶνος ἐν κοινῷ καὶ Γῆς εἶναι τὸ μαντεῖον· καὶ τὴν μὲν χρᾶν αὐτὴν, Ποσειδῶνος δὲ ὑπηρέτην ἐς τὰ μαντεύματα εἶναι Πύρκωνα, worauf schon von anderen die πυρκόοι· ὑπὸ Δελφῶν ἱερεῖς δι' ἐμπύρων μαντευόμενοι bei Hesychios bezogen sind. Es würde dies ein Rest alter Poseidonverehrung sein. Und ἐν τῷ ναῷ (zu Delphi) πεποιήται Ποσειδῶνος βωμός, ὅτι τὸ μαντεῖον τὸ ἀρχαιότατον κτήμα ἦν καὶ Ποσειδῶνος⁹⁾. Ποσειδῶνι δὲ ἀντὶ τοῦ μαντείου Καλαύρειαν ἀντιδοῦναι φασιν (Ἀπόλλωνα).¹⁰⁾ Also Poseidon wurde in vordorischer Zeit neben Ge an jener heiligen Stätte verehrt, an ihn knüpfte sich eine Weissagung aus dem Opferbrande; seine Anbeter wichen in andere Lande, es blieben aber Reste seines Dienstes zu Pytho. Dass er vor Einführung des pythischen Apollcults in Böotien verehrt wurde zeigt schon, dass sich Apoll gemäss dem homerischen Hymnus, wie wir gesehen, nicht zu Onchestos niederliess, weil er dort bei seiner Einwanderung bereits einen heiligen Hain des Poseidon vorfand, an den sich nach Strabo sogar eine Amphiktyonie knüpfte.¹¹⁾ Poseidon heisst Vater des Parnassos, die älteste Niederlassung daselbst, vor Pytho und Delphi, wird an ihn geknüpft.¹²⁾ Ganz Böotien ist ihm nach Aristarch geheiligt gewesen.¹³⁾ Auch wird sein Dienst öfters von dem Apolls zurückgedrängt. Auf Delos ward er als ἐπιπηγέτης verehrt¹⁴⁾, auf Thera als Ἀσφάλιος von den ersten Ansiedlern, während die lakonischen Pflanzbürger die Insel dem Apoll weihten¹⁵⁾; dem Helios weicht er auf Rhodos¹⁶⁾ und theilt mit ihm den Isthmos und Korinth nach einem Kampf¹⁷⁾. Sein Rangstreit mit anderen Gottheiten weist seinen Cult meist als den älteren auf. So weicht er der Here in Argos¹⁸⁾, der Athene in Attika¹⁹⁾ und einigt sich mit dieser zu gemeinsamem Schutz in Troizene²⁰⁾. Ueberhaupt scheinen sich seine Verehrer mit den neuen Ankömmlingen oft gütlich auseinandergesetzt zu haben, worauf auch wohl das Orakel geht: ἴσόν τοι Ἀἰλῶν τε Καλαύρειάν τε νέμεσθαι Πυθῶ τ' ἡγαθέην καὶ Ταίναρον ἡνεμόεσσαν²¹⁾, und worauf die Sage deutet, dass die Baumeister des delphi-

¹⁾ Hygin poet. astr. 14. ²⁾ Millingen anc. coins pl. 5 n. 10. ³⁾ Ephorion bei Serv. Buc. 6, 72. ⁴⁾ Plut. oracc. def. 414 (VII 630 Reiske). ⁵⁾ Hygin. fab. 75. ⁶⁾ Hygin. poet. astr. 14. ⁷⁾ Hygin. fab. 14. ⁸⁾ Paus. 10, 5, 3. ⁹⁾ Paus. 10, 24, 4. ¹⁰⁾ Paus. 10, 5, 3. ¹¹⁾ 9, 412. ¹²⁾ Paus. 10, 6, 1. ¹³⁾ Sch. Il. 5, 422. Et. M. 547, 16. ¹⁴⁾ Tzetz. Lyk. 766. ¹⁵⁾ Strabo 1, 51 d. Schol. Pind. Pyth. 4, 11. ¹⁶⁾ Diodor 5, 55 f. ¹⁷⁾ Paus. 2, 1, 6. ¹⁸⁾ Paus. 2, 15, 5. ¹⁹⁾ Apollod. 3, 14, 1. ²⁰⁾ Paus. 2, 30, 6. ²¹⁾ Paus. 2, 33, 2.

schen Tempels, Trophonios und Agamedes, auch dem Poseidon den Tempel zu Mantinea errichteten.¹⁾ Schon in dem älteren Sitze des dorischen Dienstes des pythischen Apollo, in Tempe, wurde *Ποσειδῶν πετραῖος* verehrt, ein *ἵππιος*²⁾.

Wie nun Poseidon Hippios als Gemahl der Themis-Demeter in Arkadien galt, mit der er die Despoina und das Ross Areion gezeugt haben sollte³⁾, wie er mit Ge den Riesen Antaeos gebar, so möchte ich glauben, dass er auch mit der Erdgöttin auf dem Parnass gepaart war. Und wenn diese unter dem Bilde einer Schlange verehrt wurde, hatte er vielleicht dort Pferdegestalt? Wie dem aber auch sei, die mannichfachen Sagen laufen nach meiner Ansicht darauf hinaus: die Dorer gründeten bei ihrer Einwanderung zu Pytho ein Wortorakel des Apoll an der Stätte, wo die Erdgöttin Themis ein Traumorakel hatte. Als deren Gemahl galt Poseidon und ward mit ihr verehrt, sie selbst unter dem Bilde einer Schlange.

Doch wie? Fand etwa dort auch ein vordorischer Dionysosdienst Statt, da es in der Hypothesis zu den Pythien heisst: *Ἀπὸ τοῦ ἐρχεται ἐπὶ τὸ μαντεῖον, ἐν ᾧ πρώτη Νύξ ἐχορησµώδησεν, εἶτα Θέμις. Πυθῶνος δὲ τότε κυριεύσαντος τοῦ προφητικοῦ τρίποδος, ἐν ᾧ πρῶτος Διόνυσος ἐθεµίστευσε..?* Als dritten Theil des pythischen Nomos stellt der Scholiast hier *δάκτυλον ἀπὸ Διονύσου, ὅτι πρῶτος οὗτος δοκεῖ ἀπὸ τοῦ τρίποδος θεµιστεῦσαι*. Ich meine, er wird hiermit nicht als Orakelgott, sondern als Prophet (der Nyx oder der Themis) bezeichnet, und es ist dies wohl nur eine gelehrte Zurückdatirung der bedeutenden Stellung, welche der Dionysosdienst auf dem Parnass und im delphischen Tempel einnahm, seit er sich dort, wohl von Theben aus, Anerkennung verschafft. Die Sagen von Dionysos Beisetzung zu Delphi lassen doch Apoll immer schon als Orakelgott daselbst bestehen und alles führt darauf, die Verbreitung dieses 'jüngsten aller Götter'⁴⁾ über Griechenland längere Zeit nach Gründung des Orakels anzusetzen.

Auch auf einen uralten Dienst des Zeus mit Ornithomantie darf man nicht aus Paus. 10, 6, 1 schliessen: Parnasos habe dem Berge den Namen gegeben, vor der Fluth dort eine gleichnamige Stadt gegründet und die Wahrsagung aus Vogelflug erfunden. Vielmehr dass die Sage ihm wie dem Trophonios und Agamedes Poseidon zum Vater gab, weist nur auf einheimischen Cult dieses Gottes hin; dazu tritt dann die Ansicht, dass, bevor es zu Pytho eine Orakelstätte, das Traumorakel, gegeben, die Weissagung sich auf die allgemein herrschende aus Vogelflug beschränkt habe, dass diese überhaupt der Gründung von bestimmten Orakelstätten vorangegangen sei.

Und nicht nur die Entwicklung dieses Dienstes lässt sich am delphischen Orakel verfolgen, sondern wie es Punkte giebt, wo die Veränderungen der Erdrinde noch in offenen Schichten dem Auge vorliegen, so hat dort jede Periode des griechischen Glaubens ihre deutlichen Spuren zurückgelassen. Was gerade diesem Orakel sogleich allgemeinere Bedeutung verschaffte, war, meine ich, der Umstand, dass es zuerst in Worten weissagte. Die beiden älteren, das des Zeus Ammon und das zu Dodona, prophezeiten aus Zeichen, und letzteres nahm erst später die delphische Art an. An Delphi aber wurde bekanntlich die Erfindung des Hexameters geknüpft; die dortige Prophetin Phemonoe oder Olen, der von Boio *πρῶτος Φοίβοιο προφάτας* genannt wurde⁵⁾, soll sich zuerst dieses Maasses bedient haben; musische

¹⁾ Paus. 8, 10, 2. ²⁾ Pind. Pyth. 4, 138 (246) mit Schol.; schol. Apoll. Rhod. 3, 1244; Philostr. I Gem. 2, 14. ³⁾ Paus. 8, 25, 4 f. 37, 6 f. ⁴⁾ Gerhard Mythol. §. 438, 4. ⁵⁾ Paus. 10, 5, 4.

Spiele gingen der Einführung der gymnischen zu Delphi lange voraus und werden an die mythischen heiligen Sänger geknüpft. Ich sehe darin die Andeutung von metrischen Orakelsprüchen frühester Zeit, und auch die anderen sagenhaften Nachrichten verbinden die begeisterte Rede für dieses Orakel unmittelbar mit Apollos Einführung. Die neue Erfindung brach sich alsbald Bahn; an vielen Orten Böotiens und anderer Länder erblühten Wortorakel des Apoll, so jedoch, dass dem ersten in der Meinung der Völker immer der Vorrang blieb. *)

Es äusserte hierauf zunächst Prof. Dr. Bursian:

Ich will nur meine Zweifel aussprechen gegen den ersten Theil des Vortrages des Herrn Prof. Wolff, in dem er das delphische Orakel als dorischen Ursprungs hinstellt. Mir scheint aus allen den Spuren der Tradition über das delphische Orakel hervorzugehen, dass vielmehr von den Dorern ein älterer Apollo-Cultus adoptiert worden und durch diese Adoption im übrigen Hellas zur Bedeutung gekommen ist. Was darauf hinweist ist, dass der Apollon, der in Delphi verehrt wurde, kein anderer ist als der Apollon Delphinios; dieser nun ist gerade nicht ein bei den Dorern einheimischer, sondern ein älterer ionischer Gott; ich will nur an das Delphinion, eins der allerältesten Heiligthümer in Athen, erinnern, an das sich das Heiligthum des pythischen Apollon anschloss. Aber auch was wir über die Geschlechter, in deren Händen die Verwaltung des delphischen Orakels lag, wissen, führt auf eine andere als dorische Heimat. Es ist schon vom Herrn Vorredner der Deukalioniden gedacht worden. Nun gehört aber Deukalion nach allen Ueberlieferungen doch gewiss nicht dem dorischen Stamme an. Er wohnte am Parnass, in Lokris; die Lokrer sind aber nicht Dorer, sondern Leleger. Neben den Deukalioniden kennen wir noch ein anderes Geschlecht, die Thrakiden, dessen Name ebenso wie vieles Andere darauf hinweist, dass die in Phokis sesshaften Thraker mit Delphi früher im engsten Verkehr standen und bedeutenden Einfluss auf das Orakel genossen, dass also das feindselige Verhältniss zwischen Delphi und dem übrigen Phokis erst in späteren Zeiten eingetreten ist. Ich will nur an den Dionysoscult erinnern, der in Delphi eine hochbedeutende Rolle spielt. Auch der von Herrn Wolff erwähnte Musenkult ist jedenfalls aus thrakischen Elementen hervorgegangen. Endlich erinnere ich noch an die ganze von Herrn Wolff in der Einleitung erwähnte Gründungssage des Orakels. Herr Wolff hat auch der Ueberlieferung gedacht, nach der die Dryoper mit den Phlegyern gegen Apollon feindselig aufgetreten sind. Es gibt aber noch eine andere Tradition, die einheimische Ueberlieferung der Dryoper selbst. Nach dieser ist Dryops ein Sohn des Apollon, die Dryoper sind also die Träger eines Apolloncultes. Nun wissen wir, dass die Dryoper fortwanderten aus ihren alten Sitzen, vertrieben durch die Dorer, dass sie südwärts zogen, sich am Parnassos niederliessen, und es ist bekannt, dass noch in späterer Zeit in Kirrha ein Geschlecht der Kragaliden oder Akragalliden existierte, das etymologisch mit einem dryopischen Heros zusammenzuhängen scheint. Das Alles führt mich zu einem anderen Resultat, als zu welchem Herr Wolff gelangt ist: dass nämlich der Apolloncult in Delphi, der an die Stelle des alten Erdcultes getreten, von den früher vorhandenen, den lokrischen, d. h. lelegischen, und dryopischen Stämmen begründet worden ist und dadurch im engsten Zusammenhang steht mit den Apollonculten Kleinasiens, wie dem Grynäischen Apollon, dem Apollon der Branchiden, dem lykischen Apollon u. s. w.; dass dann zu diesem Apollonculte zunächst durch Einfluss der Thraker der

*) Ich habe schriftlich einiges ausgeführt, was ich mündlich der Kürze der Zeit wegen auslassen musste.

Dionysos- und Musencult hinzugekommen und erst später, als Doris im Besitz der Dorer war, diese den delphischen Cult aufnahmen, Delphi selbst ihrem Einfluss unterwarfen und den Gott zu einer Art von dorischem Nationalgott machten.

Auf welche Aeusserung Dr. Wolff erwiederte:

Mein verehrter Gegner stützt sich in seiner Einwendung besonders auf die Stammesgeschichte eines Zweiges der Dryoper; doch streitet diese gegen alle anderen Sagen über das Verhältniss der Dryoper zum Apoll, und würde für Pytho einen, wie mir scheint, unzulässigen Zwischenzustand zwischen das älteste und nach den Quellen von aussen her gegründete Orakel einschieben.

[Pausanias berichtet 4, 34, 6, die Asinäer hätten ursprünglich am Parnass gewohnt, und wären die einzigen Dryoper, die ihren Stammesnamen nicht verleugneten; μάχη τε ὑπὸ Ἡρακλέους ἐκρατήθησαν καὶ τῷ Ἀπόλλωνι ἀνάθημα ἤχθησαν ἐς Δελφοὺς ἀναχθέντες δὲ ἐς Πελοπόννησον χρήσαντος Ἡρακλεῖ τοῦ θεοῦ . . αὐτοὶ περὶ σφῶν οὕτω λέγουσι. κρατηθῆναι μὲν ὑπὸ Ἡρακλέους μάχη συγχωροῦσιν ἁλῶναι τε τὴν ἐν τῷ Παρνασσῷ πόλιν: sie seien aber nicht unterworfen worden, sondern geflohen. In Asine hätten sie einen Tempel des Apoll und ein Heiligthum des Dryops. ἄγουσι καὶ παρὰ ἔτος αὐτῷ τελετήν, παῖδα τὸν Δρύοπα Ἀπόλλωνος εἶναι λέγοντες. Aehnlich schol. Apoll. Rhod. 1, 1218. Ich halte das für eine spätere Sagenbildung aus Nationalstolz. Ihre Besiegung durch den Herakles, d. h. die einwandernden Dorer, gaben sie selbst zu, stellten aber nur den ihnen von den Siegern aufgenöthigten Apollodienst als einen angestammten dar. Nur so lässt sich damit die über sie vorhandene Ueberlieferung Anderer vereinigen. Wenn Pausanias den Schluss macht, sie hätten den Cult bewahrt, den sie noch am Parnass hatten, so ist das ganz richtig; nämlich nachdem sie einmal als Hörige Apollodienst aufgenommen, behielten sie ihn bei. Bezeichnend ist, dass Pausanias die Dryoper von Styra auf Euböa als Gegensatz zu ihnen aufstellt, welche nicht an dem Kampfe gegen Herakles Theil genommen hätten, d. h. von den Dorern nicht unterworfen, sondern unmittelbar verdrängt worden waren. Dass auch diese den Apollo ursprünglich verehrt, darf aus dem nahen Heiligthume des Apollon Marmarinos nicht geschlossen werden, da dies vielmehr zu Karystos gehörte (Strabo 10, 446). Die Asinäische Genealogie des Dryops war nicht die allgemeine; Pherekydes im zweiten Buche giebt bei dem Schol. zu Apoll. Rhod. 1, 1212 vielmehr an, Danaos Tochter Polydora habe ihn, den Stammheros der Dryoper am Spercheios, mit dem Flusse Peneios geboren.]

Dann Prof. Dr. L. Schmidt aus Bonn:

Ich habe auch ein Bedenken, es betrifft die Cultusquelle. Herr Wolff hat behauptet, es sei das Erdorakel, welches dem Apolloorakel vorangegangen sei, ein Traumorakel. Er stützt sich auf eine Stelle aus dem Euripides. Allein wenn man dies festhält, so erhebt sich ein grosses Bedenken: auf welche Weise nämlich soll aus dem ursprünglichen Traumorakel die Form des Orakels, die später in Delphi sich findet, diese ganz eigenthümliche Maschinerie der Pythia, hervorgegangen sein? Wenn man von jener Notiz und von einer Analogie anderer Erdorakel absieht, ist es am natürlichsten, zu denken, gerade dies sei die ursprünglichste Form des Erdorakels gewesen, dass der Dunst, welchen man an jenem Orte bemerkte, das Orakel, die Wahrsagung in der Form, wie wir sie später kennen, hervorrief; natürlich zuerst im Dienste der Erdgöttin, und dass der so eigenthümliche Sinn der Griechen es dahin brachte,

dass dieselbe Form nachher an den Gott Apollo überging. Apollo ist gerade der Gott der innern geistigen Erleuchtung; diese durchzieht sein ganzes Wirken und Wesen. — Das lässt sich sehr leicht denken, dass der Umstand, dass andere Orakel Traumorakel waren, dazu geführt habe, zu meinen, es sei auch das delphische Orakel ein Traumorakel gewesen, während es das nicht war.

Hierauf entgegnete Dr. Wolf:

Dass zu Pytho ursprünglich ein Traumorakel war, ist ausdrücklich bezeugt, besonders vom Euripides. Die Ausdünstungen der Quelle mochten die Phantasie erhitzen und so die Träume lebhafter machen. [Doch kann man sich die Anwendung der Quelle auf sehr verschiedene Weise denken. So war eine Heilquelle bei dem Traumorakel des Amphiaraos zu Oropos, welche nicht zu heiligen Zwecken diente (Paus. 1, 34, 3). Auch mit dem dortigen Orakel trat das nahe Wortorakel des Apollon Ismenios in engen Zusammenhang (Herodot 1, 52). Oder es wurde vor der Incubation ein Bad genommen, wie im Orakel des Trophonios in der Herkyna (Paus. 9, 39, 4), wie denn auch die Pythia, bevor sie weissagte, im Quell badete. Oder man trank daraus vor der Incubation, wie in eben jenem Heiligthum des Trophonios aus der Lethe und Mnemosyne: ἀπὸ τούτου (τοῦ ὕδατος) μνημονεύει τὰ ὁφθέντα οἱ καταβάντι. (Paus.) Im Traumorakel der Pasiphae in Lakonien war ebenfalls ein Bach, Selene (Paus. 3, 26, 1). Die Mineralquelle schliesst also ein Traumorakel nicht aus.]

Nachdem Prof. Dr. Schmidt seinem Zweifel noch in den Worten Ausdruck gegeben hatte: 'Ueber diese Sache wird nie ein ganz festes Resultat sich gewinnen lassen; es können nur Vermuthungen gehegt werden', glaubte der Präsident die Discussion über die vorliegende Frage als geschlossen erklären zu dürfen.

2) des Dr. C. F. A. von Lützow:

„Zur Frage nach der Entstehungszeit des barberinischen Faun's.“

Ein Kunstwerk — sagt der Redner — dessen Entstehungszeit wir nicht wenigstens annäherungsweise bestimmen können, hat für die Wissenschaft nur den halben Werth. So willkommen dasselbe dem grösseren Kreise gebildeter Beschauer als reine Manifestation des Schönen sein mag, erst die Zeitbestimmung macht uns mit den Bedingungen seiner Existenz bekannt, ermöglicht uns, den lebendigen Zusammenhang zwischen dem einzelnen Denkmal und den ihm verwandten Zeugnissen der Vergangenheit in's Licht zu stellen, erst die Geschichte klärt uns vollkommen auf über seine geistige Bedeutung und seinen formellen Werth.

Bei Kunstwerken von hervorragendem artistischem Interesse gewinnt die Frage nach der Entstehungszeit selbstverständlich nur um so mehr an Gewicht. Denn als die Erzeugnisse der vorzugsweise schöpferischen Geister bilden sie gleichsam die Flügelmänner, nach denen sich ganze Schaaren unselbstständiger Producte richten. Durch die Bestimmung eines derartigen Hauptwerkes werden somit viele hundert andere mitbestimmt; und eine solche Consequenz wird nirgendwo häufiger Statt haben können, als in der Geschichte der antiken Kunst mit ihrer verhältnissmässig so wenig individualisirten, in grossen, scharf markirten Zügen vorschreitenden Entwicklung.

Ich habe es desshalb für nicht unpassend erachtet, die Frage nach der Entstehungszeit jenes vielbewunderten Kunstwerkes, welches unter dem Namen des barberinischen Faun's

bekannt ist, hier zum Gegenstande einer gedrängten Erörterung zu machen, um so mehr als die Acten über diese Frage, so weit sie uns vorliegen, verhältnissmässig leicht zu überblicken sind.

Die bisherigen Zeitbestimmungen des Faun's gehen ausserordentlich weit auseinander. Nach Schorn¹⁾, dem gelehrten und feinsinnigen Verfasser des Münchener Glyptothekverzeichnisses, 'darf die Statue als ein Werk aus der besten griechischen Zeit, vielleicht des Scopas oder Praxiteles, gelten'. Weit kategorischer will Waagen²⁾ 'in der grossen Auffassung der Formen, wie in der Behandlung noch so viel Verwandtschaft zu den Statuen des Theseus und Ilyssus vom Parthenon' erblicken, dass er den Faun 'mit Bestimmtheit für ein Werk aus der Zeit des Scopas hält, der diesen bakchischen Kreis zuerst ausgebildet habe'. Etwas weiter herab gingen die Herausgeber Winkelmann's; H. Meyer³⁾ bestimmt den Faun nach 'allen vom Styl und von der Arbeit hergenommenen Merkzeichen' als 'das Werk eines griechischen Künstlers kurz nach Alexander', womit es ungefähr stimmt, wenn Welcker⁴⁾ und mit ihm Overbeck⁵⁾ in dem Style des Kunstwerkes 'deutlich das lysippische Princip' erkennen wollen, oder wenn R. Payne Knight⁶⁾ und, mit etwas weiterer Fassung, Schnaase⁷⁾ dieselbe zu den Originalarbeiten der Periode zwischen Alexander und dem politischen Ende Griechenlands rechnen. Dagegen urtheilt Al. Hirt⁸⁾, 'nach der Zeichnung verdiene das Denkmal einen so ruhmvollen Platz in der Kunstgeschichte nicht', was wohl nur heissen kann, dass dasselbe für beträchtlich jünger als die alexandrinische Epoche zu halten sei. Auch für die römische Kaiserzeit hat sich bereits ein Vertreter gefunden in A. Stahr⁹⁾, welcher den Faun 'ohne Bedenken' der 'Marmorbildkunst des Augusteischen und Neronischen Roms' zuschreiben will.

Die Hauptursache dieser beträchtlichen Meinungsverschiedenheit mag darin liegen, dass man sich bei der Zeitbestimmung des Kunstwerkes allein auf dessen artistische Beschaffenheit gestützt hat. Wie misslich diese ausschliessliche Betonung des technischen und formellen Momentes namentlich in den Epochen der völlig entwickelten Kunst sei, hat wohl Jeder schon erfahren, der in kunstgeschichtlichen Forschungen einigermaßen bewandert ist. Es giebt auch in der That nur eine ausserordentlich kleine Zahl von sonstigen Kriterien der Zeitbestimmung des barberinischen Fauns. Allein es giebt deren immerhin einige, deren Erwägung die Mühe lohnt.

Am Schlimmsten sind wir mit sogenannten äusseren Kriterien berathen. Eine Inschrift, für den Kunsthistoriker immer das willkommenste Zeugnis, besitzt das Denkmal nicht. — Auch kenne ich keine Stelle eines alten Autors, welche direct auf unsern Faun zu beziehen wäre. — Etwas besser steht es, wenn wir uns nach erhaltenen oder wenigstens von den Alten erwähnten Darstellungen desselben Gegenstandes umsehen. Dabei will es mir nun aber gleich besonders bemerkenswerth erscheinen, dass die Darstellung eines schlafenden Satyrs sich auf Bildwerken aus guter griechischer Zeit gar nicht findet. Die hellenischen bemalten Vasen, auf denen das bakchische Element doch sonst eine so wichtige Rolle spielt, bieten davon soviel mir bekannt ist, kein einziges Beispiel dar. — Dasselbe gilt von den griechischen Bronzen. Denn der aus Köhler's¹⁰⁾ Mappen publicirte nackte Satyr mit spitzigen Ziegenohren

¹⁾ Beschreibung der Glyptothek (1861) H. 95. ²⁾ Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik, 1844, S. 953.
³⁾ Werke, Bd. VI, Abth. 2, S. 352, Not. 1338. ⁴⁾ Akadem. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. ⁵⁾ Kunstarch. Vorles., S. 123. ⁶⁾ Specimens of ancient sculpture, vol. I, pag. L. ⁷⁾ Gesch. d. bild. Künste, Bd. II, S. 339. ⁸⁾ Wolf's literar. Analekten, Bd. I, S. 147. ⁹⁾ Torso, Bd. II, S. 307. ¹⁰⁾ Gesammelte Schriften, herausg. v. L. Stephani, Bd. VI, 1, Taf. I, S. 36 ff.

und breitem, zierlich gekräuselm Bart, eine etwa 24 Centim. hohe Bronzestatuetten von meisterhafter Zeichnung und vortrefflicher Durchbildung, stellt ein freilich verwandtes, aber ganz anders aufgefasstes Motiv dar. Es ist nämlich ein Satyr, der eben aus dem Schlaf erwacht, seinen Körper dehnt, indem er sich auf die Zehen stellt und die Arme über den Kopf emporhebt, so dass die beiden Hände sich begegnen. — Auch in Marmor oder Terracotta wüsste ich kein hieher gehöriges Denkmal anzugeben. Jene mehrfach wiederholten, üppig hintenübergelehnten satyresken Zecher, den Schlauch in der Linken, die Rechte bequem auf das Haupt gestützt oder hoch emporgehoben, um der Welt ein Schnippchen zu schlagen, — ich entsinne mich ausser den bekannten Marmorwerken der Glyptothek¹⁾ und des Vatican's²⁾ auch in der kostbaren Temple Collection des britischen Museums ein Terracottarelieff dieser Art gesehen zu haben, — müssen von den schlafenden Satyrgestalten streng unterschieden werden, wenngleich besonders die vatikanische Statue in ihrer gegenwärtigen Restauration der ganzen Haltung des Münchener Werkes sehr nahe kommt. So bleibt uns denn bloss ein einziges Denkmal übrig, welches die Darstellung eines schlafenden Satyrs im Wesentlichen identisch mit unserer Statue darbietet, nämlich eine herkulanensische Bronze des Museo Borbonico (jetzt Nazionale) zu Neapel³⁾. Ich kenne dieses Bildwerk nicht aus eigener Anschauung; aber nach einer genauen Analyse meines verehrten Freundes A. Michaelis⁴⁾ welche mein aus den italienischen Publikationen der Bronze gefolgertes Urtheil bestätigt, glaube ich schliessen zu dürfen, dass die Arbeit einer späten, wahrscheinlich der römischen Epoche angehört. Dieselbe weicht übrigens auch in einigen Punkten von dem Motive der Münchener Statue ab. Während sich nämlich der barberinische Faun mit dem Rücken an einen Felsblock lehnt, sitzt die neapolitanische Bronze völlig frei, in etwas hintenüber gelehnter Haltung. Ferner ist der neapolitanische Satyr ungeschwänzt, hat dafür aber die echt satyresken Halsknollen und über der Stirn im struppigen Haar zwei kleine Hörner, was Beides der Münchener Statue fehlt. Der Kopf neigt sich zwar auch links zurück, doch bei Weitem nicht so stark wie bei dem Faun der Glyptothek.

Genau genommen steht also Letzterer, soweit uns bekannt, in der antiken Denkmälerwelt fast völlig isolirt, in der griechischen, wenn die obige Ansicht über das neapolitanische Bildwerk stichhaltig ist, völlig isolirt da. —

Die literarischen Quellen der Kunstgeschichte gewähren uns in dieser Noth ebenfalls nur geringe Hülfe. Abgesehen von jenem Satyr in der Amymonesage, welchen die nach Wasser

¹⁾ Schorn, Beschr. d. Glyptothek (1861), H. 101. ²⁾ Mus. Pio-Clem. I, tav. 48. ³⁾ Mus. Borbon. X tav. 61. ⁴⁾ Derselbe schrieb mir von Rom, 5. Dec. 1860: 'Sie urtheilen ganz richtig, dass der Satyr von untergeordnetem Kunstwerth sei; das Motiv ist nicht schlecht, aber in dieser Ausführung ist in die Stellung doch etwas Gezwungenes, Unnatürliches gekommen. Die Arbeit ist nichts weniger als besonders, bisweilen wohl geradezu fehlerhaft, wie z. B. in ein paar über den Bauch laufenden Falten. In der Körperbildung zeigt sich an dieser Statue wie an einigen andern, ebenfalls aus Herculaneum herrührenden ein sehr stark ausgeprägter Naturalismus mit Vorliebe für etwas magere, nicht eben schöne Formen, jedoch bleibt das Können des Künstlers ziemlich weit hinter der Wirklichkeit zurück. Von Restaurationen habe ich nichts bemerkt, auch sagt Finati geradezu: questo importantissimo bronzo fu tratto da' cavamenti di Ercolano nell' anno mille sette cento cinquanta tei nello stato di buona conservazione come attualmente si vede.' Vgl. dagegen J. Burckhardt, der Cicerone, S. 478: 'Der bronzene Satyr des Museums von Neapel (grosse Bronzen) ist bei seinen starken Restaurationen und der etwas conventionellen Behandlung des Ursprünglichen nur durch das Motiv interessant.'

suchende schöne Danaide im Thale von Lerna schlafend antraf,¹⁾ und abgesehen ferner von der in Trunkenheit schlummernden Satyrgestalt eines philostratischen Gemäldes, auf dessen Uebereinstimmung mit unserem Faun und seiner neapolitanischen Replik schon Panofka mit Recht aufmerksam gemacht hat²⁾, besitzen wir meines Wissens nur zwei Erwähnungen plastisch dargestellter schlafender Satyrn. Die eine findet sich in einem Epigramme der Anthologie³⁾ und lautet:

Τὸν Σάτυρον Διόδωρος ἐκοίμισεν, οὐκ ἐτόρευσεν·

Ἦν νύξης, ἐγερῆς, ἄργυρος ὕπνον ἔχει.

Die andere bietet Plinius⁴⁾ und zwar, wie so häufig, allem Anscheine nach ebenfalls auf Grund eines Epigramms: 'Antipater quoque, heisst es im Bambergensis, Satyrum in phiala gravatum somno collocavisse verius quam caelasse dictus est.' Das war also eine vermuthlich silberne Schale, auf deren Grunde in getriebener Arbeit ein schlafender Satyr abgebildet war, und eine ganz ähnliche Bewandniss wird es wohl mit dem in der Anthologie gepriesenen Kunstwerke gehabt haben. Ueber die Lebenszeit der beiden Toreuten Diodoros und Antipater lässt sich Bestimmtes nicht angeben. Freilich, wenn das Epigramm, das unter dem Namen des Plato geht, auf den grossen Philosophen bezogen werden müsste, würden wir für das Werk des Diodoros einen ziemlich frühen terminus post quem non erhalten. Allein obwohl es ja bekannt ist, dass Plato in jüngeren Jahren auch Verse machte⁵⁾, so hat seine Autorschaft in diesem Falle doch gewiss mehr gegen als für sich, und ich möchte überhaupt mit H. Brunn⁶⁾ das vorliegende Epigramm 'wegen seiner gesuchten Pointe' am liebsten der alexandrinischen Epoche zuschreiben. In dieser Zeit, oder doch spätestens in dieser wird also Diodoros gelebt haben. Und ein Gleiches darf man von Antipater annehmen. Dass dieser in der plinianischen Stelle dicht neben Kalamis — doch wohl dem Bildhauer der 80. Ol.? — aufgeführt wird, spricht keinesweges für sein höheres Alter, da die 'lockere Zusammenstellung der berühmtesten Toreuten bei Plinius, wie Brunn hervorhebt⁷⁾, gewiss nicht für eine streng chronologische zu halten ist.' Wir thun daher in beiden Fällen wohl gut, bei der alexandrinischen Epoche stehen zu bleiben, in welcher bekanntlich der Luxus mit solchen toreutischen Silberarbeiten ebenso im Schwange war wie die epigrammatische Spielerei mit Kunsturtheilen und Künstlerverherrlichungen. —

Das ist Alles, was uns an monumentalen und literarischen Hülfsmitteln bei der Entscheidung über die Entstehungszeit des barberinischen Faunes zu Gebote steht. Wie verhält es sich nun mit dem Fundorte und mit dem ursprünglichen Bestimmungsorte des Werkes? Bieten uns diese nicht über seine zeitliche Herkunft einigen Aufschluss?

Hieronymus Tetius, der im Jahre 1642 als Einer der Ersten den Faun in seiner bekannten Publikation der barberinischen Bildwerke beschrieb, erzählt uns den interessanten Hergang der Auffindung des Denkmals.⁸⁾ Papst Urban VIII. hatte kurz vorher die Umwallungen von Rom erneuern lassen. Dabei fand sich in einem Graben nahe der moles Hadriani, der heutigen Engelsburg, die jetzt im Palazzo Sciarra befindliche Bronzestatue des Septimius Severus und unser Faun, letzterer im Zustande arger Verstümmelung, nämlich ohne den

¹⁾ Apollod., II, 1, 4; vgl. E. Gerhard, griech. Mythol., II, p. 135, § 796, 1. ²⁾ Philostrat. imagg. I, 22; Panofka, archaeol. Zeitg. 1844, p. 385 ff. ³⁾ Anthol. Pal. App. T. II, p. 701; Anall. I, p. 172, n. 16. ⁴⁾ Nat. hist. XXXIII, 155, ed. Sill. V, p. 122. ⁵⁾ E. Zeller, die Philos. d. Griech., II, 290 ⁶⁾ Gesch. d. gr. Künstler, II, 405. ⁷⁾ a. a. O. II, 400. ⁸⁾ Aedes Barberinae ad Quirinalem — descriptae p. 181, 215 ff.

linken Arm und mit fast ganz zertrümmerten Beinen. Schon Tetius vermuthete, gewiss mit Recht, dass die Statue zum Schmucke des hadrianischen Grabmales gehört habe, wenn wir auch der weiteren Hypothese, welche er an die supponirte mythologische Nebenbeziehung des Bildwerks knüpft, dass nämlich gerade Antoninus Philosophus dasselbe an der moles angebracht habe, keinesweges beipflichten können. Auch das ist nicht unwahrscheinlich, was man seit H. Meyer¹⁾ vielfach wiederholt findet, dass nämlich der Faun zu den zerbrochenen Statuen gehörte, welche die Griechen des Belisarius, wie Procop erzählt²⁾, zur Vertheidigung der moles Hadriani auf die Gothenschaaren des Vitiges herabstürzten. Allein selbst wenn das Grabmal als der vormalige Aufstellungsort der Statue bestimmt nachzuweisen wäre, könnte man daraus doch auf die Entstehungszeit derselben keine entscheidenden Schlüsse ziehen, da es immerhin zweifelhaft bliebe, ob der vermeintliche Aufstellungsort auch der ursprüngliche Bestimmungsort des Werkes gewesen sei.

So kehren wir aus der Erwägung der äusseren Gründe, welche als Kriterien der Zeitbestimmung des Faunes geltend gemacht werden könnten, freilich beladen mit einer Last von Zweifeln und Möglichkeiten zurück, und es bleibt am Ende doch nur ein Mittel, um uns davon zu befreien und einer bestimmteren Antwort auf unsere Frage theilhaftig zu werden, nämlich das Kunstwerk selbst, sein inneres Wesen, seine technische und künstlerische Beschaffenheit.

Die Statue ist 'kein Ideal, sondern ein Bild der sich selbst gelassenen einfältigen Natur', wie sich Winkelmann³⁾ mit jener unmittelbaren Kraft seines Wortes ausdrückte, oder wie Welcker⁴⁾ mit etwas mehr Umschweifen, aber eben desshalb vielleicht mit um so feinerer Specialisirung des Gedankens urtheilt, es 'ist eine reine Naturerscheinung, in welcher Geistiges oder Gemüthliches in einem Verhältniss zur Sinnlichkeit so wenig hervortritt, als in einem Elemente'. Der Satyr, eine Gestalt von derber, jugendfrischer Männlichkeit in colossalen Dimensionen, ist rückwärts niedergesunken und schläft jenen tiefen, urgesunden Schlaf, den ein rechter Bauernlummel, man verzeihe diesen Ausdruck, nach einem festen Rausche zu schlafen pflegt. Eine bleierne Schwere liegt auf den Augenlidern; die zusammengezogenen Protuberanzen der Stirn geben dem Ausdruck etwas böseartig Rohes⁵⁾; der Mund ist halb geöffnet, wir meinen den Schläfer schnarchen zu hören; in dem Leibe arbeitet es gewaltig, die Massen des genossenen Weines zu überwinden. Der rechte Arm ist lässig auf das epheubekränzte Haupt kerabgesunken; die Haltung des linken mag richtig dem neapolitanischen Denkmal analog ergänzt sein, frei niederhängend, als ob ihm der Kantharos eben entfallen wäre; die Beine sind gespreizt und, wie das erhaltene Knie beweist, muss wenigstens das linke ursprünglich wohl in der Weise gebogen gewesen sein, wie es die jetzige Restauration zeigt⁶⁾. Dieses an sich, man darf sagen, gemeine Motiv ist nun aber so fein, bei aller Unmittelbarkeit so frei und mit so fesselnder Lebendigkeit in den weichglänzenden Marmor

¹⁾ Winkelmann's Werke, VI, 1, 350; 2, 414. ²⁾ De bell. Goth., lib. I, cap. 19 u. 22. ³⁾ Werke, Band IV, S. 76. ⁴⁾ Akad. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27. ⁵⁾ Nach Overbeck, a. a. O.: 'ist das heranziehende Kopfwelch deutlich auf der Stirn abgespiegelt und zieht die Brauen nach der Mitte zusammen.' Ich glaube dem verehrten H. Kollegen nach langjährigem, vertrautem Umgange mit dem Faun versichern zu können, dass derselbe niemals Kopfwelch gehabt hat und schwerlich jemals haben wird. ⁶⁾ Die ältere Restauration mit aufgestütztem linkem Arm und fast ganz gestrecktem rechtem Beine findet sich bei Tetius a. a. O. und bei De la Chausse (Causeus), Rom. Museum, I, 2, 6.

von Paros hineingezaubert, dass wir das Bildwerk nicht nur, mit Schmaase, das geistreichste, sondern auch das anziehendste Bild der Trunkenheit nennen dürfen.

Aus dieser Schilderung wird nun zunächst klar, was Welcker¹⁾ in der Behandlung unserer Statue das 'lysippische Princip' geheissen hat. Es ist jener geistvolle Naturalismus, um diesen Ausdruck der modernen Aesthetik zu gebrauchen, der beim Schaffen weniger von einer Idee als von der bestimmten individuellen Anschauung ausgeht, diese aber durch naive Kraft und Noblesse der Auffassung über die Sphäre des roh Natürlichen in das Gebiet reiner Schönheit zu erheben weiss. An den genannten Meister selbst braucht deshalb nicht gedacht zu werden. Das aber steht wohl für Jeden fest, der die Entwicklung der plastischen Formensprache der Hellenen kennt, dass eine solche künstlerische Behandlung und Ausdrucksweise, wie sie der barberinische Faun zeigt, vor den Tagen eines Lysippus nicht möglich war. Es sei mir vergönnt, hier das Urtheil eines verstorbenen Münchener Collegen, des trefflichen Verfassers der 'plastischen Anatomie', Dr. Emil Harless, zu erwähnen, wonach eine Lebenswahrheit wie die der Formen unserer Fauns unmöglich ohne die feinste wissenschaftliche Kenntniss der anatomischen Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu erreichen gewesen ist, eine Kenntniss, welche sich von der freilich überraschend scharfsichtigen, aber immerhin äusserlichen, so zu sagen empirischen Wiedergabe der Körperformen in den berühmten Münchener Aegineten wesentlich unterscheidet. In dieser Ansicht, deren Richtigkeit mir einleuchtet, wäre wohl ein fernerer Beweis dafür zu suchen, dass unser Bildwerk nicht älter sein kann, als die alexandrinische Zeit. Denn erst von dieser können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie die Früchte der damals aufgekommenen Zergliederungskunst auch für die Praxis der Bildhauer zugänglich gemacht habe.

Für dieselbe Epoche zeugt ein anderes, wie mir scheint, noch wichtigeres Moment, nämlich die Conception der Statue. Sie ist 'kein Ideal', hörten wir. Sie ist, wenn dieses Wort richtig verstanden wird, ein 'Genrebild'. Und wissen wir nicht, dass die Richtung auf solche genreartigen Gegenstände in der Epoche seit Alexander Poesie und Kunst der Hellenen bewegte? In dieser Zeit war es ja, wo, um mit Otto Jahn²⁾ zu reden, 'das mythische Element nicht mehr die natürliche Grundlage aller künstlerischen Auffassung war, wo die Natur 'mehr im Einzelnen und je nach Maassgabe der Individualität des Künstlers aufgefasst wurde', wo scharfe Beobachtung des Volksthümlichen und Natürlichen an die Stelle des grossartigen Ernstes und der schwungvollen Erhabenheit der alten Götterbildner trat.

Einer solchen Periode stand es dann auch frei, das bakchische Wesen in dem geschilderten Zustande trunkenen Schlafes darzustellen, für welchen wir in den Monumenten der alten Zeit keinen Beleg zu finden vermochten. Zur näheren Beleuchtung dieses Unterschiedes erscheinen die Bilder der hellenischen Thongefässe, als echt volksthümliche Gestaltungen der alten Religionsanschauung, vor Allem bemerkenswerth. Der bakchische Thiasos, wie er sich hier so tausendfach wiederholt, ist immer ein Bild ausgelassenster Lustigkeit, auf den archaischen Vasen oft burlesk und ungeberdig, auf den schönen voll grossartigen Schwunges und hoher Begeisterung, stets aber frisch beim Trunk und beim Tanze, niemals ermüdet oder gar im Katzenjammer. Diese Vasensatyrn könnten mit Mirza Schaffy dem barberinischen Faun und seines Gleichen zurufen:

¹⁾ a. a. O., S. 27. ²⁾ Berichte der sächs. Ges. d. Wiss., Bd. II, S. 43.

‘Trinken wir, sind wir begeistert!’

‘Wenn ihr trinkt, seid ihr betrunken!’

Und das wäre, wie wir Alle wissen, nicht blos echt-orientalisch, sondern auch echt-hellenisch gesprochen!

Jener oft bei andern mythischen Gestalten der hellenischen Kunst nachgewiesene Umschwung aus der Aktivität in die Passivität würde somit auch in der plastischen Entwicklung der Satyrgestalt zu verfolgen sein: Aphrodite sinkt von der göttlichen Königin der Liebe zum fühlenden Weibe, von diesem zur verliebten Buhlerin herab; der Satyr wird vom gottbegeisterten Thiasoten zum ungeschlachten Bengel, der Musik und Chortanz in seinem dumpfen Rausch verschläft.

Wenn demnach wohl sämtliche Kriterien sich dahin vereinigen, dass unser Faun frühestens der alexandrinischen Zeit entstammt, so bleibt nun noch ein letztes Argument in's Auge zu fassen, wodurch diese freilich noch sehr allgemeine Auskunft ihre nähere Bestimmung erhalten dürfte. Die Natur hat nämlich, abgesehen von der am Felsen angebrachten modernen Syrinx, ein höchst merkwürdiges Attribut, welches wohl früher schon beachtet, aber, wie mir scheint, nirgends richtig gewürdigt worden ist: ich meine das Thierfell, auf dem der Schläfer liegt. Dies Fell ist nämlich kein Pantherfell, ist nicht die Nebris, welche man bei dem hellenischen Satyr erwarten sollte, sondern es ist, wie schon Zoëga¹⁾ bemerkte, eine Wolfshaut. Eine Wolfshaut! Da haben wir also im Beiwerke der Statue dieselbe Divergenz von der althellenischen Darstellungsweise, wie sie uns in der Conception des Werkes entgegentrat. Ja es ist nicht nur eine Divergenz von dem in dieser Hinsicht unwandelbaren kunstmythologischen Ausdrücke der Hellenen, sondern zugleich die Aufnahme eines bestimmten kunstmythologischen Attributes der Römer. Dem römischen Faunus, dem ‘prophetischen und lasciven Waldgotte’, häufig indentificirt mit Lupercus, dem heerden- und weiberfreundlichen Wolfsgotte, ihm kommt das Attribut einer Wolfshaut zu²⁾. Ich bin weit entfernt, nun desshalb in unserer Statue eine Darstellung des bocksfüssigen Faunus finden zu wollen. Damit würden wir uns nur in weitere Schwierigkeiten verwickeln. Das aber darf man wohl getrost behaupten, dass hier ein Werk vorliegt, in welchem Elemente aus der Satyr- und Faunsnatur, — vielleicht auch eine Reminiscenz an den griechischen Pan, der die Mittagsgluth im Waldgebirge verschläft, Elemente, welche von der modernen Kritik seit Lanzi³⁾ mit Mühe wieder auseinander getrennt werden mussten, synkretistisch ineinander geflossen sind. Richtiger als in der alexandrinischen werden wir daher wohl in der römisch-alexandrinischen Epoche die Entstehungszeit der Statue suchen, welche nun auch mit etwas mehr Berechtigung ihren traditionellen Namen ‘Faun’ statt Satyr weiter führen mag.

Näher die Fragen nach dem quando, quis und ubi des Denkmals zu beantworten, sind wir ausser Stande. Dazu bedürfte es vor Allem einer weit genaueren Kenntniss der alexandrinischen und römischen Kunst, als sie uns bis jetzt zu Gebote steht. Ich begnüge mich daher, vorläufig gezeigt zu haben, was man etwa in der behandelten Frage heutzutage wissen kann und was nicht.

3) des Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig, dem Gymnasiallehrer M. Biehl aus Salzburg, dessen Vortrag nach dem Programme jetzt hätte an die Reihe kommen sollen, auf Ersuchen

¹⁾ Welcker, akadem. Kunstmus., 2. Ausg., S. 27, Note 29.
²⁾ E. Gerhard, Griech. Mythol., II, p. 282 ff., § 970.

³⁾ Vasi dipinti, pag. 98.

des Präsidenten das Wort abgetreten hatte, weil Dr. Overbeck am nächsten Tage abzureisen wünschte. Dieser lässt sich denn nun

Ueber die griechische Religion und die bildende Kunst

also vernehmen:

Die griechische Religion ist von allen Religionen alter und neuer Zeit der bildenden Kunst in vorzüglichstem Masse günstig gewesen.

Es kann trivial erscheinen, einen solchen Satz auszusprechen, nachdem, seit dem Hegel'schen Schematismus der Religionen, die Ansicht, welche die griechische Religion als 'die Religion der Schönheit' oder als 'Kunstreligion' bezeichnet, in Schwang gekommen und 'als Aufschluss des innersten Kerns der hellenischen Götterlehre geltend gemacht worden ist.'¹⁾ Aber diese Ansicht von der griechischen Religion beurteilt man immer noch zu mild, wenn man sie einseitig²⁾ nennt, denn sie ist ganz und gar verkehrt, und muss sich einer ruhigen Prüfung selbst dann als verkehrt erweisen, wenn man die griechische Religion nur in ihrer vollendeten poetischen und künstlerischen Einkleidung ins Auge fasst, und ihr buntes Schattenbild in der ritterlichen, aber ganz und gar nicht religiösen Sagenpoesie Homer's³⁾ mit der Religion verwechselt,⁴⁾ in ungleich höherem Grade aber, wenn man die Religion in ihrem Ausgangspunkte und in ihrer ersten Erscheinungsform betrachtet, und die verschiedenen Stufen ihres Wachsens berücksichtigt. Man darf jedoch auch ohne dies Alles und ohne alle Voraussetzung historischer Studien und thatsächlichen Wissens vom rein theoretischen Standpunkte aus behaupten, dass 'eine Anbetung der Schönheit'⁵⁾ eine krankhafte oder frivole Phrase, und dass eine Religion, in welcher 'die Idee der Schönheit das herrschende Prinzip und der beseelende Mittelpunkt'⁶⁾ sein soll, mag man selbst unter Schönheit etwas Anderes verstehen, als was der nichtphilosophische Sprachgebrauch darunter versteht, gar keine Religion überhaupt sei noch sein könne, weil ihr die oberste Voraussetzung aller und jeder Religion, das Gefühl und Bewusstsein des Menschen von seiner Bedingtheit durch eine höhere Macht, die göttliche, abgeht. Und wenn man demnach einen sehr niedrigen Begriff vom religiösen Gefühle haben muss, um zu sagen, der gesteigerte Genuss des Schönen falle mit religiöser Erhebung zusammen oder sei jemals mit ihr zusammengefallen,⁷⁾ so muss man eine sehr unklare oder geringe Vorstellung von der Frömmigkeit der alten Griechen auch der guten Zeiten haben, wenn man ihnen dergleichen unterzuschieben wagt.⁸⁾

¹⁾ Worte Welcker's, Griech. Götterlehre 2, S. 119, wo in der Note die Hauptbelege für diese Ansicht aus den Schriften verschiedener Auctoren zusammengestellt und nach Gebühr gewürdigt sind. ²⁾ Welcker a. a. O. S. 118. ³⁾ Ueber die durchaus nicht religiöse Tendenz der homerischen Poesie und die tiefen Differenzen des homerischen und überhaupt poetischen nationalen Götterthums einerseits und der wirklichen Religion andererseits vgl. Welcker's treffliche Darlegung a. a. O. S. 48 ff., auch C. F. Hermann's Gottesd. Alterth. § 6 mit Note 6. ⁴⁾ Während unter Andern C. F. Hermann in s. Culturgesch. d. Gr. u. Röm. I. S. 46 auf Unterscheidung zwischen der dichterischen und künstlerischen Behandlung der mythol. Personen und zwischen dem Cultus oder der Verehrung derselben dringt, konnte noch 1860 ein Alterthumsforscher von dem Range Ludolph Stephanis in s. 'Apollon Boëdromios S. 38' schreiben: 'dass den Griechen die homerischen Gedichte stets die wichtigste Quelle ihres religiösen Glaubens blieben.' ⁵⁾ Erdmann, das Heidnische im Christenthum 1854, S. 23. ⁶⁾ Fried. Schlegel, Werke Bd. 4 S. 263. ⁷⁾ Erdmann a. a. O. ⁸⁾ Winkelmanns Ausspruch: 'den Weg zum Göttlichen durch die Kunst kannten im Alterthum nur die Griechen' besagt etwas ganz Anderes und wird von Welcker a. a. O. S. 107 richtig commentirt.

So bestimmt aber auch die Ausdeutung der griechischen Religion als Kunstreligion in Abrede zu stellen ist, eben so bestimmt ist der an die Spitze gestellte Satz aufrecht zu erhalten. Niemals nämlich wird man das, was die Griechen auf dem Gebiete der religiösen Bildnerei, und grade dieser, geleistet haben, aus ihrem lebhaften und selbst schwärmerischen Schönheitsgefühle und aus ihrer hervorragenden Kunstbegabung allein genügend ableiten.¹⁾ Man wird anerkennen müssen, dass auch die griechische Kunst die Gottheiten der barbarischen Religionen nimmer zu reinen plastischen Idealbildern hätte gestalten können, ohne damit zugleich die specifische Auffassung des Göttlichen in diesen Religionen aufzuheben oder zu zerstören; und hieraus wird man mit Nothwendigkeit folgern, dass die griechische Religion als solche Eigenschaften und Elemente enthielt, welche sie für die bildende Kunst wie für die Poesie vor allen Religionen fruchtbar machten, ja die künstlerische und poetische Ausdrucksform ihres Inhalts entschiedener forderten, als sie andere Religionen gefordert haben.

Wenn es nun darauf ankäme, diese Elemente und Eigenschaften mit wenigen Worten zu bezeichnen, so könnte man sich auf das berufen, was Welcker²⁾ eben so wahr wie schön ausgesprochen hat: 'Den Griechen allein war es gegeben, dass sie in dem mosaischen Gefühl, dass der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sei, das Göttliche im Menschen in gottähnliche Menschen übertrugen, die menschliche Gestalt und Natur zum Leibe der Gottheit erhoben.' Denn in der That ist das begeisterte Erfassen des Menschlichen³⁾ in seiner Würde, Reinheit und Schönheit das, was die griechische Religion vor andern antiken Religionen auszeichnet, und zugleich das, was sie der bildenden Kunst so günstig machte. Und wenn eben dieses letzthin auch als der Grund der griechischen Kunstbegabung anzusprechen ist, so darf man in der Einheitlichkeit der Urquelle, der specifischen Eigenthümlichkeiten der Religion sowohl wie der Kunstbegabung der Griechen den tieferen Erklärungsgrund für die an die Spitze gestellte Thatsache erblicken, ohne damit der Anerkenntniss der Religion der Schönheit oder der Kunstreligion eine Hinterthür zu öffnen.

Wie wenig dies die Consequenz sein würde, erweist sich am sichersten durch eine historische Betrachtung, welche klar darlegt, dass die primitive der Kunst günstige Anlage der Religion und ihre spätere, für die Kunst fruchtbare Ausbildung, endlich ihre noch spätere thatsächliche Gestaltung durch die Kunst sehr verschiedene Dinge und geschichtlich weit getrennte Acte sind, dass die Religion, obwohl sie die vollkommenste Voraussetzung der Kunst wurde, dennoch ebenso wenig mit Rücksicht auf die Kunst ausgebildet worden, wie sie der Kunst wegen entstanden ist, grade so wie die Mythen und Sagen nicht der Poesie wegen erfunden sind; deren höchste Blüthe sie gleichwohl hervorriefen und bedingten. Es wird sich vielmehr zeigen, dass in der Zeit, in welcher die Religion nicht allein ihre ersten Keime trieb, sondern ihre erste bestimmte Gestalt in den ältesten oder Urmythen annahm, ja bis zu der Zeit, in welcher sie zu ihrer poetisch vollendeten und für das Nationalbewusstsein auf immer bestimmten Ausbildung gelangte, die uns in dem homerischen Götterthum vorliegt, von bildender Kunst im höheren Sinne in Griechenland schwerlich die Rede sein kann, und dass es damals unmöglich zu ahnen war, dass die bildende Kunst dermaleinst im Stande sein würde, die Gebilde der poetisch verklärten Religion und Mythologie ihrerseits überhaupt, geschweige

¹⁾ Wie dies J. v. Harless in s. Buch v. d. gr. Mysterien 1848 S. 96 versuchte. O. Müller's Ansicht ist dies jedoch wohl nicht gewesen, wie Welcker a. a. O. S. 106 anzunehmen scheint, dies geht aus dem ganzen Zusammenhange des Paragraphen (347) des M.'schen Handbuches der Archäologie, dessen Schlusssatz W. allein anzieht, hervor. ²⁾ a. a. O. I S. 231 f. ³⁾ Vgl. G. W. Nitzsch, Sagenpoesie S. 4.

denn in einer der Poesie ebenbürtigen Weise zu reproduciren. Es wird sich endlich ergeben, dass auch, als die Kunst nach und nach erstarkte, sie zunächst ihre eigenen Bahnen fern von der Religion ging,¹⁾ und dass sie sich dieser erst zuwandte und in ihrer Wiedergabe ihre höchste Aufgabe erkannte und erfüllte, nachdem die Religion die Bahn ihrer Entwicklung bereits bis zur Höhe durchlaufen hatte, und vermöge ihrer eigenen innersten Natur, vermöge ihrer Genesis aus demselben Volksgeiste, der auch eine so herrliche Kunst geboren hat, zur vollkommensten Voraussetzung eben dieser ihr homogenen Kunst geworden war.

Dies ist die Summe dessen, was eine geschichtliche Betrachtung über das Verhältniss der Religion zur bildenden Kunst in Griechenland lehrt. Aber eben weil sich aus derselben eine doppelte und von einander unabhängige Entwicklungsreihe ergibt, die der Religion und die der Kunst, so darf man nicht glauben, deren Verhältniss zu einander und die Kunst dieses Verhältnisses in einem kurzen Satze charakterisiren zu können; vielmehr gehört eine sorgfältige Erwägung der genannten beiden Entwicklungsreihen dazu, um die Gründe dieses günstigen Verhältnisses in dem Wesen und der Form der Religion und in ihrer und der bildenden Kunst Geschichte an den Stellen nachzuweisen, an denen sie in der That liegen, ohne immer da gesucht worden zu sein.

Wenden wir uns demgemäss in näherer Prüfung zuerst zu dem Wesen der griechischen Religion, so könnte die Frage nach ihrer Genesis und nach ihrem ersten Grundprincip, ob sie nämlich eine ursprüngliche Naturreligion, oder ob sie von der Verehrung primitiv ethisch gefasster Mächte ausgegangen sei — denn nur darüber dauert der Streit der verschiedenen Ansichten noch fort —, es könnte diese Frage hier insofern müssig erscheinen, als die Kunst es ganz gewiss nicht mit der ursprünglichen Auffassung und Gestaltung der Götter zu thun gehabt hat, und als die Religion, welche die Grundlage der bildenden Kunst wurde, ebenso gewiss keine Naturreligion mehr war.²⁾ Dennoch ist auch diese Frage für das Verhältniss der Religion zur Kunst von viel tieferer Bedeutung, als Mancher auf den ersten Blick glauben mag. Erstens nämlich hängt ein für die bildende Kunst im höchsten Grade wichtiges Moment in der Gestaltung der Religion mit ihrer Genesis aus der Natur auf das innigste zusammen, der Polytheismus nämlich, der, und zwar als ein ursprünglicher, ein Correlat der Naturreligion und nur dieser ist,³⁾ während man ihn aus der Annahme einer primitiv ethischen Religion, die sich naturgemäss als Monotheismus offenbaren muss, nie als nothwendig und kaum als möglich oder gar wahrscheinlich wird ableiten können,⁴⁾ es sei denn, dass man ihn nur geschichtlich, durch allmählig vollzogene Verbindung und Verschmelzung vieler einzelnen Stammreligionen monotheistischen Charakters in ein polytheistisches, aus der blossen Confluenz gegen alle seine Elemente hervorgegangenes System entstanden glaubt.⁵⁾ — Zweitens

¹⁾ Noch die in den homerischen Gedichten geschilderte Kunst ist in der Hauptsache weder religiös noch mythisch, obgleich Götterbilder — aber freilich nur der rohesten, höchstens dädalischen Form — durchaus im Gebrauche gewesen sein müssen, vgl. m. Gesch. d. griech. Plast. I S. 42 ff. u. Welcker's Uebereinstimmung a. a. O. 2. S. 102. ²⁾ Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge, Vorr. S. 15: 'Ich habe die Ueberzeugung, dass... vielmehr die Künstler wie die Dichter durchgehends die anthropomorphische Einkleidung des Mythos und die darin ausgesprochenen ethischen Motive als das Wesenhafte betrachteten und ausbildeten.' ³⁾ Näher habe ich dies nachzuweisen versucht in meiner Abhandlung: Beiträge zur Erkenntniss und Kritik der Zeusreligion, Abhandl. d. königl. sächs. Ges. d. Wissenschaften 1861, S. 12 ff. ⁴⁾ Ueber die Versuche, dies dennoch zu thun, wie in Lehrs' Populären Aufsätzen, urtheile ich nicht anders, als Preller in den N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1859. S. 349 f. ⁵⁾ Dass der griechische Polytheismus in seinem ganzen Bestande und Umfange,

aber hat die Entstehung aus der Natur die griechischen Gottheiten zu gleichsam geoffenbarten, zu Erfahrungsgöttern gemacht und zu solchen, welche ihre objective und thatsächliche Existenz auch ausserhalb des Glaubens der Menschen und des Kreises menschlicher Interessen hatten oder wenigstens zu haben scheinen mussten, sofern man sie, ganz abgesehen vom Menschen, in der Natur und zwar zunächst in dieser waltend und wirkend sich kundgeben sah.

Dies aber begründet eine tiefe Differenz gegen primitiv ethisch gesetzte Götter, welche, als die ausschliesslichen Schöpfungen des menschlichen Geistes und des religiösen Bedürfnisses und ethischen Bewusstseins des Menschen, nur im Glauben und durch den Glauben und nur im Kreise des Menschlichen, für dieses und seine Interessen existiren. Die Consequenz aber der objectiven und thatsächlichen Existenz der Götter in der Natur und der Offenbarung derselben durch sie und durch die ganze Fülle der in ihr wirksamen Kräfte und Erscheinungen ist die Auffassung und Gestaltung der Götter im Glauben nicht gemäss der nur subjectiven Existenz im Gemüthe und Geiste der Gläubigen, sondern gemäss der geoffenbarten und thatsächlichen Existenz in der Natur, wie dies die über den blos subjectiven Ausdruck der Verehrung hinausgehenden, objectiv bezeichnenden Namen und Beinamen der Götter und ihre ältesten und eigentlichsten Mythen beweisen. Hieraus aber resultirt jene ganze, von keinem Menschengeste ausdenkbare Charakter- und Gestaltenmannigfaltigkeit des griechischen Polytheismus, welche nicht geringer ist, als die Mannigfaltigkeit der im ewigen Wechsel der Erscheinungen begriffenen Natur, ihrer Quelle, jene Gestaltenmannigfaltigkeit und Typenverschiedenheit, welche in noch höherem Grade, als die Göttervielfalt des Polytheismus an sich, ein Lebenselement der bildenden Kunst ist, und welche, so wie sie in dem nationalpoetischen Götterthume, der nächsten und reichsten Quelle der bildenden Kunst, vorliegt, trotz aller begrifflichen und ethischen Steigerung und Umwandlung der Götter im Fortschritte der Jahrhunderte und mit dem geistigen Fortschritte der Nation, von der ursprünglichen Genesis aus der Natur in allen wesentlichen Grundzügen beherrscht und bestimmt wird.¹⁾

So gewiss aber die Genesis der griechischen Religion aus einer Verehrung der Natur, eben so gewiss ist das Andere, dass sich die religiöse Verehrung der Natur nicht auf die Materie und die Erscheinung bezog, sondern auf jene Kräfte, welche die Materie bewegen und also gleichsam beseelen, und welche durch die Bewegungen und Veränderungen des von ihren Einflüssen abhängenden Kosmos, die regelmässigen, wie die ausserordentlichen, scheinbar regellosen, das menschliche Dasein in seinem Verlaufe bedingen und bestimmen, während sie sich in der wechselnden Erscheinung der Materie nur als in ihrem sinnlichen Substrat der sinnlichen Wahrnehmung des Menschen offenbaren, ohne derselben immanent zu sein²⁾. Dieses hervorzuheben ist aber auch mit Rücksicht auf die bildende Kunst deswegen von Bedeutung, weil diejenigen Religionen, die ihren Cultus der Natur als Materie oder die

wie er sich im nationalpoetischen System darstellt, zum Theil auf diesem geschichtlichen Wege des Mythenaustausches und der Mythen- und Cultcombination entstanden sei, verkenne ich keineswegs, stimme vielmehr bis auf die in der genannten Abhandlung angegebenen Punkte mit Welcker's Darstellung, Götterlehre I S. 16 f., überein, nur gegen die ausschliessliche und principielle Ableitung des Polytheismus als solchen, wie sie in H. D. Müller's Mythol. d. griech. Stämme vorgetragen ist, und fast eben so einseitig in C. F. Hermann's Culturgesch. d. Gr. u. R. I S. 49 ff. auftritt, muss ich mich, mit vielen Andern in Uebereinstimmung, bestimmt erklären.

¹⁾ Vgl. meine angef. Abhandlung S. 31. N. 65. ²⁾ Vgl. Welcker a. a. O. I S. 216, Preller a. a. O. S. 349.

ihn Naturobjecten, sei es belebten oder unbelebten, als solchen zuwandten, die Religionen, die, als Fetischismus nach dessen richtiger und engerer Definition¹⁾, oder als Astrolatrie, Gäolatrie, Pyrolatrie, Zoolatrie sich gestaltend, die Gottheit als in der Natur immanent fassten. sich für die bildende Kunst unfruchtbar erwiesen haben, und sich unfruchtbar erweisen mussten, weil ihre Auffassung des Göttlichen dem entgegensteht, worauf letzthin die der Kunst günstige und gemässe Religionsgestaltung beruht, der freien menschlichen Personification. — Und eben diese freie Personification muss als die erste Entwicklungsstufe derjenigen Religion gelten, welche auf dem Cultus der Kräfte der Natur beruht, weil sich die an und für sich sinnlich unfassbaren Kräfte, die nur in ihrer Wirkung auf die Materie in die Erscheinung treten, nicht unpersönlich, nicht anders als nach der Analogie willensbegabter Individualitäten denken oder vorstellen lassen. Es genügt desshalb auch nicht, zu sagen, die Naturreligion führe leicht zur Personification²⁾, sondern man muss die Personification als unmittelbar nothwendig und als die einzig mögliche primitive Gestaltungsform der Naturreligion ansprechen, vor deren Auftreten man die Religion auch nur als potentia nicht schon als actu vorhanden statuiren kann. Ueber das Stadium der Personification hinaus, in welchem die Götter als Geister der Natur erscheinen, können wir deshalb die Geschichte der griechischen Religion nicht verfolgen; das Wort *δαίμων*, mit dem alles Göttliche bezeichnet wird, ist für unsere Forschung ein Urwort und bedeutet den Wissenden oder den Geist³⁾, bezeichnet also die Götter allgemein als Geister, während sich ihre Individualität nicht minder ursprünglich in den schon erwähnten Einzelnamen und Beinamen manifestirt. Und hier ist nun darauf hinzuweisen, dass sowie in den Namen und auch in den Beinamen, mit geringen und keineswegs unstreitigen Ausnahmen⁴⁾, durchaus die Analogie des Menschlichen festgehalten ist, so die griechischen Götter der Hauptsache nach als Wesen menschlicher Analogie in die Geschichte treten, was auch durch die Thatsache einer vorhanden gewesenen Thiersymbolik nicht angefochten wird. Denn das Thiersymbol hat in Griechenland nicht sowohl das Wesen und die Gestalt der Gottheit in ihrer Totalität darstellen sollen, wofür ein sicherer Beweis darin liegt, dass es in Griechenland keine heiligen, d. h. als Gottheiten oder Incarnationen derselben verehrten Thiere gegeben hat, ja dass selbst die Ansätze der Zoolatrie fehlen, sondern das Thiersymbol hat vielmehr nur dazu gedient, gewisse hervorragende Eigenschaften der Gottheit, für welche es der jungen Sprache am Ausdruck gebrach, durch ein sinnlich greifbares Bild vergleichungsweise zu veranschaulichen⁵⁾. Dass übrigens diese Thiersymbolik, insofern ihre Bildlichkeit verkannt und vergessen wurde, die ideal menschliche Entwicklung der Gottheiten oder einzelner unter ihnen beeinträchtigt und getrübt habe, soll nicht geläugnet werden, in welchen Fällen und bis zu welchem Grade dies geschehen sei, kann hier nicht untersucht und nachgewiesen werden; hier kommt es darauf an, festzustellen, dass die Thiersymbolik die rein menschliche Gestaltung der Götter in der Hauptsache nicht zu unterdrücken vermochte⁶⁾, so dass wir überall in der ältesten Periode, in den Urmythen

¹⁾ Von C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer § 18. N. 14. ²⁾ Welcker a. a. O. 1. S. 231, vgl. m. angef. Abhandl. S. 24. ³⁾ Welcker a. a. O. 1. S. 1295, 138 f., Preller, griech. Mythol. 2. Aufl. 1 S. 87.

⁴⁾ In den von der Thiersymbolik hergenommenen, deren Auffassung fraglich ist; zum Theil sind sie wohl phonetisch, wie Lykeios, zum Theil geben sie das Gebiet der Wirksamkeit an, wie Karneios, Hippios, den Apollon als den der Schafe, nicht 'Schafapollon', den Poseidon als den der Pferde, oder jenen als Wolken-, diesen als Wellengott bezeichnen. ⁵⁾ Anders freilich Welcker a. a. O. 1. S. 59 ff. ⁶⁾ Welcker a. a. O. S. 62 hebt hervor, dass die Thiersymbolik sehr früh vor dem Geiste der hellenischen Religion zurückgewichen

nicht weniger als in den Namen menschenartig gedachten und nach menschlicher Analogie handelnden Göttern begegnen,

Ein so grosses Gewicht nun aber auch nach der eben gegebenen Entwicklung auf die primitive Personification gemäss dem Natureindrucke der Gottheiten fällt, und so folgenreich dieselbe in ihren, bis in die höchste Ausbildung der Göttercharaktere und Persönlichkeiten reichenden Consequenzen ist, so darf man doch nicht verkennen, dass die primitive Personification selbst von dieser vollendeten Ausprägung einer wirklichen, ganzen und lebensfähigen, in sich abgeschlossenen und plastischen Götterpersönlichkeit noch sehr weit absteht. Die ganze Grösse dieses Abstandes wird fühlbar, wenn wir die schwankenden und unklaren Personificationen der vedischen Hymnen¹⁾ mit der Gestaltenklarheit besonders der Hauptpersonen des homerischen Götterthums vergleichen, während wir in der graduell sehr verschiedenen Bestimmtheit, mit der uns die Bilder der untergeordneten und der mit der Natur in ihrer ursprünglichen Bedeutung concreter gebliebenen Gottheiten entgegentreten, die verschiedenen Stufen, über welche der Uebergang von der primitiven zu der vollendeten poetischen und kunstgemässen Personification erfolgte, mehr oder weniger deutlich wahrzunehmen und zu beobachten im Stande sind. Zugleich aber beweist uns diese verschieden gesteigerte Entwicklung der Götterpersönlichkeiten, welche in den am meisten und von den edelsten Stämmen verehrten Gottheiten ihren Höhenpunkt erreicht, dass sie, wenn auch selbst ein Werk der Poesie, bedingt ist durch die mit dem Fortschritte der Bildung zusammenhängenden Fortschritte und Steigerungen der Religion selbst und ihrer Auffassung des Göttlichen. Während nun aber die primitive Personification bedingt ist durch die Offenbarung der Götter in der Natur und während wir bei ihr jeden Gedanken an Willkühr oder Zufall auszuschliessen haben, ist die vollendete Personification durchaus als ein Kind der freien Phantasiethätigkeit aufzufassen, der im Wesentlichen die Aufgabe zufällt, die in der primitiven Personification gegebenen Merkmale und die von ihr betonten Eigenschaften zum Charakter und zu der diesem Charakter entsprechenden Persönlichkeit zu complettiren, etwa so, wie wir aus einzelnen überlieferten Eigenschaften und Charakterzügen eines Menschen uns ein Gesamtbild von dessen Charakter und, je nach dem Grade unserer künstlerischen Begabung, mit grösserer oder geringerer Lebhaftigkeit auch von dessen Persönlichkeit construiren. Durch dieses freie und mächtige Eingreifen nun der Phantasie in die Götterbildung werden die Götter zu Schöpfungen des Menschengestes, was sie bei ihrer Offenbarung und in ihrer objectiven Existenz in der Natur nicht waren, und als solche müssen sie, während die gegebenen Grundzüge ihres Wesens ihre einförmige Ausprägung nach dem absoluten und allgemeinen Begriffe des Göttlichen verhindern und die dauernde Mannigfaltigkeit ihrer Typen gewährleisten, mit der wachsenden Bildung des Menschengestes ebenfalls wachsen und auf diesem Wege endlich bis zu den höchsten und reinsten Idealen der Poesie und der bildenden Kunst sich erheben, während ihnen obendrein die grösste Verschiedenheit der individuellen Auffassung und Gestaltung durch den Geist und die Phantasie jedes Einzelnen, jedes Dichters und jedes Künstlers garantirt bleibt. Dieses Aufsteigen bis zum reinen Ideal und diese Freiheit individueller Gestaltung, das Lebenselement des dichterischen wie des künstlerischen Schaffens ist

ist, und nur in einzelnen Gegenden als Beimischung zu ihren Göttern sich im Gedächtniss dunkel und unbestimmt behauptet hat, unberührt von der nationalen Cultur und Mythologie. Den Gegensatz der ägyptischen Thiersymbolik und Zoolatrie hebt er S. 63 scharf hervor.

¹⁾ Max Müller b. Welcker a. a. O. 1. S. 226 f.

aber denjenigen Religionen abgeschnitten, welche ihre Gottheiten nicht mit frei thätiger Phantasie ergriffen, sondern welche sich zum Ausdruck der ersten wahrgenommenen, das Wesen bestimmenden Merkmale des Symbols bedienten, es sei dieses welches es sein mag. Denn das durchaus bedeutsame Symbol, in welchem das Wesen der Gottheit ahnungsvoll angedeutet ist, ist keiner weiteren Entwicklung fähig, weil es das, was es als sinnliche Stellvertretung des Uebersinnlichen und Ueberschwänglichen conventioneller Weise ausdrücken soll, so lange diese Convention besteht, in der That vollkommen ausdrückt, also nur aufgehoben und durch eine andere Ausdrucksweise verdrängt und ersetzt, nicht aber, so lange es besteht, fortgebildet werden kann¹⁾.

Der Hauptträger der menschlich idealen Entwicklung des griechischen Götterthums, dem wir als der Grundlage der künstlerischen Darstellung des letzteren besonders nachzufragen haben, ist nun nicht sowohl der Glaube, die religio im engeren Sinn, als vielmehr der Mythos und ganz besonders die Sage. Denn der Glaube, welcher die Gottheit besonders in ihrem Verhältniss zum Menschen im Verlaufe seines von ihr bedingten und geleiteten Lebens und in Beziehung auf alle, von der Gottheit übermächtig verliehenen und verhängten Schicksale auffasst, der Glaube muss die Gottheit immer in ihrer Ueberschwänglichkeit und Erhabenheit über alles Natürliche und Menschliche zu fassen suchen, und er wird sie, trotz der im primitiven Polytheismus der Universalität entgegenstehenden speciellen Beziehung jeder einzelnen Gottheit auf ein bestimmtes Machtgebiet in der Natur und im Menschenleben, stets in mehr oder weniger grosser Allgemeinheit nach dem Begriffe des Göttlichen schlechthin darstellen oder darzustellen streben. Und in der That dürfen wir die tiefgeprägten Spuren dieser universalisirenden Wirkung des Glaubens selbst im homerischen Götterthum nicht verkennen; sie liegen klar zu Tage in der Thatsache, dass auch in den homerischen Gedichten eine gewisse Summe von Eigenschaften und Kräften als allgemeines Prädicat aller Götter erscheint, und dass, gleichwie sie alle mit dem gemeinsamen Namen als θεοὶ und δαίμονες bezeichnet werden, sie auch ausser in je ihrem besondern Machtgebiet über dieses hinaus nach dem Gemeinbegriff des Göttlichen in das Leben der Menschen ja in das der Natur eingreifen. Wird nun auch durch diese im engeren Sinne religiöse Auffassung die Gottheit ohne Zweifel und zwar selbst im Widerstreite gegen den Mythos begrifflich gesteigert, so liegt in derselben ein nicht zu verkennendes antipolytheistisches Prinzip, welches die mythologische Besonderheit der einzelnen Gottheiten zu verwischen und aufzuheben strebt, und welches somit das in Gefahr bringt, was wir auf seiner frühesten Entwicklungsstufe als Lebenselement der künstlerischen Darstellung des Götterthums angesprochen haben, die Vielheit und die charaktervolle Mannigfaltigkeit in dieser Vielheit. Diesem verallgemeinernden Prinzip des Glaubens wirkt nun zunächst und zumeist der Mythos entgegen, welcher den Gott ohne Rücksicht auf den Menschen in seinem Verhältniss zu andern Göttern darstellt, die Wendepunkte seines thätig gewordenen Wesens fixirt, ihm ein Schicksal gibt und ihn von andern bedingt so gut wie andere bedingend zeigt, ihm folglich seine Unendlichkeit und Ueberschwänglichkeit nimmt und ihm dafür seine Individualität und sein abgegrenztes Machtgebiet vindicirt. Und wenn nun die an und für sich seiende, Natur und Menschenleben durch ihren Willen in wunderbarer Weise bedingende Gottheit ausserhalb menschlicher Analogie wenn auch nicht fassbar und vorstellbar war, so doch als unmessbar über dieselbe gesteigert geglaubt und ahnungsvoll

¹⁾ Vgl. m. Gesch. d. griech. Plastik I. S. 207.

empfundener werden konnte, so war dagegen die mythische, handelnde und leidende Gottheit und es war ihr Dasein und Schicksal durchaus nur nach der Analogie des Menschlichen denkbar und vorstellbar. Der Mythos also, der wesentlich eine Fortsetzung und eine Consequenz der Personification ist, erscheint als ein hauptsächlich Vermittler der menschenartigen Vorstellung von den Göttern, die er aus im Glauben ewigen und uranfänglichen (*ἀειγενεταί*) zu geborenen, aus seeligen und heiligen zu liebenden und hassenden, von Leidenschaften durchglühten, aus allmächtigen zu bedingten und zu leidenden macht. So wesentlich aber auch der Anthropismus des griechischen Götterthums durch die überaus rege Thätigkeit eines reich entfalteten und üppig nach allen Seiten wuchernden Mythos bedingt sein mag, vollendet, und namentlich abgeklärt wurde die Vermenschlichung der Gottheit doch erst durch die Sage, welche sich auf hervorragende Einwirkungen der Gottheit auf das Leben ihrer Verehrer bezieht und in diesen das Wesen derselben exemplificirt. Denn während der Mythos die Gottheit in dem ihr eigenen Kreise und unter Ihresgleichen handelnd und leidend darstellt, als über manche Bedingungen des menschlichen Daseins erhaben und nicht selten in einer Weise, welche die allgemeine Analogie des Menschlichen durch ein Wunder, durch ein nur in der Götterwelt Mögliches unterbricht — es möge nur an Kronos' Kinderverschlingung, an Athenes und Dionysos' Geburt, an mancherlei Verwandlungen besonders des Zeus erinnert werden — oder während der Mythos Begebenheiten schildert, die in ihren Hebeln und Erfolgen übermenschliche Dimensionen annehmen — es sei nur der Titanenkampf in seinem ganzen Verlaufe erwähnt — während der Mythos endlich keine Beziehung der Götterwelt zur Menschenwelt ausdrückt und durch dieses Alles die eine von der andern scheidet: muss die Sage, welche die Gottheit in ihrem unmittelbaren und von den Menschen wahrgenommenen Eingreifen in das Thun und Treiben der Menschen darstellt, sie dem Menschen in trauliche Nähe des Zusammenwirkens zu gemeinsamen Zwecken rückt, dieselbe auch vollkommen nach Analogie des Menschlichen handelnd, sich kundgebend, und in einer menschlichen Sinnen fassbaren Gestalt — und das ist wo es nicht die thierische sein kann nur die menschliche — erscheinend und sich offenbarend darstellen.

Ich brauche nun wohl hier nicht zu beweisen, dass die alten Griechen der guten Zeiten im besten Sinne des Wortes fromm und gottergeben waren; denn ihre Frömmigkeit, welche sich von Homer an bei ihren grossen Dichtern und Denkern so oft in wahrhaft ergreifender Weise ausspricht und welche noch neuerdings von Männern wie Nägelsbach und Welcker¹⁾ betont und geltend gemacht worden ist, dürfte wohl von keinem Kundigen bezweifelt werden, ebenso wenig wie die andere Thatsache, dass die Griechen, trotz ihrem Mythos, eine grosse Idee vom Göttlichen, eine erhabene und würdige Auffassung der Gottheit besaßen, die sich nicht minder in der mythischen Anschauung der Dichter, wie in den philosophischen Umdeutungen des Mythos, wie endlich in seiner und des populären Götterthums Negirung durch die Philosophie ausspricht, als diese Form zu klein und dieser Rahmen zu eng geworden war für die hochfliegenden Ideen grosser, von der Ahnung der absoluten Gottheit erfüllter Geister. — Ich brauche ferner an den unendlichen Reichthum und die schöne Entwicklung des Mythos²⁾ in der *Ἑλλάς μυθολόγος* auch nur zu erinnern und müsste fürchten, etwas

¹⁾ Nägelsbach, Nachhom. Theol. S. 211—21, Welcker a. a. O. 2. S. 62 u. 190 f.; vgl. auch die von Hermann, Gottesd. Alterth. § 1 N. 7 u. in den Noten zu § 8 angeführten Schriften.

²⁾ Grote, Hist. of Greece 1. 486, Welcker a. a. O. S. 65.

sehr Ueberflüssiges zu thun, wenn ich auf die ebenso reiche und ebenso schöne Entwicklung der Sage und der Sagenpoesie, sowie auf die ausserordentliche Verbreitung und Popularität der letzteren, namentlich der homerischen, von der wir uns, trotz Allem, was wir darüber wissen, doch nur schwer eine hinlänglich lebendige Vorstellung machen können, näher als in dieser Andeutung eingehen wollte. Und so eile ich zum Schlusse und versuche es, die hier vorgetragene Ansicht von dem Verhältniss der griechischen Religion in ihrer Ausbildung zur bildenden Kunst in einem Satze zusammenzufassen.

Das glückliche und energische Zusammen-, Miteinander- und Gegeneinanderwirken der zuletzt hervorgehobenen drei Factoren: erstens eines tiefen, frommen und lebendigen Glaubens, welcher die Idee der Gottheit hoch erfasste und die Religion vor der ihr durch den Mythos drohenden Veräusserlichung und Verflachung bewahrte, während er der bildenden Kunst die erhabene Aufgabe stellte, das von ihm erfasste Uebermenschliche und Uebersinnliche in den Formen des Menschlichen und Sinnlichen auszudrücken; zweitens eines höchst reichen Mythos, welcher die Sonderbedeutung der einzelnen Gottheiten festhielt und ausprägte und der bildenden Kunst wie der Poesie eine Fülle interessanter und grossartiger Bilder voll von künstlerisch wie poetisch höchst fruchtbaren und durch den Reiz des Wunderbaren über die Menschengeschichte erhabenen Situationen darbot; endlich einer lebensvollen Sage, welche die rein menschliche Gestaltung der Gottheit immer klarer herausbildete, und doch zugleich in ihrem Menschenthum und ihren Helden und Halbgöttern einen Gradmesser für die Grösse und Schönheit des über dieses Menschenthum erhabenen Götterthums darbot; das Zusammen-, Mit- und Gegeneinanderwirken dieser drei Factoren hat die griechische Religion zur günstigsten Voraussetzung und zur festesten Grundlage der Poesie und der bildenden Kunst gemacht.

Vierte allgemeine Sitzung,

unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, welcher zuerst den Prof. Dr. Julius Braun aus München einlud, den angemeldeten Vortrag zu halten. Derselbe verbreitete sich

Ueber den Zusammenhang aller alten Ideenkreise

also:

Geehrte Herren!

Ich möchte Ihnen die Grund- und Kernfrage aller Alterthumsstudien vorlegen, eine Frage ohne deren richtige Lösung auf bleibende Resultate weder auf nordischem noch indischem, weder auf hellenischem noch semitischem Boden zu rechnen ist. Bei der kurz gemessenen Zeit muss ich sie ohne alle Einleitung aufstellen, die Frage: Ob die menschliche Kultur an zwei verschiedenen Orten, etwa in Aegypten und Innerasien, oder gar an noch mehreren von vorn angefangen — diess ist die gegenwärtig herrschende Anschauung — oder ob das geistige Grundkapital der Menschheit bereits am ältesten Kultursitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldaea, von Chaldaea aber sowohl nach Indien als dem europäischen Norden, zu den Phönikern und Hebräern, wie nach Griechenland und Italien. Diess ist die Anschauung, die ich selber hier vertreten möchte. Ich läugne also die uranfängliche Selbstständigkeit eines

sog. indogermanischen Ideenkreises, und muss demzufolge bereit sein, jede indogermanische Idee oder Ideengruppe, jede irgend wesentliche Sage sofort auf eine semitische und durch diese hindurch auf eine ägyptische Wurzel zurückzuführen.

Um das mit möglichst geringem Zeitverlust thun zu können, müssen Sie mir erlauben, meinen eigenen Plan erst vorzulegen — einen Plan, der allerdings den Anspruch macht, das ganze unermessliche und sonst hoffnungslose Chaos der menschlichen Sagen- und Ideenwelt zu schlichten bis auf den untersten Grund. — Dieser Plan ist äusserst einfach. Er besteht lediglich in der Wahrnehmung, dass die ägyptische Urgeschichte, die Reihe der ägyptischen Götterregenten oder Patriarchen, und zwar grossentheils noch mit denselben Namen, in der Urgeschichte eines jeden Kulturvolks wiederkehrt. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinandergegangen in so viel neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen und Auffassungen hatte. Wir erkennen die Bruchstücke der ägyptischen Patriarchen in den hebräischen der Genesis, den parsischen des Avesta und Schahname, den indischen der Veden und Puranen. Sie begegnen uns wieder bei Sanchuniathon und Hesiod, bei Homer und in der Edda. Es ist die ägyptische Patriarchengeschichte, welche bruchstückweis, oder auch unter verschiedenen Namen an demselben Platz mehrfach übereinandergespiegelt, uns vorliegt in der Urgeschichte von Kreta und Iolkos, Troja, Athen, Eleusis, Thespiä, Theben, Orchomenos, Kalydon, zu Megara und Sikyon, Korinth, Argos, Sparta, Lykosura, in Latium und Rom, bei den Kelten und Germanen. Sie wurde nach Griechenland herübergeschoben und nach dem Naturgesetz der Sage angeknüpft an alle neuen Lokale durch kanaanitische Wanderung, und wurde durch ägyptische Wanderung hinübergetragen nach Chaldäa, dort wo der ganze Boden in hundert und aber hundert Anzeichen auf eine Grundlage ägyptischer Kultur zu schliessen zwingt. Wir finden die ägyptische Göttergeschichte in den Ursagen Babel's und Ninive's, und da von Babylon aus das ganze übrige Asien bestimmt ist, auch in der Urgeschichte von Tyrus und Sidon, wie in jener von Kaschmir und Ajodja wieder. Man wird einsehen, dass, wenn es so ist, wenn wir in der That im Stande sind an allen diesen Plätzen dieselbe Sagenkette, getragen von denselben Figuren, nachzuweisen, dass dann in der That ein Ordnungsprincip gegeben und Aussicht ist, jedes abgefallene Blatt vom gemeinsamen Stammbaum aller menschlichen Ideen wieder an den richtigen Zweig des richtigen Asts zu setzen. Es sind etwa 1400 Götter und Heroen, die zu sortiren und auf dem Weg nüchterner Vergleichung historisch auf wenige Grundformen zurückzuführen waren. Da auf jede dieser Figuren im Durchschnitt 8—10 Merkmale kommen, die erwogen werden mussten (manche haben viele hunderte) — so sind es im Ganzen etwa 12,000 Merkmale, d. h. ebensoviel Fragen, die an das gegenwärtige System zu richten waren und die Jedermann wieder daran richten darf.

Eh' ich Sie auffordern darf, Einsprache zu thun oder Rechenschaft über diese und jene Einzelheit zu verlangen, muss ich nothwendig erst die Grundzüge der ägyptischen Ursache vorführen und die Wanderungsstationen andeuten, die von den Hauptfiguren jener Ursache Osiris und Typhon, Agathodämon und Kronos, eingehalten wurden. Diese vier Figuren sind die vier Hauptäste am Stammbaum der Ideen, und wenn wir sie durch das ganze Chaos wogender Nebel zu verfolgen im Stande sind, dann ordnet alles Weitere sich von selbst. Möchte aber Jeder, der zum Widerspruch bereit ist, sich selber erst prüfen, ob denn seine Ungunst aus etwas Anderem hervorgeht, als aus vermeintlich innerer Nothwendigkeit und speculativem Bedürfniss, und ob er denn auch die nöthige Kenntniss hat, die Alles erschöpfende Detail-

kenntniss von Marokko bis nach Indien und von Island bis Aethiopien — denn wo diese Kenntniss abreisst, ist für Alles, was fehlt, in der That das hergeerbte Vorurtheil der schlechteste Ersatz.

Die Aegypter kannten erstens ein System von kosmischen Begriffen, Götter welche Theile der Welt sind und aus denen die Welt ohne Lücke sich zusammensetzt: Schöpfergeist (Pan, Eros) und Urfeuer (Phtah, Hephästos), Himmel und Erde, oberer Raum und Unterwelt, Sonne und Mond — Alles inmitten einer weltumfangenden Urgottheit. An dieses System von kosmischen Begriffen hat als zweites Element eine Gruppe sagengeschichtlicher Figuren wie ein menschen erfülltes Schiff an den Ballon sich angehängt. Es ist die Familie des Osiris. Was man auch später von kosmischen Begriffen in den Osiris herabzog (nämlich alle Schöpfungskräfte, sowie in seine Gemahlin Isis die ganze weibliche Hälfte der Natur) — so ist seine Familie doch von Ursprung rein menschlich und nichts Anderes als ein vorhistorisches vergöttertes Königshaus. Osiris ward heimtückisch ermordet von seinem Bruder Typhon, und dieser Bruderhass scheint seine Wurzel zu haben in dem angeblichen Versehen des Osiris, der einst seine Schwägerin Nephthys, des Typhon Gemahlin, für seine Gemahlin Isis hielt. Isis bekam noch einen Sohn so spät nach Osiris' Tod, dass Osiris unmöglich mehr der Vater sein konnte. Darum ward sie angeklagt von Typhon, durch ein wohlmeinendes Göttergericht aber freigesprochen. Derselbe Typhon hat seinen Vater Kronos umgebracht und seiner eigenen Mutter Rhea Gewalt angethan. Man wird einsehen, dass hier jeder Versuch, physikalische und philosophische Ideen unterzuschieben, schlecht am Platze wäre; dass wir nichts vor uns haben als eine rein menschliche und sehr menschliche Sagengeschichte. Gleichwohl haben ihre Figuren, diese Gründer des ersten Menschenstaats und Wohlthäter Aegyptens, auf die man frühzeitig auch kosmische Aemter, das Erbe der kosmischen Götter, übergehen liess, einen reichen Kultus an sich gezogen und von ihm umgeben ihre Wege ins Ausland gefunden. Diese Wege sind es, von denen ein vorläufiger Ueberblick noth thut.

Osiris, der ermordete, bereits in Aegypten in wiederkehrender Feier vielbeklagte Gott, dessen Mumiensarg von Aegypten nach der Libanonküste hinüberschwamm und dort in eine Tamariske einwuchs — er heisst in Phönikien zuerst Adonis, 'mein Herr', und ist gleichfalls ein frühverstorbener und vielbeklagter, von dem Eber (Typhon-Ares) ermordeter Gott. Weil der Sarg des Osiris in einen Baum einwuchs und sammt diesem als Säule unter das Dach des Königs von Byblos gestellt, von Isis aber gefunden und aus der Tamariske gelöst wurde, weiss die phönikische Sage auch von Adonis, er sei aus einem Baum, einer Myrrha, einer Myrike (Tamariske) geboren. Er ist der Zeus Demarus des Sanchuniathon, Zeus in der Tamariske, Baal Thamar (König Tamurath der Parsensage); Zeus Endendros (Zeus im Baum) der Rhodier und Dionysos Perikionios, der von der Säule umschlossene Dionysos, in Theben. Er ist jener Thammuz (der 'Begrabene'), den die hebräischen Weiber zu Jerusalem beweinten, wie seine Mitgötter, seines traurigen Endes wegen, nach sabischer Sage zu Babylon. Er ist der syrische Hadad (der 'Vermisste'), in Kleinasien Attes, der verstümmelt wurde wie Osiris, und von seiner Mutter oder Geliebten, Rhea-Astarte oder Isis, gesucht und beweint wird, wie Osiris und Adonis. Ein Rest der Osirissage begegnet uns wieder in allen jenen syrischen und kleinasiatischen Heroen, die einen Klagekultus eigen haben, wie Linos, Mariandynos, Lityerses, Bormos, Marsyas, Memnon. Nichts Anderes ist der sagengeschichtliche Theil des hellenischen Zeus — jenes Zeus, der gestorben und auf Kreta begraben ist —, und denselben ägyptischen Gott, wie die Alten selber nicht anders wissen, wiederholt der hellenische

Dionysos, der wie Osiris zerrissen und wie Osiris Herr in der Unterwelt wurde (Dionysos-Hades, der Todtenrichter und Erlöser), von dem man aber nichts desto weniger auch ein Grab auf der Oberwelt und zwar zu Delphi zeigte. Ein weiteres verblassteres Nachbild des unterweltlichen Dionysos-Osiris ist der gleichfalls zerrissene und in die Unterwelt steigende Orpheus; ein Nachbild des staatgründenden, getreidebaufördernden oberweltlichen Osiris ist der hellenische Erfinder des Pflugs, Rhea-Demeters Liebling, Triptolemos zu Eleusis. In der letzten Verzweigung des Osiris-Astes steht der nordische Balder, gleichfalls ein schöner junger Gott, den der tückische Feurdämon Loki, wie Typhon den Osiris, durch fremde Hand ermorden lässt — Balder, um den die ganze Schöpfung weint, wie um Thammuz und Adonis, und aus dessen Blut eine lichte Blume sprosst, wie aus Adonis' Blut. Im Ganzen kehrt Osiris etwa unter 150 verschiedenen Namen und Formen wieder.

Nicht minder bedeutsam ist Typhon, sein feindlicher Bruder und Mörder, für Aegypten und die übrige Welt geworden. Typhon war der Kriegsgott der Aegypter, der die Könige im Bogenschiessen unterrichtet. Wie dem Osiris die wohlthätige Sonnenwärme, so wurde ihm der Chamsin, der Gluthwind der Wüste, zugeeignet, und als Sturmgott wurde er auch Meeresgott. Derselbe Gluthwind gab aber Anlass, auch den kosmischen Urfeuergott Hephästos selber in ihn herabschmelzen zu lassen und namentlich in dieser Vereinigung ist es, dass wir den vormals sagengeschichtlichen Typhon an allen Enden wieder treffen. Er ist Baal Chamman, der Gott der Gluthitze, Moloch der Kanaaniter; er ist der Ariel, das Feuer Gottes, von Moab, Ares Pyroëis, der Feuerplanet Mars. Er ist der Baal Thuras, der Kriegsgott der Assyrier, Ares Thuros der Griechen, denn Thor, Thore ist ein ägyptischer Name des Feuergottes. Dieser Name kehrt wieder in Tur, dem kriegerischen Stammvater der Turanier; im indischen Turvasa; dem nordischen Kriegsgott Tyr; im italischen Turnus, dem Feind des Aeneas-Adonis; im Tyrrhenus u. s. w. Wiederholungen Typhons sind der babylonische Nimrod und Orion, der phönikische Usoos-Esau, der parsische Huschenk; sämmtlich wie Typhon wilde Jäger und Erfinder des Feuertienstes. Wie Typhon kämpfen der babylonisch-phönikische Perseus (Bore-Seth, Typhons gewöhnlicher Name in Aegypten) und der lykische Bellerophon mit einem Ungeheuer, welches nichts als ein ägyptisches Hieroglyphenbild der von Typhon in Aegypten bekämpften Göttin der Weltordnung (der Leto von Buto) ist. Da Typhon der allverehrte Kriegsgott sowohl der kanaanitischen Herrscher in Aegypten, der sog. Hyksos, als der Pharaonen war, kann es nicht überraschen, wenn er theilweis sich zu heilsamen Thaten ausbildet, und die von ihm bekämpften Götter zu bekämpfenswerthen Ungeheuern werden. So kämpft Typhon unter dem Namen Oedipus zu Theben mit der Sphinx, d. h. mit derselben Straf- und Weltordnungsmacht (nicht zu verwechseln mit 'dem' Sphinx), die als Chimära dem Bellerophon, als Meerungeheuer Keto oder Derketo dem Perseus begegnet. Um anzudeuten, welcher Art die Merkmale sind, die eine Figur zum Typhonserben stempeln, wollen wir einen Augenblick bei diesem Oedipus verweilen, dem Niemand auf den ersten Anblick den ägyptischen Kriegs- und Sturmgott ansehen würde. Aber Oedipus hat seinen Vater umgebracht, wie Typhon: hat mit seiner Mutter sich vermählt wie Typhon. Er ist blind wie eine Menge aus der Typhonwurzel stammender Figuren, als da sind: der blinde Mars der Sabier, Ares Myopios der Griechen, der geblendete Orion, Bellerophon, Anchises, Polyphem, der Dionysosfeind Lykurgos, der blinde Hödur im Norden (Balders eigentlicher Mörder), der einäugige Hagen u. s. w. — so verschieden die Sage auch alle diese Blindheiten zu motiviren sucht. Oedipus heisst wörtlich 'Schwellfuss', eine Erinnerung an die Nilpferdefüsse des Typhon; wird

wie Typhon als Kind von seinem Vater verfolgt; ist Sohn des Laos und Vater eines feindlichen Brüderpaares, denen vollkommen entsprechende Figuren bereits in der phönikischen und hebräischen Auffassung der Typhonssage gegenüber stehen. Wir haben hier nicht den Raum zu einer Ausführung, und es soll nur eine Ahnung gegeben werden, wie mit Hülfe dieser Methode sich aufräumen lässt, und wie auf diesem Weg an psychologischer Möglichkeit und Begreiflichkeit der Sagen mindestens so viel gewonnen wird, als an einem gewissen confusen Ideenreichthum, den man sonst wohl voraussetzt, verloren geht. Da Typhon bereits in Aegypten Meeresgott ist und das Salz der 'Schaum des Typhon' heisst, muss Typhon auch wiederkehren in den phönikisch-griechischen Meeresgöttern Pontos, Glaukos, Poseidon. Poseidon (Pi-Seth, Typhons ägyptischer Name mit Artikel) ist wie Typhon zugleich Erdbebengott, Ross-gott und feindlicher Bruder des Osiris-Zeus. Da dem Typhon in Aegypten das Nilpferd heilig ist, woraus auf griechischem Boden ein Landpferd werden musste, treffen wir das Pferd als heiliges Thier einer ganzen Reihe der aus Typhon losgeschälten Figuren wie Poseidon, Ares (Hippios), Hippolytos, Diomedes, Bellerophon (Hipponoos), Anchises, Erechtheus u. s. w. Auch von Typhon giebt es, bis in die nordischen Götter Loki, Uller, Freyr u. s. w., bis in die indischen Rudra, Schiva Vritra u. s. w. etwa 150 verschiedene Gestalten, welche sämmtlich nicht minder die kosmischen Elemente Typhons (Sturm, Feuer), als den sagengeschichtlichen Anhang (seinen Vater- und Brudermord, seine Himmelsstürmung, sein Verhältniss zu der eigenen Mutter, z. B. in der Gewaltthat des pferdegestaltigen Poseidon an der pferde-, in Aegypten an der nilpferdegestaltigen Rhea-Demeter) wiederholen.

Aber noch über Osiris und Typhon hinaus dürfen wir die rein menschliche Sagen-geschichte verfolgen, und dürfen auch noch die Eltern der Beiden, Kronos und Rhea, in diese Sagengeschichte hereinziehen. Auch Kronos und Rhea, ägyptisch Seb und Netpe, sassen auf dem Reichsthron Aegyptens, sind gestorben und begraben, und sind untrennbar von der an menschlichen Tugenden und Schandthaten reichen Familie der sterblichen Götter Aegyptens. Aber auch mit ihnen ist die letzte Grenze menschlicher Erinnerung noch nicht erreicht, sondern diese wird bezeichnet durch Agathodämon, den Beherrscher des goldenen Alters, Vorgänger des Kronos auf dem Reichsthron Aegyptens und bald als Vater, bald als Bruder des Kronos gedacht. Er wurde durch Kronos vom Thron gestürzt, ins Weite gejagt und entmannt. Die Entmannung ist ägyptische Siegersitte, kommt in der ägyptischen Götter- und Menschen-geschichte noch öfter vor und ist am obersten Nil heute noch üblich. Mit der Frau dieses Agathodämon, mit Rhea-Okeame, stand Kronos vorher schon in verbotenen Umgang, und von Rhea's Kindern wird gewöhnlich Osiris und Isis dem Agathodämon, Typhon dem Kronos zugeschrieben. Allerdings hat man nachmals in jenem Beherrscher des goldenen Alters, das von Kronos, der Paradiesesschlange, zerrissen wird, alle wohlthätigen Schöpfungskräfte verkörpert gedacht, wie in Kronos die zerstörende Urzeit — hat den sterblichen Agathodämon zusammenschwinden lassen mit dem Urgeiste Amun-Kneph, der die Welt in Schlangengestalt umfassen hält und in Bewegung setzt, und darum ägyptisch Em-Pe (Emeph), Beweger des Himmels, heisst. Es ist der griechische, von Kronos entmannte Uranos. Dieselbe weltum-fangende Schlange, dieses Bild der Allgegenwart, ist auch als Strom gedacht, der die Welt kreisrund umfließt und als Nil in sie hereinlenkt, Okkam, Okeanos. Okkam ist der ägyptische Name des Nil und noch Herodot glaubt die Meinung bekämpfen zu müssen, dass der Nil ein Ausfluss des Okeanos sei. Aber nicht nur im Okeanos und Nil (Jupiter Nilus) ist der Urgeist verkörpert, sondern auch in der Sonne, Amun als Sonne, Amun-Re. So kommt es, dass

statt des Agathodämon auch Helios als früherer, dem Kronos feindlicher Gatte der Rhea genannt wird. Diese Entwicklung, die wir hier im Einzelnen nicht mit den Zeugnissen (des Plutarch, Manetho u. s. w.) zu belegen Raum haben, muss man festhalten, um zu begreifen, wie dieselbe Figur zugleich Uranos und Okeanos, Helios und sterblicher Beherrscher des Paradieses sein kann. Mit allen diesen Eigenschaften und Aufgaben begegnet sie uns an bedeutsamster Stelle in allen bedeutsamsten Sagen und Religionen an allen Enden der alten Welt wieder.

Durch Aufnahme jener kosmischen Elemente war Agathodämon allerdings der Sterblichkeit entrückt, und Er, der als Helios in seiner Barke über den himmlischen Ocean fährt, konnte nicht mehr der unterliegende Theil sein. Man nahm an, er habe zur Vertilgung des himmelstürmenden Kronos und seiner Giganten eine ungeheure Fluth, wie er selber als Okeanos es kann, erlassen, und habe auf seiner himmlischen Barke die treugebliebenen Götter und Geister über diese Fluth hinweggerettet. Diese Barke sehen wir abgebildet auf ägyptischen Tempelwänden und sehen den Helios selber auf deren Vorderende stehend wie er mit dem Spiess nach dem, in Menschen- oder Schlangengestalt, unter dem Ocean liegenden Kronos (Apophis, dem Giganten) stösst. Diese Barke mit dem Widderkopf Amuns am Vorderende trug man in symbolischer Nachbildung durch die Amunsstadt Theben. So ist sie dargestellt am Karnaktempel zu Theben, getragen von vier mal zehn Priestern, je zehn in der Breite, also ungeheuer gross, woraus zu schliessen ist, wie gross man ihr himmlisches Urbild dachte. Ungeheuere Grösse schreibt die babylonische Sage auch der Barke des Xisuthrus zu, worin dieser gleichfalls einen Rest des vorfluthlichen Alters über die Fluth hinwegrettete. Nach der Fluth wurde Xisuthrus in den Himmel erhoben. Da dieser Xisuthrus-Deukalion zugleich der fluthergiessende Wassermann im babylonischen Thierkreis ist, so werden wir nicht zweifeln dürfen, dass er selber die Fluth ergossen hat, und da nach einer Fülle von asiatischen Sagen (bei Eusebius u. s. w.) die Giganten in der Fluth umkamen, werden wir nicht zweifeln dürfen, dass die Fluth zur Vertilgung der Giganten ergossen wurde. Des Xisuthrus Nachbild ist der biblische Noah, der gleichfalls nur Götter in seiner Barke hat (Sem, Cham und Japhet) und selber wie Agathodämon-Uranos verstümmelt wird (1 Mos. 9, 22: nach altrabbinischer und allein richtiger Interpunktion, 'Wajiggad' statt 'Wajagged') und seinem Verstümmelter flucht: ferner Deukalion, dieser Schöpfer der Menschheit, die also erst nach ihm in die Welt kommt; und der indische Manu, in dessen Barke gleichfalls nur Götter, die sieben Rischis, fahren, und der gleichfalls nach der Fluth Vater der Menschheit wird. Jener ägyptische Agathodämon ist als Helios nicht nur Urquell des physischen, sondern auch des geistigen Lichtes. Er hat vor der Fluth die Offenbarungstafeln beschrieben, welche nach der Fluth sein Sohn, der zweimal grosse Hermes, den Menschen in menschliche Sprache und Schrift übersetzt hat. Dies sind die Offenbarungstafeln, welche vor der Fluth jener babylonische Xisuthrus zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes am Euphrat, vergrub, damit sie nach der Fluth der Menschheit verbleiben sollten; die Offenbarungstafeln des Noah, von denen wenigstens die ausserbiblische Ueberlieferung weiss; die Offenbarungsweisheit, welche dem indischen Manu jener göttliche, vor seine Barke gespannte Fisch (Wischnu, eine andere Form des Agathodämon selbst) mittheilt; die goldenen Tafeln, welche die nordischen Asen nach der Fluth auf der erneuten Erde im Grase wiederfinden. Aber nicht nur die Ideenmerkmale, von denen wir nur das Nothdürftigste berühren, bleiben dieselben durch die ganze Welt, sondern auch der ägyptische Name Agathodämons ist allenthalben mitgegangen. Er lautet Okkam, Ogenos, und

erscheint wieder im phönikischen Agenor; im griechischen Aegeus (von dem das ägeische Meer den Namen hat); im Meeresriesen Aegäon; im nordischen Oegir; im babylonischen Offenbarungsgott Oannes (Ogannes, fischgestaltig wie Wischnu und Agathodämon); im indischen Weisheitsgott Ganesa, der über jedem Eingang wacht, wie der ägyptische Helios, und mit dessen Anrufung jedes Geschäft begonnen wird. Diesen Ganesa haben wir auch dem Wortlaut nach wieder im römischen Genius, dem Gott Genius, welcher schlangengestaltig ist wie der ägyptische Urgeist Ogenos, und in dem römischen Janus oder Eanus (Eganus), dem Beherrscher des goldenen Alters, der mit seinen zwei Gesichtern, seinen Symbolen (Barke und Fisch, Schlüssel und Stab), seinen Aufgaben wie Thürüberwachung u. s. w., dem ägyptischen Sonnengott so vollkommen treu entspricht. Noch einmal derselbe Wortstamm findet sich in Ganymed, der nachmals herabgesunken ist zum Mundschenken der Götter, ursprünglich aber Wassermann im Thierkreis, also Eins mit Deukalion, und nach Pindar Vorstand der Nilquellen ist. Ganymed ist Bruder des Ilos, d. h. des Kronos, wie Agathodämon; wird lebendig in den Himmel erhoben, wie Xisuthrus, Henoch und andere aus Agathodämon gewordene Figuren, und zwar vom Adler (Achem, Okkam), der Hieroglyphe des Nilstroms.

Wir haben leider den Raum nicht, auch nur anzudeuten, wie dieser Agathodämon enthalten ist in allen grossen guten Göttern, die an der Spitze eines Götterhimmels stehen (Zeus, Odin, Ormuzd, Wischnu), sowohl mit seinen kosmischen Aufgaben als seinen sagengeschichtlichen Erinnerungen, oder wie zahlreich die Niederschläge derselben Figur in der ausser-ägyptischen Sagengeschichte sind. Agathodämons Offenbarungsweisheit und Schrifterfindung, seine ganze oder theilweise Schlangengestalt kehrt wieder in dem phönikischen Uranos und Surmubelos, in Ophion, Cadmus, Cekrops u. s. w. Sein ägyptischer Name Emeph und ein Rest der Uranossage ist übrig bei Amphion, Amphiaras, Amphiktyon, Amphitryon. Das Irren des aus seinem Reich, dem goldenen Alter, verstossenen Agathodämon begegnet uns im Irren des aus dem Paradies verstossenen Adam (der Rabbinensage); des Dschemschid (im Avesta Jima, Jchima, griechisch Achämenes, also abermals Agathodämons ägyptischer Name Okkam oder Achem); im Sturz des in eine Schlange verwandelten Götterkönigs Nahuscha in Indien; im Irren des Ogyges, der sowohl Theben in Böotien (wie die mit ihm identischen Amphion und Cadmus), als die Amunstadt Theben in Aegypten gebaut; im Sturz des Epimetheus, im Irren des Odysseus-Hermes u. s. w. Wir haben den Agathodämon im Ganzen etwa 250 mal.

Gleichwohl hat sein Ueberwinder Kronos, er, der den ersten Riss ins goldene Alter brachte, wo möglich eine noch grössere und nachhaltigere Bedeutung erlangt. Das verdankt dieser von Haus aus übelthätige Gott, in den man beim allgemeinen Herabrücken der kosmischen Begriffe den zerstörenden Gott der Urzeit herabzog, der grossartigen Verklärung, die er zu Babylon erlebt hat. Man liess den Zeitgott, den halb kosmischen, halb sagengeschichtlichen Bel von Babel, daselbst eintreten an die Stelle des innenweltlichen Schöpfergeistes, des ägyptischen Pan (Harseph, Monthu u. s. w.), und hat ihn mit all dessen Aufgaben betraut. Jener innenweltliche Schöpfergeist (bei den Griechen Phanes und Eros, bei den Phönikern Pothos, in Babylon Apason, in Indien Kama, bei den Parsen Bahman, im Norden Wili, Hönir, Eigill u. s. w.) — jener Liebesgott, der im Eingang der Dinge war, jener Mittler zwischen dem Urgeist, dessen innenweltliche Entwicklung er ist, und der Welt — räumt also seine Stelle, und mit ihr seine welt- und menschenschöpferische Aufgabe dem Lokalgott der Babylonier zu Babylon und in einer grossen Zahl der von Babylon abhängigen Systeme. Nun wird Belitan, der Zeitgott, 'zum intelligibeln Verstand', Moymis (im Norden Mimir) oder Memra,

das Wort, der Logos, und Mittler zwischen Gott und der Welt, Aeon Protogonos, Metis (als männlicher Gott) und Prometheus (gleichfalls nur ein Kronosname). Als Vater der Menschheit (wir können hier den ganzen Process nicht erschöpfen, durch den er dazu geworden ist) steht er nun mit Recht an der Spitze fast aller Völker. Aegyptisch hiess er Seb oder Keb, wörtlich 'die Zeit'. Das ist Kepheus, der Stammvater der Kephener (der Babylonier und Perser), Vater der Isis-Andromeda, und derselbe Namen kehrt wieder im trojanischen Kapys, im griechischen Kephalos und Kapaneus, im parsischen Kawus, im indischen Kawi — Alles nur Träger von Resten einer und derselben Kronossage. Ein anderer Kronosnamen ist Chaldaios, Stammvater der Chaldäer, von Cheled, Zeit, und Elam, Stammvater der Elamiten (der phönikische Gott Ulomos), wörtlich 'Zeit' und Ewigkeit. Auch der Gott der Araber zu Mekka, Aud, heisst wörtlich 'Zeit' (auch Obodas, Vater der Zeit). Die Kaaba zu Mekka war ein Kronostempel und der schwarze Stein ist die Farbe des Kronos. Assur, der Gott von Ninive, von den Griechen Ninus genannt, und vermählt mit Semiramis (d. h. Aphrodite Urania) — Semiramis, welche auch des Kronos Gemahlin heisst — ist abermals Kronos. Dasselbe ist Aram, der Stammvater der Syrer, Aram, wörtlich der 'Hohe'. Dasselbe ist Hellen, Stammvater der Hellenen, Hellen der Gigant, der nach Suidas den babylonischen Thurm gebaut, wie Bel-Kronos zur Erstürmung des Himmels. Dieser Name Hellen lautet semitisch 'Eljon', der Höchste, und ist einer der gewöhnlichsten Kronosnamen. Dasselbe ist Ion, Stammvater der Ionier (Iaones), chaldäisch Iao. Aber auch Rom, dieser Name, der millionenmal genannt und niemals noch verstanden wurde, erklärt sich nur aus den Lokalkulten Syriens und Phönikiens. Rom ist Saturnsgründung, wie jede bedeutende Stadt, und ihre älteste Anlage auf dem kapitolinischen Hügel hiess Saturnia. Rom ist aber ein Name Saturns, desselben Saturn, der seinen Namen Ilos der Stadt Troja, seinen Namen Ninus der Stadt Ninive, seinen Namen Sem (der Hohe, Herkules Semo in Rom) der Stadt Damaskus (Scham), seinen Namen Iton (Belitan) verschiedenen Plätzen des Namens Itone gegeben. Samem-Rum, der Himmels-Höchste, hiess Kronos zu Tyrus (die weibliche Form dazu ist Semiramis). Baal-Ram, Herr der Höhe, und Ab-Ram, Vater der Höhe, d. h. der Höchste, hiess er in Syrien; Abu-Rom zu Haran. Wir haben angedeutet, wie ein Niederschlag der Agathodämonsage in der Sage vom irrenden Odysseus enthalten sei. Darnach dürfen wir anfragen, ob nicht Odysseus auch einen Sohn habe, von dem er umgebracht wurde, wie Agathodämon von seinem Sohn Kronos. So ist es in der That, und jener Odysseussohn hiess Romus. Ich sollte meinen, es dürfte die Verächter des semitischen Alterthums denn doch nachdenklich machen, dass sie nicht einmal im Stande sind, aus indogermanischem Lexikon auch nur die Namen Rom und Hellas zu erklären.

Ich darf nicht weitergehen. Die Zeit reicht nicht, auch nur ein fleischloses Geripp aufzustellen. Auf die Hoffnung Rechenschaft geben zu dürfen über diese oder jene Einzelheit, und Antwort zu stehen auf jede Frage aus dem Gebiet der alten Ideengeschichte, muss, wie ich sehe, verzichtet werden. Lassen Sie mich nur noch andeuten, dass ein solcher Plan denn doch die einzige Möglichkeit ist, alle jetzt so weit auseinandergehenden Bestrebungen von Philologen, Orientalisten und Germanisten unter ein einziges Ziel zu vereinigen. Ein letztes Ziel können doch die Sprachen nicht sein, denn sie sind es, durch die man zu den Quellen steigt. Es ist auch keine antiquarische Privatlaune, die uns treibt, zu wissen, wie die alten Griechen oder Römer dies oder jenes gemacht. Nicht einmal ein ästhetisches Bedürfniss ist mehr vorwiegend, wie vormals, da man bei den Alten einkehren musste, um selber

wieder zu einer Literatur und bildenden Kunst zu kommen. Das haben wir ja jetzt und verdanken es bereits den Alten. Damals kannte man nur Griechenland und Rom. Jetzt tauchen die begrabenen Völker an allen Enden wieder auf und bringen die Beweise ihres Antheils an der Weltgeschichte und Weltculturgeschichte bei. Jetzt gilt es offenbar ein höheres, ein historisches Ziel, eine Geistesgeschichte der ganzen Menschheit, eine Naturgeschichte des Menschengesistes, auf dass wir inne werden, wie wir selber zu der gegenwärtigen Habe gekommen sind und unseren eigenen Vorstellungskreis erst verstehen lernen. Ich sollte meinen, das wäre die würdigste Aufgabe, in der alle jene Einzelstudien sich verwerthen liessen, und dies ist's, was ich Ihrem Nachdenken anheimgeben möchte.

Nach Prof. Dr. Braun erhielt jetzt zuerst Gymnasiallehrer W. Biehl aus Salzburg das Wort:

Ueber die Aristotelische Definition der Seele.

Aristoteles selbst, sagt der Redner, legt ausdrücklich der Erkenntniss der Seele und dessen, was ihr als solcher zukommt, eine sehr hohe Bedeutung bei (402^a1 sqq.). Schon daraus erhellt, dass eine richtige Auffassung des Aristotelischen Begriffes der Seele für das wahre Verständniss der leitenden Grundgedanken des ganzen Aristotelischen Systems von der höchsten Wichtigkeit sein muss. Und das ist hauptsächlich der Grund, warum ich mir gerade diesen Gegenstand zur Erörterung gewählt habe. Doch da ich nur von der Seele sprechen werde, inwiefern sie in der bekannten Definition des Aristoteles enthalten ist, so muss ich, um von vorneherein etwaigen Missverständnissen meiner folgenden Auseinandersetzung vorzubeugen, auf diese Beschränkung meiner Aufgabe aufmerksam machen. Aristoteles definirt nämlich die Seele mit den Worten: *Ψυχή ἐστὶ ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζῶν ἔχοντος* (412^a27, ^b5) die Seele ist die erste Entelechie eines physischen Körpers, der dem Vermögen nach Leben hat. Wie schon aus den Worten dieser Definition hervorgeht, betrifft dieselbe nur die Seele, inwiefern sie in nothwendiger Beziehung zum Körper steht, also die ernährende, Ortsbewegende und empfindende oder wahrnehmende Seele; inwiefern sie aber *νοῦς* im eigentlichen Sinne, nämlich *θεωρητικὸς* oder *ποιητικὸς νοῦς* ist, steht sie nach Aristoteles in keiner nothwendigen Beziehung zum Körper mehr und fällt also ausserhalb der vorliegenden Definition.¹⁾ Nur von der ersteren wird also auch im Folgenden die Rede sein.

Aristoteles bemerkt öfter,²⁾ dass die alten Naturphilosophen die Bildung der natürlichen Wesen ausschliesslich auf die nothwendigen, d. h. materiellen Ursachen oder die Elemente zurückgeführt hätten, und wenn sie auch von einer andern Ursache gesprochen, so hätten sie dieselbe doch nicht weiter verwendet, bei welchen Worten man unwillkürlich an die gleiche Klage Platons im Phädo (cap. 46 u. 47) erinnert wird. So hatte z. B. Empedokles, der dem Aristoteles als Hauptvertreter dieser Richtung gilt, die Entstehung der Bauchhöhle und der Gedärme dadurch erklärt, dass in dem Körper hin- und herströmendes Wasser denselben aushöhle,³⁾ die Entstehung der Nasenlöcher, indem sich die Luft durch den Körper eine Oeffnung bilde,⁴⁾ die Bildung des Rückgrats, indem der Knochen durch Beugung gebrochen werde,⁵⁾ und die Ent-

¹⁾ 413^a7; 641^a28 sqq. 403^a4, 1026^a5. ²⁾ 198^b12 sqq. 194^a19 sqq. 639^b22. ³⁾ 640^b30.

⁴⁾ 640^b15. ⁵⁾ 640^a21.

stehung eines vollständigen organischen Gebildes, indem, wenn von den so entstandenen einzelnen Gliedern die zu einander passenden zufällig zusammenkommen, z. B. ein menschlicher Kopf und der zu ihm passende Leib, das Wesen alsdann erhalten werde und fortbestehe, im entgegengesetzten Falle zu Grunde gehe.¹⁾

Aber nicht blos die Entstehung der organischen Wesen, sondern auch deren Erhaltung und Ernährung hatte er aus den elementaren Kräften der Materie erklärt, die Pflanze z. B. werde unten durch die Erde, oben durch das Feuer ernährt, da dieses die nothwendigen Richtungen beider Elemente seien.²⁾ Ja selbst die Wahrnehmung, die αἰσθησις, führte er, wie die übrigen Naturphilosophen, die ausser der Materie keine andere Ursache kannten, nach dem Grundsatz, dass Gleiches durch Gleiches erkannt werde, auf die Elemente zurück.³⁾

Der Wahrheit näher steht nach der Ansicht des Aristoteles Demokrit,⁴⁾ indem er als das Wesen der Dinge die äussere Gestalt betrachtete.⁵⁾ Derselbe hatte nämlich eine unendliche Verschiedenheit der Gestalten seiner numerisch unendlichen Atome angenommen und aus dieser Verschiedenheit der Gestalten, sowie aus der Verschiedenheit der Zusammenfügung und Verflechtung, zu welcher er sogar, wie ein Scholiast berichtet,⁶⁾ den einzelnen Atomen Haken verliehen haben soll, die Bildung der Wesen erklärt.⁷⁾ Desgleichen führte auch er die Ernährung⁸⁾ und das Leben⁹⁾ auf seine Atome zurück. Zu seiner Widerlegung genügte dem Aristoteles die eine Thatsache, dass der Leichnam zwar noch eine Zeit lang die äussere Gestalt beibehalte, aber kein Leben mehr habe.¹¹⁾

Solche Ansichten nun konnten weder dem Plato noch dem Aristoteles genügen. Wohl hätte sich Aristoteles mit solchen Erklärungen begnügt, wenn die Natur nur unorganische Körper, zu welchen er gewissermassen auch noch die gleichtheiligen rechnet, welche dem eigentlichen organischen Körper unmittelbar als Substrat dienen, wie Fleisch, Blut, Knochen,¹²⁾ also wenn die Natur nur solche, aber keine organischen Körper aufwiese. Allein letztere vermochte er unmöglich aus den elementaren Kräften der Materie zu erklären. Denn diese wirken mit einer bestimmten, nothwendigen Richtung,¹³⁾ blind, ohne ein bestimmtes in ihnen selbst liegendes Maass, so dass sie unmöglich ein solches Gebilde hervorbringen, in welchem jeder Theil seine bestimmte Form und Function und alle zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen, ein Glied dem andern und alle einem Ganzen und einer Gesamthätigkeit dienen.¹⁴⁾ Und gesetzt, dass die Kräfte der Materie ein solches Product zu Stande brächten, so könnte dieses nur durch Zufall geschehen; allein die natürlichen Wesen werden entweder immer oder doch meistentheils so, wie sie werden.¹⁵⁾ Das 'immer' oder 'meistentheils' sind aber Bestimmungen, die einem zufälligen Werden nicht zukommen. Wenn also die organischen Gebilde aus den materiellen Kräften nur durch ein zufälliges Werden erklärt werden können, dieses aber unmöglich ist, so bleibt nach der Ansicht des Aristoteles¹⁶⁾ nichts übrig zu ihrer Erklärung, als ein Wesswegen, ein Ziel anzunehmen, dem das Werden zustrebt. Dieses folgt ihm auch daraus, dass wir überall ein Wesswegen annehmen, wo eine continuirliche Bewegung, wenn sie nicht gehindert wird, ein bestimmtes Ziel verfolge.¹⁷⁾ Es ist ein bekannter Satz des Aristoteles, dass die Kunst μίμησις sei, und inwieferne sie nun

1) 196^a20, 333^b11 sqq. 334^a27. 2) 415^b29. 3) 334^a10; 404^b8 sqq. 4) 985^b14; 1042^b11.
5) 640^b28. 6) Schol. zu Arist. ed. Brandis. 488^a26. 7) 303^a4 sqq. 325^a1. 8) 652^b8. 9) 405^a8.
404^a1 sqq., 472^a4. 11) 640^b34. 12) 390^b2, 321^b30; cf. 734^b34, 743^a21. 13) 1034^a15.
14) 645^b17; 641^b18 sqq. 15) 333^b5. 16) 198^b34 sqq. 640^a3. 17) 199^a8^b15, 194^a29; 641^b24.

die Natur nachahme, glaubt er sich berechtigt von der Art und Weise der künstlerischen Thätigkeit auf das Wirken der Natur zurückzuschliessen.¹⁾ Das ganze Wirken der Kunst aber geschieht eines bestimmten Zweckes wegen, also auch das der Natur. Wohl vermag Wärme und Kälte durch ihre zusammenziehende und verdichtende Kraft Eisen und Silber hervorzu- bringen, nicht mehr aber eine Säge oder Schaale,²⁾ sondern dazu bedarf es eines bestimmten Zweckes, welcher als Gedanke oder Bild der Seele des Künstlers vorschwebt, und ihn sowohl bei der Wahl der Materie, denn nicht jede Materie ist zu einer Säge u. s. w. passend, wie der Werkzeuge leitet, und ihn nöthigt, nicht jede beliebige Bewegung den Werkzeugen mit- zutheilen, sondern nur bestimmte, damit der Stoff diese bestimmte Gestalt erhalte, um seinem Zwecke zu entsprechen.³⁾ Aehnlich ist der Vorgang bei dem natürlichen Werden. Die er- zeugende Seele des männlichen Individuums, die dem Künstler analog ist, theilt dem σπέρμα, als einem verwendbaren Ueberschuss der letzten Nahrung, nämlich des Blutes, dieselbe Be- wegung mit, welche das Blut hat zur Erhaltung der einzelnen Körpertheile. Mit dieser be- stimmten, dem σπέρμα als Werkzeug mitgetheilten Bewegung bewegt nun derselbe den rein- sten Theil der καταμήνια (739^a 7) und bildet aus ihm als dem Stoffe das bestimmte lebendige Wesen.⁴⁾ Also ist auch hier die Zweckursache das erste, durch welche erst diese oder jene Bewegung des σπέρμα veranlasst wird. Auch in der Natur ist daher eine Zweckursache an- zuerkennen, ja noch in höherem Grade, als in der Kunst.⁵⁾ Die Entstehung der Naturobjecte aus Wärme und Feuer zu behaupten, sei, wie er sich ausdrückt, λίαν ὁργανικῶς (336^a 2), ὁργανικῶς nämlich, indem diese Erklärung gleichkomme derjenigen, welche die Bildung eines Kunstwerkes aus den blossen Werkzeugen, ohne den Werkmeister annehme, und λίαν ὁργανικῶς, indem das Feuer nicht analog dem Werkzeug wirke, sondern noch unter dem- selben stehe.⁶⁾ Wenn nun aber Jemand den Zweck in der Natur desshalb leugnen wollte, weil die Natur unbewusst und ohne Ueberlegung schaffe, so schaffe ja auch die Kunst ohne sich zu berathen (199^b 28), wobei, wie Zeller (325) richtig bemerkt, Aristoteles nur eine solche künstlerische Thätigkeit verstanden haben kann, die dem Künstler zur zweiten Natur geworden sei. (Die Naturorganismen unterscheiden sich von den Kunstproducten hauptsächlich dadurch, dass bei ersteren die Zweckursache zugleich das active Princip der Bewegung in denselben ist, daher sie sich selbst bewegen, während sie in der Kunst nur das Princip der Bewegung in einem andern ist.)⁷⁾

Dieser Zweck nun ist dem Aristoteles, wie aus dem vorhergehenden erhellt, nichts an- deres als der stofflose Begriff, die wesentliche Form, die in dem Stoffe, als ihrem noth- wendigen Substrate Existenz erhält. Als essentielle Form ist sie die eigentliche Ursache der natürlichen Organismen, dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, ihr eigentlicher Seinsgrund, ja das eigentliche, bleibende Sein selbst, die οὐσία,⁸⁾ und in der Verschiedenheit dieses Seinsgrundes liegt die Ursache der Verschiedenheit der concreten Wesen. Die Materie ist nur die nothwendige Ursache, die conditio sine qua non, sie ist der Stoff, in welchem sich der Zweckbegriff verwirklicht,⁹⁾ und zwar ist bei der Naturproduction die Beziehung der Form zum Stoffe so wesentlich, dass sich dieselbe nicht in jedem beliebigen Stoffe, sondern nur in einem bestimmten, gerade für sie passenden verwirklichen könne.¹⁰⁾ Und in der

¹⁾ 199^a 15, 194^a 21, 639^b 15; 335^b 31. ²⁾ 390^b 11, 734^b 35. ³⁾ 740^b 26, 730^b 19 sqq. 735^a 1, 640^a 11. ⁴⁾ 740^b 29, 737^a 18, 730^a 19. ⁵⁾ 645^a 23, 641^b 12; 199^a 7. ⁶⁾ 652^b 13, 641^a 9. ⁷⁾ 1025^b 20, 1015^a 15. ⁸⁾ 200^a 14, 639^b 14 sqq. ⁹⁾ 639^b 26, 640^a 3, 642^a 2, 200^a.
¹⁰⁾ 1025^b 34; 194^a 12^b 9; 734^a 24.

Anwendung dieses Zweckbegriffes, als der eigentlichen Seinsursache der Naturproducte, geht Aristoteles so weit, dass er ihn, wenn auch hauptsächlich, doch nicht allein als Seinsgrund der lebenden Wesen, sondern selbst der unorganischen Natur und der Elemente,¹⁾ wenn auch nur in undeutlichen Spuren ausgedrückt, anerkennt. Daher schreibt er sogar den Elementen gewissermassen eine Seele zu²⁾ — es ist nämlich die Seele, wie wir bald sehen werden, nichts anderes als dieser Zweckbegriff, diese wesentliche Form selbst.

Man sieht aus all diesem, dass Aristoteles im Grundprincip mit Plato einverstanden ist, der Hauptunterschied ist nur der, dass Plato diesen Zweckbegriffen, seinen Ideen, eine von aller Materie getrennte, für sich bestehende Existenz verleiht, während Aristoteles ihr Dasein nur in den concreten Einzeldingen anerkennt; immerhin freilich ein Unterschied gross genug, um die vielfachen und scharfen Angriffe des Aristoteles gegen die Ideenlehre zu begreifen. Diese Verwandtschaft der aristotelischen und platonischen Ansicht wird noch grösser, wenn man erwägt, dass Aristoteles von Plato zu wiederholten Malen behauptet,³⁾ dass er nur Ideen von den Producten der Natur angenommen habe, und andererseits Aristoteles selbst nur die individuellen Naturdinge als wahre Substanzen anerkennt⁴⁾ und daher strenge genommen auch nur bei ihnen von einem Zweckbegriffe in dem bis jetzt angegebenen Sinne sprechen kann. Dieser reine, bei den concreten Dingen nur durch das Denken von dem Stoffe trennbare Begriff nun ist dem Aristoteles *causa finalis*, *essentialis* und *causa movens* der Naturorganismen, Denn bekanntlich werden diese drei Ursachen von Aristoteles auf eine zurückgeführt⁵⁾: als *causa motrix* ist er ihm die eigentliche *φύσις* und die Materie ist nur *φύσις* in Beziehung auf ihn, insofern sie durch die Form bestimmt wird. (641^a 30, 641^b 26, 642^a 17, 200^a 23, 193^b 6 sqq.) Und wenn man dieses festhält, so ist, glaube ich, der Begriff *φύσις* nicht so unbestimmt, wie es scheint; denn *φύσις* ist entweder die im Einzelnen wirkende Form, oder es ist eine Collectivbezeichnung für die Gesamtheit der in der Materie wirkenden Zweckbegriffe. Und endlich ist dieser Zweckbegriff, und darauf kommt es uns hier hauptsächlich an, die Seele selbst.⁶⁾ Dass letztere Behauptung richtig sei, geht sowohl aus der Form und den Worten der Definition selbst hervor — doch davon gleich nachher, — als auch aus der Art und Weise, wie Aristoteles seinen Begriff der Seele gewinnt. Sein Gedankengang dabei ist etwa folgender:

Unter Seele, von welcher nur bei sich selbst bewegenden oder lebenden Wesen die Rede ist, versteht man allgemein den Grund, die Ursache des Lebens. Worin besteht nun die Ursache der Lebenserscheinungen? Wie es nur zwei Seinsgründe des sinnlich wahrnehmbaren Seins giebt,⁷⁾ nämlich die Materie und die begriffliche Form, so auch der Lebenserscheinungen und des lebendigen Wesens selbst. Der Körper nun, sowohl seinen materiellen Bestandtheilen wie seiner äusseren Gestalt nach, kann nicht der Grund des Lebens sein, denn das beweist der Leichnam, der, obgleich die Materie und die äussere Gestalt noch dieselben sind, doch kein Leben mehr zeigt,⁸⁾ es muss also die begriffliche Form der Grund des Lebens und die Seele sein;⁹⁾

oder wie er anderwärts sagt, die einzelnen Körpertheile dienen einer bestimmten Verrichtung, so wie der ganze Körper einer Gesamthätigkeit,¹⁰⁾ und nur wenn sie diesen Zweck

¹⁾ 390^a 3 sqq.

²⁾ 742^a 21; 778^a 2.

³⁾ 1070^a 18, 991^b 6.

⁴⁾ 1041^b 29, 1043^a 4^b 21, 192^b 34.

⁵⁾ 1044^b 1, 715^a 8, 198^a 25.

⁶⁾ 645^b 19, 641^a 17.

⁷⁾ 642^a 2, 191^a 14.

⁸⁾ 640^b 34, 641^a 18.

⁹⁾ 738^b 27.

¹⁰⁾ 645^b sqq. 642^a 12.



ausführen können, sind sie, wie jedes andere Werkzeug das, was sie sind, im entgegengesetzten Falle nur gleichnamig, die Hand z. B. ähnlich einer hölzernen Hand;¹⁾ diesen ihren Zweck können sie aber nicht ausführen, ohne dass sie Empfindung haben,²⁾ diese Empfindung aber haben sie weder aus ihrer Materie noch aus ihrer äussern Gestalt; der eigentliche Seins- und Lebensgrund, d. h. dasjenige, was sie zu dem macht, was sie sind, kann also nicht in dem Körper als solchem liegen, sondern er muss, da der Körper auf Seiten der materiellen Ursache steht, — was daraus hervorgeht, dass der Leichnam wieder in die ursprünglichen Elemente zerfällt, — in der andern Seinsursache, der begrifflichen Form liegen, die Seele als Lebensgrund kann ihm daher nur die begriffliche Form sein.

In dem Bisherigen nun glaube ich dargelegt zu haben, welche Vorstellung Aristoteles mit dem Worte *ψυχή* verband. Es erübrigt also nur noch, kurz Einiges über die Form und die einzelnen Ausdrücke seiner oben bereits angeführten Definition anzugeben.

Was den Ausdruck *ἐντελέχεια* anlangt, so giebt, von einem etwaigen Unterschiede zwischen *ἐντελέχεια* und *ἐνέργεια* ganz abgesehen, Aristoteles, so viel ich weiss, nirgends eine eigentliche Definition desselben, selbst an dem Orte nicht, wo er eigens weitläufiger diesen Begriff behandelt, nämlich im Buche Θ der Metaphysik. Denn dort bestimmt er sie blos negativ als Nicht-*δύναμις*³⁾ und fügt ausdrücklich die Bemerkung bei, dass man nicht von allem und jedem eine Definition suchen dürfe, sondern dass man mit einem Ueberblick der analogen Fälle zufrieden sein müsse. Diese Fälle nun theilt er in zwei Classen, die einen verhalten sich, wie Bewegung zum Vermögen z. B. das Hausbauen oder die *οἰκοδόμησις* zu dem *οἰκοδομικός*. Allein die *ἐνέργεια* als *κίνησις* wird wieder beschränkt,⁴⁾ indem die *κίνησις* entweder ihren Zweck ausserhalb habe, wie das Hausbauen das Haus, oder in sich, also Selbstzweck sei, wohin er das Sehen, Denken, Leben u. s. w. rechnet.⁵⁾ Ersteres ist *κίνησις* im engern und eigentlichen Sinne und als solches *ἐνέργεια ἀτελής*, letztere eigentliche *ἐνέργεια*.⁶⁾ Die andere Classe der *ἐνέργεια* solle sich verhalten, wie Wesenheit zu einer gewissen *ὕλη*,⁷⁾ oder wie wohl aus den angeführten Beispielen hervorgeht, wie das con- cret Seiende zur Möglichkeit, wie z. B. das wirkliche Haus zur Materie des Hauses, wie der wirkliche Mensch zu den *καταμήνια*. Diese verschiedenen *ἐνέργειαι* haben kein gemeinsames *γένος*, sondern ihr Band ist nur die Analogie. Unter welche nun von diesen beiden Classen der *ἐνέργειαι* wird die Seele gehören?

Sie kann nach dem Bisherigen nur die reine, vollendete, ihren Zweck in sich habende Kraftthätigkeit sein.

Was den Ausdruck *πρώτη ἐντελέχεια* betrifft, so kann über dessen Bedeutung im ganzen Zusammenhange der Stelle kein Zweifel sein. Die Entelechie nämlich, heisst es daselbst,⁸⁾ sei zweifach, und zur Erklärung dieser zweifachen Entelechie wird als Beispiel genommen das bestimmte aber ruhende Wissen, der Besitz des Wissens, *ἐπιστήμη*, und anderseits das thätige, betrachtende Wissen, *θεωρεῖν*. Die Seele nun, da sie sowohl im Schlafe, also der Ruhe, wie im Wachen vorhanden ist, das Wachen aber dem *θεωρεῖν*, der Schlaf dem blossen Besitz des Wissens analog ist, ist als Entelechie gleich der *ἐπιστήμη*, und da nun die *ἐπιστήμη* als *ἔξις* der wirklichen Bethätigung des Wissens vorausgehen muss, so auch die Seele, als Grund des Lebens, den wirklichen Lebenserscheinungen, und aus diesem

¹⁾ 641^a 3; 195^a 3. ²⁾ 1035^b 17, 741^a 10. ³⁾ 1048^a 30. ⁴⁾ 1048^b 18 sqq. ⁵⁾ cf. 1050^a 24 sqq.
⁶⁾ 1048^b 34, 1050^a 27, 201^a 10, 1048^b 21, ^b 29. ⁷⁾ 1048^b 9. ⁸⁾ 412^a 10, ^a 22.



Grunde wird sie die erste Entelechie genannt. Aus dieser Unterscheidung der ersten und zweiten Entelechie ist auch zu erklären, warum die Seele *ἐντελέχεια* und bald darauf wieder *δύναμις* genannt wird. Denn die Begriffe *ἐντελέχεια* und *δύναμις* sind mit Ausnahme ihrer äussersten Grenzpunkte, nämlich der reinen Form und des blossen Stoffes, relativer Natur, und ein und dasselbe kann in Bezug auf ein unter ihm Stehendes *ἐνέργεια* und in Bezug auf ein über ihm Stehendes *δύναμις* sein.¹⁾ Dieses wird so recht klar, wenn man erwägt, dass die *ἐπιστήμη* als ruhende *ἔξις*, die an unserer Stelle auf Seite der Entelechie gestellt wurde, einige Capitel später (417^a 23 sqq. und noch an einer andern Stelle)²⁾ im Unterschiede zu dem *θεωρεῖν* ausdrücklich als *δύναμις* bezeichnet wird. Ebenso konnte auch die Seele im Unterschiede zu ihrem Körper Entelechie, im Unterschiede aber zu ihrer wirklichen Bethätigung *δύναμις* genannt werden.

Die *ἐντελέχεια* nun in dem angegebenen Sinne, als welche die Seele bestimmt wird, ist das genus der Definition. Allein Aristoteles spricht auch, wie oben bereits angedeutet, von einer *ἐνέργεια* als der reinen, stofflosen Form, z. B. die Gottheit, ferner als der wesentlichen Form bei Gegenständen der Kunst, und ferner bei dem Sein aller Kategorien.³⁾ Die Seele aber konnte ihm weder die reine, immaterielle und als solche für sich existirende Form, noch die wesentliche Form eines Kunstwerkes, noch einer andern Kategorie als der ersten, nämlich der Substanz, sein. Das allgemeine *ἐνέργεια* musste also noch beschränkt werden, und dieses geschieht durch den Beisatz *φυσικοῦ ὁργανικοῦ σώματος ζωὴν δυνάμει ἔχοντος*. Durch *σώματος* nun wird die *ἐντελέχεια* der Seele unterschieden von der stofflosen, und als solche für sich existirenden *ἐντελέχεια*. Allein Aristoteles spricht, wie gesagt, in gewissem Sinne auch von einer *ἐντελέχεια* bei Kunstproducten, daher der Beisatz *φυσικοῦ*. Ein *φυσικὸν σῶμα* ist nämlich dem Aristoteles im Unterschiede zu dem mathematischen Körper,⁴⁾ der überhaupt ohne Bewegung, und zu dem durch Kunst hervorgebrachten, der das Princip der Bewegung ausser sich hat,⁵⁾ ein solcher Körper, der das Princip der Bewegung in sich hat (268^b 15). Die *φυσικὰ σώματα* sind ferner allgemein als solche anerkannte Substanzen, d. h. für sich bestehende Wesen.⁶⁾ Die Seele ist also *ἐντελέχεια* oder die essentielle Form einer Substanz,⁷⁾ daher *ἐντελέχεια φυσικοῦ σώματος*. So wird sie auch an einer Stelle der Metaphysik (1017^b 16) ausdrücklich als *οὐσία* oder Seinsgrund wirklicher Substanzen bezeichnet, d. h. solches Seienden, welches nicht *καθ' ὑποκειμένου* ausgesagt wird, und als solche werden dort die *φυσικὰ σώματα* genannt. Sie ist ein *τί ἦν εἶναι* im eigentlichen Sinne, insofern nämlich mit diesem Ausdrucke der schöpferische Begriff einer Substanz bezeichnet und von da aus erst auf die übrigen Kategorien übertragen ist (1031^a 11).

Da aber ferner die Elemente und die unorganische Natur zwar auch *φυσικὰ σώματα*, allein noch fast ganz auf der Seite des blossen Stoffes oder der Materie stehen, und ihnen nur uneigentlich ein Leben zugeschrieben wird, — denn ihnen kommt eigentlich nur die passive Potenz der Bewegung zu — und da lebensfähige, d. h. zu den bestimmten Lebensverrichtungen geeignete Körper nur die organischen Naturkörper⁸⁾ sind, daher der Beisatz *ὁργανικοῦ* oder *ζωὴν δυνάμει ἔχοντος*. Das specifische Merkmal also der *ἐνέργεια* der Seele ist: das lebendig oder Leben bewirkend, sie ist die lebendige Entelechie, aller-

1) Zeller 245. 10. 2) 255^a 33. 3) 1069^b 16, 200^b 26, Trendel. Cat. 159. 4) 193^b 34 sqq. 1026^a 9 u. 14. 5) 1025^b 20. 192^b cap. 1; 735^a 3; 1015^a 15. 6) 1017^b 10. 7) 1028^b 10, 1032^a 19. 8) 390^a 3, 335^b 30, 255^b 30.

dings eine solche nur in Beziehung auf einen Körper, auf einen Stoff, denn sie ist nicht als reine *ἐνέργεια* existirend, wie die Gottheit oder der *θεωρητικός νοῦς* beim Menschen.¹⁾

Somit glaube ich die Aristotelische Definition der Seele dem Inhalte und der Form nach, soweit dieses in Kürze möglich, erörtert zu haben.

Prof. Dr. Christ aus München trat mit folgenden Gegenbemerkungen auf:

Die Aristotelischen Definitionen, so scharf und schneidend sie auch sein mögen, haben ihre eigenen Schwierigkeiten. Das hat man von jeher erkannt und das ist besonders in jüngster Zeit offenbar geworden durch den Streit, von dem Sie Alle Kenntniss haben, durch den Streit, der sich zwischen den feinsten Kennern des Aristoteles über die Definition der Tragödie entsponnen hat. Fast über jedes Wort jener Definition hat man verschiedene Ansichten aufgestellt, und wiewohl ein geachteter Schulmann, mein Freund Lippert, allerneuestens in einem Programm mit mathematischer Schärfe den Begriff der *κάθαρσις* festzustellen suchte, so gehört doch die Definition der Tragödie immer noch zu den grammatischen Fragen, von denen der Spruch gilt: *adhuc sub iudice lis est*. Mit der Definition der Seele wird es wohl keine so grosse Schwierigkeit haben; dafür hat unser verehrter Redner gesorgt, indem er mit ausgezeichneter Klarheit die einzelnen Punkte hervorhob, so dass blos noch über das Eine oder Andere ein Zweifel sein kann. Begründet liegt dieses freilich in der Natur der Sache. Denn die Definition der Seele lässt sich leichter feststellen, weil Aristoteles selbst sich näher darüber ausdrückt. Wir haben über diesen Gegenstand die vortreffliche Auseinandersetzung im zweiten Buche de anima, und haben weitere Erläuterungen hierüber in der Schrift *περὶ ζώων γενέσεως* und in der Metaphysik. Das Verhältniss war ein ganz anderes bei der Definition der Tragödie, wo wir auf Schriften verwiesen werden, die wir nicht mehr haben. Die grosse Bedeutung dieses Sachverhaltes erhellt besonders aus einem Worte im ersten Theil der Definition, wo gesagt wird; *Ἡ ψυχὴ ἐστὶν ἐντελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ*. Hier würde unzweifelhaft das Wort *πρώτη* zu den verschiedensten Erklärungen Anlass geben, wenn nicht Aristoteles selbst gleich darauf eine nähere Bestimmung gäbe, die der Herr Redner im Einzelnen näher beleuchtet hat.

Das ist ein Grund, warum die Definition der Seele leichter gefasst werden kann. Ein anderer liegt darin, dass die einzelnen Worte, womit die Definition gegeben wird, klarer und verständlicher sind. Fast von allen ist die Bedeutung vom Redner so bestimmt festgesetzt worden, dass hierüber kein Zweifel mehr sein kann; blos ein Wort hat derselbe nicht scharf genug aufgefasst, es ist das Wort *ἐντελέχεια*, fast der schwierigste von allen Aristotelischen Begriffen. Um meine Ansicht hierüber darzulegen, erlauben Sie mir eine kleine Abschweifung. Aristoteles hat bekanntlich zwei Begriffe erfunden, den Begriff der *ἐντελέχεια* und den der *δύναμις* und die correspondirenden Begriffe des *εἶδος* und der *ὕλη*, mit denen er alle Schwierigkeiten zu lösen suchte. Ob es ihm gelungen ist oder ob er blos die Schwierigkeiten durch den Deckmantel dunkler Worte verschleiert hat, wollen wir nicht untersuchen. Factisch ist, dass er in die schwierigsten Fragen Licht zu bringen sucht durch eben diese Begriffe. Er selber giebt uns in seinen Werken über deren Verhältniss klaren Aufschluss. Er geht davon aus, die Seele sei ein *ὄν*. Nun ist aber das Seiende ein dreifaches: Form oder Stoff oder beides zusammengesetzt. Das Zusammengesetzte aber ist das menschliche

¹⁾ 413^a4.

Wesen selber, also müssen die beiden Theile, die das zusammengesetzte Wesen bilden, sich theilen in die Begriffe *ὕλη* und *εἶδος*, und da der Körper die *ὕλη* abgiebt, so ist die Seele das *εἶδος*. Bei diesen Begriffen bleibt aber Aristoteles nicht stehen; er sucht einen anderen Begriff hineinzubringen, und dieser ist *ἐντελέχεια*. Man wende nicht ein, dass Aristoteles sonst diese beiden Worte identificiert. Denn an unserer Stelle bemühte sich derselbe offenbar, den Begriff *εἶδος* auszuscheiden und jenen andern hineinzubringen, ein Beweis, dass er hier gewiss unter beiden etwas Verschiedenes verstanden wissen wollte. Es fragt sich also, in welchem Verhältniss steht *εἶδος* zu *ἐντελέχεια*? Diese Frage ist nun um so schwerer zu beantworten, je weniger Aristoteles selber sich über sie klar geworden ist, denn dass er sich nicht ganz klar war, erhellt besonders aus dem angeführten Buche der Metaphysik, wo er über diesen Punkt bemerkt, man könne nicht über Alles eine bestimmte Definition geben, man müsse sich zuweilen mit Analogien begnügen. Wir wollen daher selbst auf einem andern Wege uns die Sache zurecht zu legen suchen. Dass *ἐντ.* von *εἶδος*, also von der Form, nicht verschieden sein könne, erhellt entschieden aus mehreren Stellen der Metaphysik, wo sie gleich gesetzt werden; dass sie nicht ganz gleich sind, folgt aus dem vorher Gesagten. Es bleibt also nur übrig, dass *ἐντ.* ein gewisses Moment des *εἶδος* bedeute. *Ἐντελέχεια* führt uns schon durch die Etymologie auf den Begriff der Bewirkung, Bethätigung, und dies erhellt noch mehr aus dem Worte, das Aristoteles mit *ἐντ.* gleich setzt, nämlich *ἐνέργεια*. Wir haben also eine Bewirkung, eine Bethätigung in dem Worte *ἐντ.* zu suchen. Darauf führt auch die Stelle aus der Metaphysik, die der Redner angeführt hat. Nur hat er dabei einen Fehler begangen, der die ganze Sache in eine falsche Stellung gerückt hat. Aristoteles sagt nämlich daselbst: es verhalte sich das *δυνατόν* zur *ἐνέργεια* wie das *οἰκοδομικόν* zum *οἰκοδομοῦν*; unser Redner aber hat *τὸ οἰκοδομοῦν* mit 'Hausbauer' übersetzt, gleichsam als stehe das Masculinum *ὁ οἰκοδομῶν* und nicht das Neutrum: *τὸ οἰκοδομοῦν*. Das letztere aber setzt Aristoteles öfters mit *οἰκοδόμησις* auf eine Stufe. Daher muss unter *ἐντ.* nicht der ausserhalb des einzelnen Gegenstandes stehenden auctor, motor der Sache verstanden werden, sondern die im Gegenstand befindliche Idee, die die Kraft hat die Idee in die Wirklichkeit zu rufen. Nun erhellt, warum Aristoteles in der Definition der Seele statt *εἶδος* *ἐντ.* gesetzt hat. Galt es ein todtes Wesen zu definiren, so war es genug, bei *εἶδος* stehen zu bleiben. Die Idee des Menschen aber bewährt sich erst dadurch, dass sie stets bewirkend und bethätigend auftritt; daher kommt *ἐντ.* gleich dem Begriff der sich bethätigenden Idee des Menschen, und geht die ganze Definition darauf hinaus: die Seele ist die durch eigene Kraft sich bethätigende Idee des zur Aufnahme jener Kraft empfänglichen äusseren Stoffes, des Körpers, oder mit andern Worten, um die Aristotelische Definition in unsere Sprache zu übersetzen: die Seele ist das Lebensprincip der lebensfähigen Wesen. Freilich ist hiermit sehr wenig gesagt, aber die ganze Schwierigkeit beruht auch nicht in der Subtilität der Sache, sondern nur darin, dass Aristoteles andere Ausdrücke gebraucht, die unserm philosophischen Denken fern liegen.

Ich komme also auf dieselbe Idee hinaus, die der Redner aufgestellt hat. Ich wollte nur den Begriff und das Verständniss von *εἶδος* und *ἐντελέχεια* genauer fixiren und berichtigen und wollte überdies den Weg zeigen, den ich wenigstens zur Feststellung des Begriffes der Seele gegangen wäre.

Biehl: Mein Gegner hat gesagt, dass mit *ἐντελέχεια* die thätige Idee der Seele zu bezeichnen sei. Hier wird Nachdruck gelegt auf einen Begriff, der nicht vorhanden ist. Was

den Unterschied anbelangt, der zwischen *εἶδος* und *ἐντελέχεια* gemacht worden ist, dass *ἐντελέχεια* ein Moment aus dem *εἶδος* herausgreifen soll, so ist er nicht richtig. Die zwei Worte bedeuten ein und dasselbe, nur der Gesichtspunkt, aus dem sie betrachtet werden können, ist verschieden. Mein Gegner hat den Begriff *ἐντελέχεια* zu sehr als Thätigkeit angenommen. Es ist eine Thätigkeit nur insofern, als es die Materie verwirklicht.

Der Umstand, dass noch zwei Vorträge gehört werden sollten, machte es dem Präsidenten zur Pflicht, die Discussion abzuschneiden und Prof. Dr. Düntzer aus Cöln zur Besteigung der Rednerbühne einzuladen, von welchem dann

Zur Beurtheilung der stehenden Homerischen Beiwörter

bemerkt wurde:

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn die Natur Anlagen und Neigungen in weisester Mischung unter die verschiedenen Völker vertheilte, so gab sie keinem von allen den eindringenden Sinn, sich in fremde Eigenthümlichkeit zu versetzen, fremde Weise, fremde Anschauungen, Gefühle und Gedanken in sich aufzunehmen und wiederklingen zu lassen, in dem Masse, wie sie ihn den Deutschen verlieh, welche sie gerade hierdurch zu dem Volke bestimmte, bei welchem die Philologie im weitesten und edelsten Sinne des Wortes zur reichsten Blüte sich entfalten sollte. War auch die philologische Thätigkeit bei uns lange Zeit eine gebundene, da sie auf ängstlichste Einzelforschung sich beschränkte, blieb sie auch lange auf dem Boden des Handwerks stehn, so traten doch gerade zur rechten Zeit die Männer hervor, welche ihr den höhern Schwung gaben, Winkelmann, der auf die noch unverstandene, wie im Schutt begrabene alte Kunst begeistert hinwies, Lessing, der Meister klarster Auffassung, Herder, der ahnungsvolle Verkünder des Wehens des Volksgeistes, Heyne mit seinem zarten Gefühle, Goethe, dessen wunderherrliche warme Anschauung in alle Höhen und Tiefen der menschlichen Natur drang, und dass es an der Strenge der Wissenschaft nicht fehle, schwang Fr. A. Wolf sein scharfes Schlachtschwert. Er war es, der die homerische Frage in den Vordergrund der zur freien Wissenschaft erhobenen altclassischen Philologie rückte, so dass von Homer die neuere deutsche Kritik ausgieng, wie an ihn die ganze grammatische Thätigkeit der Griechen selbst sich angeknüpft hatte, von Homer, an dem Winkelmann, Lessing, Herder, Heyne, Goethe sich die Seele ausgeweitet hatten. Seit dieser Zeit ist die homerische Frage eine deutsche geworden, Deutsche zumeist haben an diesem allerwichtigsten Punkte der classischen Philologie ihren Scharfsinn erprobt, und stehen auch die Ansichten in dieser grossen wissenschaftlichen, wie in der politischen deutschen Frage sich noch scharf und entschieden gegenüber, so sind doch im Kampfe selbst neue Gesichtspunkte gewonnen worden, und dürfen wir der frohen Hoffnung leben, dass einst im einigen Deutschland auch die deutsche Wissenschaft ihr einiges Endurtheil darüber feststellen wird.

Nicht besser wie mit dieser grossen kritischen Frage steht es um die Erklärung Homers: freilich wurden dieser sehr bedeutende Hülfsmittel, theils in der vergleichenden Sprachwissenschaft, die uns über manche Wörter sichere Aufklärung gebracht, die selbst den Griechen zur Zeit des Aeschylos unverständlich waren, theils in der gründlichen Behandlung der Syntax,

theils in der fortgeschrittenen Erkenntniss des griechischen Alterthums im allgemeinen: aber über dem einzelnen hat man die Auffassung des Sinnes mehr als billig hintangesetzt, und durch eine ideale Anschauung sich zur Annahme vieler Feinheiten verleiten lassen, die der homerischen Einfachheit und der epischen Weise überhaupt widersprechen; diese durch genaueste Beobachtung zu erlauschen, sie nicht nach vorgefassten Meinungen sich auszubilden, sondern sie in Wirklichkeit zu erkennen, das wird sich immer mehr als dringendes Bedürfniss herausstellen. In dieser Beziehung möchte ich mir einige Bemerkungen über den Gebrauch der stehenden Beiwörter erlauben, die man neuerdings weniger richtig zu beurteilen scheint, und sich dadurch zu manchen irrigen Auffassungen verleiten lässt. Zwei Punkte sind es, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken mir erlauben möchte, die, jeder für sich von Bedeutung, noch bedeutender in ihrer gegenseitigen Verbindung werden dürften.

Die homerischen Beiwörter sind, wenn wir von den bestimmenden, d. h. denen, die verschiedene Gegenstände derselben Gattung von einander unterscheiden, ganz absehen wollen, von zweierlei Art; die einen möchte ich hebende, die andern wesentliche nennen. Als hebende Beiwörter bezeichne ich diejenigen, welche Personen oder Gegenstände als ausgezeichnet in ihrer Art hervorheben und hierdurch dem Ausdrucke Schmuck verleihen. Sie beziehen sich auf die Schönheit, die Pracht, den Glanz, die Trefflichkeit. Von dieser Art sind *καλός*, *ἀγλαός*, *ἀγανός*, *φαίδιμος*, *λιπαρός*, *κλυτός* prächtig, *δῖος*, trefflich, nie göttlich, was *θεῖος* ist, *ἀγαθός*, *ἑσθλός*, *θαλερός*, *μέγας*. Auch diejenigen Beiwörter gehören hierher, welche Geräthe aller Art als golden, silbern, purpurn bezeichnen. Die Forscher über griechische Alterthümer haben richtig bemerkt, dass man sich wohl hüten müsse, das homerische Gold und Silber zusammen zu tragen, um damit die griechischen Alterthümer zu bereichern; es ist dies meist von jenem Golde und Silber, an welchem die Dichter in ihrer Einbildungskraft eben so reich sind, als sie selten in Wirklichkeit Ueberfluss daran haben. Wenn die epische Dichtung auf Einfachheit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit gestellt ist, so gefällt sie sich doch im Glanze einer wohl lautenden, die mannigfachsten Formen sich frei gestaltenden Sprache, die volltönende Zusammensetzungen besonders liebt und durch hebende Beiwörter wie leuchtende Sterne sich schmückt. Ein solches Beiwort verleiht oft einem ganzen Verse Glanz und Würde. Vieltach finden wir, dass von mehrern in einem Verse nebeneinander genannten Personen oder Sachen nur eine ein solches Beiwort erhält, das dem Dichter zu seinem Zwecke vollkommen hinreicht, wie: *Δηίφοβόν τε Πάριον τ' ἑσσοῶν καὶ Ἀγήνορα δῖον*, oder in der berühmten Rede der Andromache: *Ἐκτορ, ἀτὰρ σύ μοι ἔσσι πατήρ καὶ πότνια μήτηρ ἥδ' ἐκασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης*.

Wenn es dem Dichter bei den hebenden Beiwörtern bloss um den Glanz des Ausdrucks zu thun ist, so sucht er dagegen bei den wesentlichen die Person oder den Gegenstand durch Hindeutung auf eine hervortretende Eigenschaft vor unsern Augen zu beleben, ihr Wesen uns gleichsam zu vergegenwärtigen. So heissen Schnee und Hagel kalt (*ψυχρή*), der Rauch dunkel (*αἰθοψ*) oder böse (*κακός*), wie auch der Nebel (*ἀχλύς*), die Krankheit böse, arg, schlimm (*κακή*, *στυγερή*, *ἀργαλέη*), Städte hoch (*αἰπύς*), weit (*εὐρύς*), weiträumig (*εὐρύχορος*), weitstrassig (*εὐρυάγνια*), aber auch wohnlich (*εὐναιόμενος*), wohlbe-gründet (*ἐνκείμενος*). Was ich aber besonders hervorheben möchte, ist der bedeutsame Umstand, dass der Dichter in dem Beiworte keine Beziehung auf die im Satze berichtete Thatsache nimmt, er keineswegs die wechselnde Erscheinung der Dinge

durch Beiwörter versinnlicht, die den jedesmaligen Zustand bezeichnen. Der Himmel heisst dem Dichter sternig (*ἀστερόεις*) ohne jede Beziehung auf den nächtlichen Sternhimmel (*Δ*, 44. *E*, 769. *Z*, 108 u. s. w.), ja wo es heller Tag ist, braucht er *ἰδὼν* oder *χεῖρας ὀρέγων εἰς οὐρανὸν ἀστερόεντα* (*O*, 371. *ι*, 527). Auch des Hephästos Wohnung heisst *ἀστερόεις* (*Σ*, 370), weil sie im Himmel ist, wie auch *χάλκεος*, weil sie am Himmelsgewölbe, woran die Sterne sich bewegen, gedacht wird; denn der Himmel wird als *χάλκεος*, auch *πολύχαλκος*, und als *σιδήρεος* bezeichnet, weil der Dichter sich ihn als ein festes metallisches Gewölbe vorstellte. Homer nennt die Schiffe schnell, auch wenn sie ruhig da liegen, nicht allein in der stehenden Ortsbezeichnung *θοᾶς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν*, sondern auch sonst durchweg. Die Wolken, die als undurchsichtbare Schichten vor dem Himmelsgewölbe gelagert gedacht werden, heissen schattig, dunkel (*σκιόεντα*), nicht etwa, wenn sie dunkelschwarz (*κνάνεος*, *ἐρεβεννός*) sind, sondern sie sind es zu jeder Zeit, wie wenn es beim Ballspiele der Phäaken heisst (*θ*, 374), der eine habe den Ball *ποτὶ νέφεα σκιόεντα* geworfen. Eben so in dem einer spätern Einschiebung angehörenden Verse *λ*, 592. Man hat behauptet, der Saal oder das Zimmer (*μέγαρον*) werde *σκιόεις* bloss am Abend oder bei Nachtzeit genannt, und beziehe sich das Beiwort auf die am Himmel herrschende Dunkelheit. Das ist so wenig wahr, dass es an zwei Stellen (*α*, 365. *δ*, 768) heller Tag, an den andern (*κ*, 479. *λ*, 333. *ν*, 2. *σ*, 398. *ψ*, 299) das Zimmer erleuchtet ist. Im letztern Falle entspricht *σκιόεις* ebensovienig dem gegenwärtigen Zustande, wie *ἀστερόεις* beim Tageshimmel; es ist gerade ein stehendes Beiwort im Gegensatz zur freien Luft. Achill heisst *ποδᾶς ὠκὺς* auch da, wo er sich in der Versammlung erhebt, wo er mit Agamemnon streitet, wo er an seinem Zelte sitzt, wo er bei seiner Mutter jammert; eine Beziehung des Beiworts auf die Handlung ist hier völlig ausgeschlossen. *Εὐρύς* ist bei Homer stehendes Beiwort des Himmels, des Meeres und der Erde, und so heisst es auch *τότε μοι χάνοι εὐρεῖα χθών* (*Δ*, 182), wo man nur auf geschraubte Weise eine passende Beziehung des *εὐρεῖα* herausfinden kann. Ebenso verhält es sich, wenn das am Boden liegende Rind aufgehoben wird *ἀπὸ χθονὸς εὐρυοδείης* (*γ*, 453), wenn der Rauch bei der Kirke gleichfalls aufsteigt von der weitwegigen Erde (*κ*, 149). Das Beiwort ist eben stehend von der Erde, wie das Meer *εὐρύπορος* heisst (*O*, 381. *δ*, 432. *μ*, 2).

Wohl ist mir bewusst, dass ich hiermit nichts durchaus Neues sage, aber man hat hierauf nicht genug geachtet und dadurch zu manchen irrigen Annahmen sich verleiten lassen; diesen gegenüber möchte ich jene Beobachtung nachdrücklich betonen. Hierher gehört die Behauptung, dass die verschiedenen auf die dunkle Farbe des Meeres sich beziehenden Beiwörter verschiedene Farbenerscheinungen desselben bezeichnen sollen. Könnte man auch wohl zugeben, dass der Dichter, wo er einen besondern Zustand des Meeres schildert, auch die wechselnde Farbe desselben hervorhebe, so liegt dagegen nichts der epischen Darstellung ferner, als dass er jedesmal, wo er in der Erzählung oder in einer Rede gelegentlich des Meeres gedenkt, die augenblickliche Farbe bezeichnen sollte; nur die wesentliche Farbe des Meeres, die ihm als solche lebhaft vorschwebt, kann er als stehendes Beiwort benutzen. So ist ihm das Meer grau, dunkel, trüb, düster, wie ihm die Erde schwarz (*μέλαινα*, *κελαινή*) erscheint. Will er einfach den Ausdruck auf dem Meere fahren gebrauchen, so kann es ihm nicht einfallen, die augenblickliche Farbenerscheinung des Meeres anzudeuten. Wir lesen *πλέων* oder *ἰὼν ἐπὶ οἶνοπα πόντον* (*H*, 88. *γ*, 286), aber in demselben Sinne *ἐπ' ἡεροειδέα πόντον ἔρχεσθαι* (*γ*, 263. 5), und wer wird glauben wollen, dass der Dichter eine andere Farbe gemeint habe, wenn er anderswo sagt (*λ*, 107): *προφυγὼν ἰοειδέα πόντον*

oder vom Hermes, der auf dem Meere gefahren ist (ε, 56): ἐκ πόντου βὰς ἰοειδέος ἡπει-
ρόνδε, oder von Pferden (Υ, 229): ἐπὶ ῥηγμῖνος ἄλὸς πολιοῖο θέεσκον. Alle diese Wörter
gehen auf die dunkle Farbe des Meeres, ohne diese genauer zu bezeichnen. Bei ἰοειδής
erinnere man sich an σίδηρος ἰόεις und εἶρος ἰοδυεφής; ἰοδυεφής ist veilchendunkel
von einem δυεφής von der Wurzel δυεφ, wovon δυοφερός. Ἡεροειδής heissen auch Grotten
und Felsen, ἡερόεις der Tartaros. Wenn der Wein neben ἐρυθρός auch μέλας und αἶθοψ,
d. h. dunkel, eigentlich brandig, heisst, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die
dunkle Farbe des Meeres durch das von οἶνος abgeleitete οἶνοψ bezeichnet wird, wofür der
Dichter wohl αἶθοψ gebraucht haben würde, hätte er nicht eines consonantisch anlautenden
Wortes bedurft. Auch die βόε οἶνοπε sind nichts anders als ταῦροι αἶθωνες, dunkle
Stiere, wie das Eisen αἶθων neben ἰόεις heisst. Das Eisen heisst ferner πολίος, und auch
dieses Beiwort theilt es mit dem Meere; nimmt man dazu, dass selbst der Wolf πολίος heisst
(Κ, 334), so schwindet jeder Grund, bei πολίος an den Meerschäum zu denken und danach
den in der Odyssee so häufig vorkommenden Vers: Ἐξῆς δ' ἐξόμενοι πολὴν ἄλα τύπτου
ἐρετμοῖς, durch eine für den Epiker kühne Prolepse zu erklären. Zur Statistik des Ge-
brauches jener Beiwörter bemerken wir, dass ἡεροειδής und οἶνοψ sich fast gleich häufig
nur bei πόντος finden, dem eigentlichen Ausdruck für den Meerpfad, die ὑγρὰ κέλευθα,
wogegen das seltene πέλαγος, eigentlich das wogende Meer, der Wogenschlag, nur das
Beiwort gross (μέγα) führt; ἰοειδής kommt nur dreimal, gleichfalls bei πόντος, vor. Zu
ἄλὸς und ἄλλα tritt πολίης, πολιοῖο und πολὴν häufig, da diese Verbindung für den Vers
sehr bequem war; selten finden wir dieses Beiwort bei θαλάσσης und θάλασσαν.

Der Wechsel zwischen diesen dasselbe besagenden Beiwörtern wird nur durch das
Bedürfniss des Verses veranlasst. Und dies ist der zweite Punkt, den ich noch kurz
berühren möchte. Der epische Dichter, dessen Gesänge einen bedeutenden Umfang in An-
spruch nahmen, sah sich zu mancherlei Freiheiten genöthigt, die ihm den Fluss des in natür-
licher Fülle hinströmenden Gesanges erleichterten. Welche Menge Verkürzungen und Ver-
längerungen, Ausfälle und Einschreibungen von Vocalen, welche Mannigfaltigkeit nebeneinander
bestehender Formen, welchen Wechsel im Gebrauche der Numeri, Casus, Tempora und Modi
hat die epische Dichtung sich zur metrischen Bequemlichkeit gestattet! Die Versuche, hier
feine Unterscheidungen herauswitzen zu wollen, sind alle eitel Werk und haben der natür-
lichen Auffassung des Dichters bedauerlichen Schaden zugefügt. Wunderbar wäre es, wenn
der Dichter nicht auch bei den stehenden Beiwörtern eine gleiche freie Beweglichkeit sich
gestattet hätte. Und es bedarf nur eines vergleichenden Blickes, um sich zu überzeugen,
dass er in dieser Beziehung von den hebenden wie von den wesentlichen Beiwörtern den
grössten Vortheil zu ziehen wusste, indem er nicht allein oft zwischen beiden Arten frei
wählen konnte, sondern auch wesentliche Beiwörter von verschiedenen Eigenschaften hernahm,
ja Beiwörter desselben Sinnes in mehrfachen, metrisch verschiedenen und daher den wandeln-
den Bedürfnissen des Verses entsprechenden Formen ausprägte. Wenige Beispiele genügen
zur Andeutung eines Gebrauches, dessen weitere Verfolgung für die Erklärung höchst wichtig
ist. Häufig setzt der Dichter, der ja auch für Ἀχαιοὶ geradezu υἱὲς Ἀχαιῶν hat, statt des
Namens oder neben denselben die Bezeichnung vom Vater her, υἱὸς mit vorhergehendem,
selten folgendem Genitiv. Da der Genitiv meist in der Arsis endet, so ist das gewöhnliche
Beiwort zu υἱὸς φίλος, wie Ὀδυσσεύος φίλος υἱὸς. Schliesst dagegen der Genitiv mit einem
Dactylus, so tritt ἀγλαὸς oder, wenn die Heldenstärke hervorgehoben werden soll, ἄλκιμος

ein. Bei anderm metrischem Bedürfniss finden sich *φαίδιμος*, *κρατερός*, *ἵφθιμος*, *ἀμύμων*, selten andere. Das eigentlich ächt epische Beiwort des Weines ist *μελιηδής*; wo der Vers dieses nicht gestattet, finden wir *μελίφρων*, selten *ἡδὺς* oder gar *ἡδύποτος*, auch *εὐήνωρ*, *εὐφρων*; von der dunkeln Farbe wird er meist *αἶθοψ* genannt, selten nach metrischem Bedürfniss *μέλας* oder *έρυθρός*. Alle diese Formen sind metrisch verschieden; dass bei der Wahl nie der Sinn den Ausschlag gab, lehrt genaue Betrachtung des betreffenden Gebrauches, die uns manche anziehende Beobachtungen machen lässt, auf die wir hier nicht eingehen dürfen. Die Schiffe heissen von ihrer Schnelligkeit *θοαί*, aber auch *ὠκύποροι*, nur im Singular steht an ein paar Stellen *ὠκύαλος*, nur im Genitiv Plural *ὠκεῖαι*; statt *ὠκύποροι* tritt bei vorhergehendem Vocal *ποντόποροι* ein. Ferner heissen die Schiffe *κοῖλαι*, wofür nur aus metrischem Bedürfniss *γλαφυραί*, sie heissen *εἴσαι*, d. h. trefflich, nur im Singular findet sich *εὐεργής*, ferner *κορωνίδες*, *εὐσσελμοι*, *πολυκληῖδες*, *ἀμφιέλισσαι*, alles metrisch verschiedene Formen, nur in der Odyssee *δολιχῆρετμοι* und *ἐπήρετμοι*. Eines der allhäufigsten Beiwörter des Schiffes ist *μέλαινα*, selten *κνανόπρωρος*, wofür bei metrischem Bedürfniss das ohne Grund angezweifelte *κνανοπρώρειος*, einzeln *μιλτοπάρηος*, *φοινικοπάρηος*. Wir finden hier *μίλτος* und *φοίνιξ* als Bezeichnung der rothen Farbe; *φοίνιξ* hat Homer auch sonst, aber es steht adjectivisch als roth (*Ψ*, 454), wie neben ihm *φοινῆεις*; beide deuten auf ein *φοινός* zurück. Für die Purpurfarbe hat Homer *πορφύρεος*, das von *πόρφυρα* gebildet ist, aber zugleich *ἀλιπόρφυρος*, d. h. von des Meeres Purpurschnecke gefärbt, ohne ableitende Endung, wie *λευκώλενος*, *ῥοδοδάκτυλος*. *Πορφύρεος θάνατος* scheint der blutige Tod, wie das Blut selbst *πορφύρεος* heisst, dagegen hat *πορφύρεον κῦμα* mit der Farbe nichts zu thun, sondern hängt mit *πορφύρειν* zusammen, das Homer vom aufwogenden Meere gebraucht. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück. Wenn die Schiffe, die Rosse des Meeres, *θοαί* heissen, so finden wir von den Rossen nie *θοός*, sondern gewöhnlich das lebendige Schnelligkeit bezeichnende *ταχύς*, aber auch *ὠκύς*, *ὠκύπους*, selten *ποδώκης*; die Art ihres Laufes im Gegensatz zu den Rindern bezeichnet *ἀερόσιπους*. Auf ihren Huf bezieht sich das ungemein häufige *μῶνυξ*, woneben *κρατερόωνυξ*, auf ihre Mähnen *καλλίθριξ*, woneben *εὐθριξ*. Unmöglich kann es auf Zufall beruhen, dass alle diese Beiwörter metrisch oder durch den bald vocalischen, bald consonantischen Anlaut verschieden sind; die Noth machte den Dichter erfinderisch, und dass er hier meist sehr geschickt verfuhr, zeigt eingehende Betrachtung, der sich der Erklärer nicht ungestraft entziehen wird. Zur Ausfüllung des Verses erlaubte sich der Dichter sogar demselben Gegenstande zwei wesentliche Beiwörter zu geben; ich erinnere nur an das bekannteste Beispiel *θοῇ παρὰ νηϊ μελαίνῃ*. Nicht das Bedürfniss lebhafter Bezeichnung hat den Dichter hier geleitet, sondern er machte aus der Noth eine Tugend, indem er den so häufigen Versschluss *νηϊ μελαίνῃ* gleichsam zu untrennbarer Einheit sich verschlingen liess. Hier, wo der Dichter sich die Fesseln des Verses erleichterte, feine Berechnung zu suchen, verleitet zu den unnatürlichsten, dem epischen Geiste widersprechenden Erklärungen. Von solchen den homerischen Gedichten aufgedrungenen Feinheiten muss die Erklärung sich möglichst fern halten, wogegen ein wirklich feiner, dem dichterischen Schaffen nachfühlender Geist zu den schönsten Beobachtungen ein reiches Feld findet. Der Erläuterer Homers bedarf freilich, wenn irgend einer, eines wahren Bienenfleisses, um zu sichern Entscheidungen zu gelangen; aber damit ist es nicht gethan, mit dem statistischen Fleisse muss feines Gefühl und strengste Beachtung epischer Natürlichkeit sich verbinden, man muss dem Dichter ohne

Anmassung rein nachzuempfinden, den Strom seiner Dichtung mit voller Seele aufzunehmen wissen, und auch vom Erklärer gilt, was Pindar vom Dichter sagt:

Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φνῆ.

Zuletzt sprach noch der Secretär der kgl. Staatsbibliothek in München, Chr. W. Glück,

Ueber das Wort *ambactus*

also:

Es ist eine alte, neuerdings von unserem Meister Grimm¹⁾ wiederholt ausgesprochene Ansicht, das Wort *ambactus* wäre das gothische *andbahts* Diener, das die Gallier von den Deutschen entlehnt hätten. Der Herr Hofrath Holzmann,²⁾ der bekanntlich die Gallier und die Deutschen für dasselbe Volk hält, meint dagegen, das Wort habe der gallischen wie der deutschen Sprache angehört. Dem Kenner des Keltischen ist es indess ein Leichtes, sowohl jene alte als des Herrn Hofrathes Meinung mit wenigen Worten zu widerlegen.

Das gothische *andbahts* ist bekanntlich aus *and* und *bahts* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *anda*, wie sie noch in mehreren gothischen Wörtern, z. B. *anda-vaurd* Antwort, *anda-nahti* Abend, erscheint. Das zweite Glied ist wohl ein von der Wurzel *bak* stammendes Particip. Urdeutsch lautete daher das Wort *andabahtas*. Im Althochdeutschen, wo das gothische *andbahts* eigentlich *antbaht* lauten sollte, ward daraus *ambaht*, indem sich *ant* vor *b* in *am* verwandelte. Auf ähnliche Weise ward aus *Lantberht* *Lamberht*, *Lambert*, aus *Sindberht* *Simberht*, *Simbert*, aus *Gundberht* *Gumberht*, *Gumbert*.

Die Partikel *anda* findet sich auch im Gothischen in der Form *ande*, z. B. in dem Namen *Ande-brogirix*,³⁾ *Ande-camulos*,⁴⁾ *Ande-cumborius*,⁵⁾ *Ande-cavi*,⁶⁾ *Ande-ritum*.⁷⁾ Im Irischen kommt sie in den Formen *ind* — *int* — *inn* — *in* vor.⁸⁾

Wenn nun die Gallier das urdeutsche *andabahtas* entlehnt hätten oder wenn das Wort der gallischen wie der deutschen Sprache eigen gewesen wäre, so hätte es gallisch *ande-bactos* lauten müssen. Hieraus aber konnte im Gallischen eben so wenig *ambactos* werden, als aus dem urdeutschen *andabahtas* im Gothischen *ambahts* ward. Solche Lautwandlungen gehören der späteren Sprache an.

Jene Meinung ist also bloss durch die zufällige Uebereinstimmung der Laute in *ambactus* und der althochdeutschen Form *ambaht* entstanden.

Nach einer anderen nicht minder alten Meinung wäre *ambactus* ein lateinisches Wort. Allein abgesehen davon, dass es aus dem Lateinischen nur auf eine sehr gezwungene Weise erklärt werden könnte, bezeichnet Ennius *ambactus* ausdrücklich als gallisch, so wie es denn auch von Cäsar bloss für ein gallisches Gesellschaftsverhältniss gebraucht wird.

¹⁾ D. Grammat. II, 211 Anm., Gesch. der d. Sprache I, 132 und D. Wörterb. Vorr. pag. L und u. d. W. Amt. ²⁾ Kelten und Germanen. 91. S. ³⁾ Revue Numismat. Nouv. sér. V, 185, Gruter 921, 2, wo unrichtig *Andebrocirix* steht. Vgl. *Brogi-tarus* (Cic. pro Sest. 26. K. u. öft.), *Brogi-mârus*, *Brogi-mâra* (Arch. für Kunde österreich. Geschichtsquellen. III. 170). ⁴⁾ Beiträge zur vergl. Sprachforsch. III, 166. ⁵⁾ Caes. B. G. II, 3. Vgl. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltisch. Namen. 26. S. u. ff. ⁶⁾ Ebend. 24. S. ⁷⁾ Ebend. 25. S. ⁸⁾ Zeuss 848. S. — Es fällt auf, dass im Keltischen ein *d* erscheint. Nach dem skr. *anti*, griech. *ἀντί* und lat. *ante* sollte man nämlich dort ein *t* und im Deutschen ein *th* erwarten. Im Gothischen jedoch geht *th* zwischen zwei Vocalen und nach *n* gerne in *d* über.

Unsere Aufgabe ist es nun, das gallische *ambactus* zu erklären.

Cäsar sagt in der Stelle (VI, 15), wo er von den *equites* bei den Galliern spricht: „eorum ut quisque est genere copiisque amplissimus, ita plurimos circum se *ambactos* clientesque habet.“ Da er das Wort *ambactus* nicht erklärt, so musste er die Bekanntschaft desselben bei seinen Lesern wohl voraussetzen. In der That wissen wir durch Festus, dass es schon Ennius gebrauchte. „*Ambactus*,“ so heisst es nämlich bei ihm, „apud Ennium lingua gallica servus dicitur.“¹⁾ Die Römer hatten das Wort zuerst durch die oberitalischen Gallier kennen gelernt. Cäsar fand es daher nicht nöthig, *ambactus* ausdrücklich als ein gallisches Wort zu bezeichnen, indem es, wie manche andere von ihm gebrauchte gallische Wörter, in Rom schon bekannt war.

Nach Ennius bedeutet also *ambactus* in der gallischen Sprache *servus*. Dass nun auch Cäsar darunter nichts anderes verstand, geht daraus hervor, dass er in einer späteren Stelle (VI, 19) für *ambacti clientesque* die Worte *servi et clientes* gebraucht. Von der Richtigkeit jener Bedeutung aber werden wir uns erst überzeugen, wenn wir das Wort *ambactus* aus der keltischen Sprache selbst erklären.

Ambactus, wie das Wort gallisch lautete, ist nämlich aus *amb* und *actos* zusammengesetzt. Das erste Glied ist die Partikel *ambi*, die noch in mehreren gallischen Namen, z. B. *Ambibarii*, *Ambiliati*, *Ambilatri*, *Ambivareti*, *Ambigatus*, *Ambirénus*, erscheint, ir. *imb* — *imm* — *im*, kymr. *am*, skr. *abhi*, griech. ἀμφί, lat. *amb* — *am* — *an*, alts. ahd. *umbi*, ags. *ymbe*, nieders. *iimme*, nhd. *um*. Das zweite Glied aber ist ein von der Wurzel *ag*, skr. *ag* gehn, stammendes Particip auf *tos* mit der Bedeutung der Gegenwart. Ein anderes Beispiel eines solchen keltischen Participes ist das gallische und britische *cantos*,²⁾ das als Beiwort mit der Bedeutung weiss, z. B. in den gallischen Namen *Canto-milus*,³⁾ *Canto-benna*,⁴⁾ vorkommt, ursprünglich aber ein von der Wurzel *can*, skr. *kan* glänzen, herrührendes Particip ist und glänzend bedeutet.⁵⁾ Eben so gibt es im Sanskrit von verbis neutris stammende Participle auf *tas* mit der angegebenen Bedeutung, z. B. *sthitás* stehend, *bhitás* fürchtend, *hrítas* sich schämend, *çaktas* könnend, *snutas* tröpfelnd, *dhrshtas* wagend, *tvaritas* eilend; dergleichen im Griechischen *στατός* stehend, *φύτος* fliessend, *μενετός* bleibend, *έρπετός* kriechend.

Ambactos heisst also herumgehend, *ambiens*, *circumiens*. Hieraus aber ergibt sich leicht die Bedeutung Diener. Ebenso bedeutet das irische *timthirthid*,⁶⁾ das aus *tim* d. h. den Partikeln *do* und *im* (= *imm* = *imb* = *ambi*) und *tirthid* (gebildet durch das Anhängsel *tid* von der Wurzel *tar*, skr. *tr* gehen) zusammengesetzt ist, ursprünglich *do-ambi-taratatis*, Diener, eigentlich Herumgeher. Man vergleiche ferner das skr. *paricara* Diener, eigentlich der herumgeht, und das griech. ἀμφίπολος Diener, eigentlich der um einen ist.

¹⁾ Pauli Diac. excerpta ex lib. Pomp. Festi de significat. verbor. ²⁾ Kymr. *cant*, später *cann*, jetzt *can*, erscheint z. B. in dem Mannsnamen *Guor-cant* (Liber Landavensis. 194. S.), *Gurcant* (ebend. 111. 155. 156. 160. S. u. öft.), *Gurcan* (ebend. 181. S., jetzt *gorgan* sehr weiss, glänzend) = altem *Ver-cantos*. Wenn daher Ebel (Beiträge zur vergl. Sprachf. II, 156) das kymr. *cann* dem lat. *cand-idus* gleichstellt, so irrt er. ³⁾ Mommsen, Inscriptiones confoederationis helvet. lat. 352, 39. ⁴⁾ Zeuss 825. S. ⁵⁾ Hiezu fügen wir noch den gall. Flussnamen *Iactus* (Plin. III, 118), der von der Wz. *iac* stammt, wovon lat. *iacera*, kymr. *iaeth* Sprache = altem *iac-ti-s*, ahd. *jehan* sprechen entspringen, und nach der Bedeutung der Wz. etwa der dahin schiessende heisst. Man vergleiche den deutschen Fluss Jaxt, alt *Jagista*, ursprünglich *Ja-hista*. ⁶⁾ Zeuss 855. S.

So ist das Wort *ambactus* eben so einfach als grammatisch richtig aus dem Keltischen gedeutet.

Bei den Galliern kam es, wie aus einer römischen Inschrift¹⁾ ersichtlich ist, auch als persönlicher Name vor. Eben so liest man auf einer gallischen Münze *Ambactus* und auf einer anderen *Ambacti*.²⁾ Die französischen Münzkenner *Lenormant* und *Duchalais* verstehen darunter die *Sequani*, die sich nach der Niederlage des *Ariovistus* den Römern unterworfen und sich als Unterthanen derselben *ambacti* genannt hätten.³⁾

In der kymrischen Sprache lebt noch das Wort in der Gestalt *amaeth*,⁴⁾ erhielt aber dort die Bedeutung Ackerknecht, Ackerbauer.

Im Keltischen musste auch ein von *ambactus* abgeleitetes *ambactia* mit der Bedeutung Umgebung, Bedienung vorhanden sein. Denn hievon stammt das jetzige bretonische *amezek*⁵⁾ Nachbar, eigentlich der von der Umgebung ist, das = einem kymrischen *amaethic* (jetzt *amaethig*) = einem gallischen *ambacticos* ist.

Es war hiermit die Aufgabe der einundzwanzigsten Versammlung vollständig gelöst, da auch die Sectionen ihre Arbeiten sämmtlich vollendet hatten.

Der zweite Präsident schloss daher dieselbe um 12^{3/4} Uhr mit folgender Ansprache:

Meine hochzuverehrenden Herren!

Schon am ersten Tage unserer Versammlung ist daran erinnert worden, dass es jetzt gerade 25 Jahre sind, seit die Idee zur Gründung eines Vereins deutscher Philologen und Schulmänner zuerst angeregt wurde. Es war kein unfruchtbares Wort, wie so oft ein solches in Stunden, wo die Herzen höher schwellen, hingeworfen wird. Was hoch begeisterte Männer in den schönen Jubeltagen der Georgia Augusta mit festem Wissen und Wollen ausgesprochen haben, das ist ins Leben getreten; und die Theilnahme an den Versammlungen der Philologen ist seit dem ersten Zusammentreten in Nürnberg immer eine ungeschwächte geblieben. Schon in den ersten Jahren der Vereinigung haben sich den Vertretern der classischen Philologie die Pfleger der so weit ausgebreiteten orientalischen angeschlossen. In einer künftigen Geschichte unsers Vereines wird die Augsburger Versammlung eine Epoche machende Stellung einnehmen, weil auf ihr die Vertreter der germanistischen Philologie uns die brüderliche Hand gereicht haben und auch für die Bildung einer besondern archäologischen Section die ersten Schritte geschehen sind. Durch diese Erweiterung ist eine neue sichere Garantie gegeben für einen langen und festen Bestand unsers Vereins, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu dürfen, dass, so lange noch die humanistischen und idealistischen Studien dem andringenden Wogendrange rein materieller Interessen Widerstand zu leisten vermögen, auch immer ein Bedürfniss für deutsche Philologen bestehen werde, zur Förderung ihrer gemein-

1) Steiner 116. Nr. 2) Duchalais, Description des medailles Gauloises. 158. 162. S. 3) Ebend. 160. S.
4) Im Kymrischen hat sich nämlich die Lautverbindung *act* später in *aith*, *aeth* verwandelt. So ward z. B. *laith* (jetzt *llaith* feucht) aus altbrittischem *lactos* (in dem Ortsnamen *Lacto-dürum*, Itin. Ant. 470. 476. S.), *maethu* ernähren aus *mactu*. 5) Im späteren Bretonischen pflegt sich *act* in *ez*, *eaz* zu verwandeln. So ist z. B. *iez* Sprechart = kymr. *iaeth* Sprache aus *iactis*, *leaz*, dialektisch *lez* Milch = kymr. *laeth* (jetzt *llaeth*) aus dem lat. Stamm *lact*, wovon *lezek* milchicht aus *lacticos*, *treaz*, dialektisch *trez* Sand = kymr. *traeth* aus *tractos*, wovon *treazek* und *trezek* sandicht aus *tracticos*.

schaftlichen Interessen und Studien zeitweise in grösseren Versammlungen zusammenzutreten. Die zahlreichen Wandervereine, die sich seit der Begründung der Versammlung der Naturforscher in Deutschland gebildet haben, sie alle sind, wenn auch kleine, doch feste Bausteine zum Thurmbau der deutschen Einheit, die, so schwer auch der Ausbau scheinen mag, doch einst ihre Thurmspitze sicherlich finden wird; zumal dann, wenn der schöne Geist der herzlichsten Eintracht und Harmonie, der uns die Tage von Augsburg zu unvergesslichen macht, immer segnend da walten wird, wo deutsche Männer in grösserer Anzahl zu einer Versammlung zusammentreten. Lassen Sie uns, meine Herren! nicht scheiden, ehe wir die Hoffnung aussprechen, dass auch die nächste Versammlung in dem schönen Meissen sich ebenso friedlich und glücklich gestalten möge.

An diese Worte knüpfte Director Dr. Classen aus Frankfurt nun noch den Dank der Anwesenden. Es galt dieser zunächst der Stadt Augsburg für das freundlichste Entgegenkommen und die Eröffnung ihrer Kunstsammlungen und Schätze, dem Präsidium, dessen mühevoller Waltung es gelungen sei, diese Versammlung zu einer der erfolgreichsten zu machen, den Secretären, deren unverdrossener Eifer die erzielten Erfolge auch für die Zukunft sichere, den Comitémitgliedern, die die Vorbereitungen zu dem Empfange mit so grosser Umsicht sich hätten angelegen sein lassen. Nachdem Dr. Classen dann noch bemerkt hatte, dass die deutsche Stadt, in welcher dieses Jahr die Versammlung stattgefunden, vielen seiner Berufsgenossen auch darum theuer sei, weil einst ihre Confession hier abgegeben und 25 Jahre nachher der erste Religionsfriede geschlossen worden sei, ein Friede, der trotz mancher Störungen von dem Blatte Papier in die Herzen eingezogen, fasste er Alles, was die Versammlung sonst noch von Gefühlen des Dankes erfüllen mochte, in dem begeisterten Rufe zusammen:

Hoch lebe die ehrenwerthe Stadt Augsburg!

Protocolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Mittwoch den 24. September.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung traten die Mitglieder zur Constituirung der pädagogischen Section in einem der an den goldenen Saal stossenden 'Fürstenzimmer' unter dem Vorsitze des Ephorus Bäumlein zusammen. Auf seinen Antrag wurde Director Eckstein zum Präsidenten gewählt. Obschon dieser auf den Antragsteller selbst als den geeignetsten Präsidenten hinwies, der bereits in Basel, Erlangen und Stuttgart als vorzüglich bewährt in solcher Stellung sich gezeigt hatte, so gab er doch auf die Bemerkung desselben, dass er nur wenige Tage der Versammlung beiwohnen könne, dem Wunsche der Versammlung nach und übernahm die Leitung der Verhandlungen. Die Protocollführung übernahm auf seinen Antrag, nachdem Prof. La Roche aus Wien abgelehnt hatte, der Studienlehrer Dr. Autenrieth aus Erlangen.*)

Die Tagesordnung ergab sich leicht. Denn da der von Prof. Dr. Thomas angemeldete Vortrag über Fallmerayer als Schulmann für eine der allgemeinen Sitzungen gewählt war, so blieb zunächst nur die von dem Gymnasiallehrer Vielhaber aus Salzburg aufgestellte Thesis über Cornelius Nepos als Schulautor. Diese wurde als erster Gegenstand der Discussion auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Auf die Aufforderung zur Stellung anderer Thesen erhob sich zunächst Dr. Wiegand aus Worms, um auf die Nothwendigkeit der Gründung von pädagogischen Vereinen hinzuweisen, welche Erfahrungen zu sammeln und darauf begründete Anträge an die pädagogische Abtheilung der jährlichen deutschen Philologenversammlung stellen sollten. Der Präsident verwies auf die von Regierungsrath Firnhaber zur Vertheilung gebrachte Schrift über deutsche Lehrerversammlungen, welche auch die Organisation des Vereins in seinen Grundzügen berühre und deren Vorschläge bereits einer besondern Commission zur Prüfung überwiesen seien. Auf der nächsten Versammlung werde zu einer gründlichen Prüfung dieser Vorschläge die beste Gelegenheit sich darbieten. Dr. Müller aus Göttingen lenkte die Aufmerksamkeit auf die Schulstrafen, obschon es schwer sei, bestimmte Thesen

*) Hiernach dürfte die Bemerkung des Referenten über die Verhandlungen der XXI. Philol.-Versammlung in den Jahrb. f. Phil. u. Pädag. Aprilheft 1863 p. 119, welche die Auffassung zulässt, dass von vier Gewählten nur einer den übertragenen und übernommenen Verpflichtungen gebührend nachgekommen ist, zu berichtigen sein.

Dr. M. Mezger.

darüber aufzustellen. Der Gegenstand, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, wurde als der zweite auf die nächste Tagesordnung gesetzt. Damit ward diese vorbereitende Sitzung geschlossen.

Donnerstag den 25. September.

Der Präsident theilte nach der Eröffnung der Sitzung mit, dass zwei weitere Anträge für die Berathung eingegangen seien, einer von Prof. Schmitz aus Regensburg über die Gestaltung der Real-Gymnasien und der andere von Prof. Högg aus Ellwangen über die Gestaltung der Mittelschulen.*) Bei dem weiten Umfange der Anträge erklärt es der Präsident für sehr bedenklich, auf eine nähere Erörterung einzugehen, die bei der Kürze der Zeit zu einem Resultate nicht führen werde. Manche dahin einschlagende Frage werde sich gleich bei der ersten über Cornelius Nepos gestellten Thesis zur Erörterung bringen lassen. Derselbe forderte Herrn Vielhaber auf, dieselbe zu begründen.

Gymnasiallehrer Vielhaber: Kaum ein Schriftsteller des römischen Altertums hat in neuester Zeit so viel von dem Ansehen eingebüsst, das er durch eine langjährige Tradition genossen, als Nepos, über keinen steht das Urtheil, dass er im Ganzen nur ein mittelmässiges Talent gewesen, in der Allgemeinheit fest, wie über Nepos. Hat man ihm doch auch das Eigentumsrecht auf die unter seinem Namen erhaltenen vitae streitig gemacht. Diese Frage zwar brauche ich, als für vorliegenden Zweck gleichgiltig, nicht zu berühren, indessen will ich doch bemerken, dass gerade eine vorurteilslose Betrachtung der bekanntlich zu dem entgegen-

*) Derselbe hat nachträglich seinen Antrag mit folgenden Worten schriftlich begründet:

‘Kann und will die Versammlung die Gestaltung der Mittelschulen zum Gegenstande der Berathung machen?’

Vorstehende Anfrage ist hervorgerufen einerseits durch die von den Schulmännern längst erkannte Nothwendigkeit einer den Fortschritten der Wissenschaften und den Zeitverhältnissen angemessenen Einrichtung der höhern Lehranstalten, andererseits durch den vielfach gehörten Wunsch des Publikums, dass es einmal eine mehr in die Augen fallende Frucht der Philologenversammlungen sehen möchte. Zu diesem Wunsche hat das Publikum, wenn man ihm auch in wissenschaftlichen Dingen kein massgebendes Urtheil zugesteht, doch eine gewisse Berechtigung, da es ja am meisten dabei interessiert ist, wie die Schulen, welche der Mehrzahl der Theilnehmer an dieser Versammlung anvertraut sind, ihrem Zwecke entsprechen.

Andere Versammlungen haben vor uns hier und anderwärts getagt; jede hat über ihre Angelegenheiten verhandelt, jede ihre besonderen Interessen besprochen. Sollten wir allein dies nicht können? Wollen wir es von andern erwarten? — Dass die Stimmen einzelner Männer ziemlich unbeachtet verhallen, zeigt leider die Erfahrung. Man liest ihre Ansichten und Vorschläge, billigt sie mehr oder weniger — und legt sie bei Seite. Ebenso findet man nur wenige der von Schulbehörden einzelner Staaten Deutschlands ausgearbeiteten Entwürfe in Ausführung gebracht. Auch in den Kammern der Abgeordneten wurde über Schulreformen gesprochen. Sollen wir dieselben von Schulbehörden und Kammern erwarten? Möglicherweise erhalten wir etliche und dreissig Schulpläne! Die Nothwendigkeit einer einheitlichen Reform ist, wie in anderer Beziehung, so auch im Schulwesen vorhanden und die Forderung, sich mit dieser Sache zu beschäftigen, um so dringender, je drohender die nächste Zukunft vor uns steht. Da aber die Aufgabe eine zu schwierige ist, als dass sie in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins zu lösen wäre, so möge doch wenigstens ein Anfang gemacht werden, indem die Versammlung einen Ausschuss bestelle, welcher das reiche Material zu sammeln und einen Entwurf vorzubereiten hat.

Es wäre zu bedauern, wenn die Zeit nicht einmal zur Bestellung eines solchen Ausschusses zureichen sollte. Im Uebrigen erlaube ich mir auf die soeben vertheilte Schrift von Regierungsrath Firnhaber, ‘deutsche Lehrerversammlungen’, zu verweisen.

gesetzten Resultat gelangenden Prolegomena von Rink zeigt, dass Nipperdey's Urtheil im ganzen wie im einzelnen begründet ist. Die zahlreichen Ausstellungen dagegen, die nach Rink besonders Nipperdey in aller Schärfe aufgestellt hat, haben bewirkt, dass man nach und nach auch an dem Schulschriftsteller Nepos irre wurde, ihn hie und da verdrängte und durch allerlei Ersatzmittel ersetzte, die man am besten mit dem so ziemlich allgemein üblichen Namen Chrestomathien bezeichnet. Auf diese einzugehen will ich hier unterlassen, 1) weil ich nicht alle kenne, 2) weil, wenn ich auch nachwiese, dass sie nicht besser sind als Nepos, doch daraus nichts für Nepos folgte, sondern nur, dass man bessere machen müsse, 3) weil ich hiebei Polemik üben müsste, die sich weder für diesen Ort noch für mich ziemte, zumal die Verfasser, weil nicht anwesend, sich nicht vertheidigen können. Es ist aber auch nicht nötig, denn gelingt mirs zu beweisen, dass der Schulautor Nepos nicht zu verwerfen sei, so ist wol auch bewiesen, dass er behalten werden kann, ja wol, dass er behalten werden muss.

Es scheint mir nun, dass man in dem ganzen über Nepos geführten Streit die Frage allmählich immer schiefer gestellt hat, indem man den didaktischen Gesichtspunkt, ob Nepos für die erste lateinische Lectüre der geeignete Schriftsteller sei, mehr aus den Augen verlor und die Frage nach der litterarischen Bedeutung desselben überhaupt substituierte. So wenig ich natürlich leugne, dass die Schullectüre eines Schriftstellers ganz wesentlich von seinem litterarischen Gehalt abhängt, eben so sicher ist, dass bei Knaben von 12, 13 Jahren noch gar manche andere Gesichtspunkte in Betracht kommen. Doch dieselben werden sich ohnehin bei einer Betrachtung der einzelnen Ausstellungen ergeben. Der erste Einwand heisst: Eine ziemlichliche Zahl der in den vitae geschilderten Männer ist nicht bedeutsam genug, dagegen fehlen höchst bedeutende, z. B. die excellentes duces Romanorum. Gewiss wäre es wünschenswerth, wenn die Zeit statt eines Dion, Chabrias, Timotheus u. a. m. die vitae der römischen Feldherrn erhalten hätte. Doch sind auch die bezeichneten recht wohl zu verwerthen. Blicken wir auf einen anderen Unterrichtsgegenstand. Alte Geschichte wird entweder vor der Neposlectüre — so bei uns — oder parallel mit ihr — so in Norddeutschland — vorgenommen. Nehmen wir den ersten Fall her. Die getadelten vitae behandeln Männer und führen in Zeiten ein, die der Geschichtsunterricht auf der untersten Stufe wohl in der Regel wird übergehen müssen. Der Lateinlehrer hat nun, wenn er den Zusammenhang des eben gelesenen richtig in das bereits bekannte historische Material einzureihen versteht, eine ganz wünschenswerthe Ergänzung des historischen Unterrichtes in seiner Hand um so weniger zu verachten, wenn man bedenkt, dass der Zeitraum von der ersten zur zweiten Behandlung der alten Geschichte zu dem bereits gelegten Grund immer neue Bausteine zuzufügen hat, die dann in den oberen Classen aus Geschichten aus dem Altertum zu einer Geschichte des Altertums vereinigt werden. Aehnlich ist das Verhältniss, wenn die Neposlectüre neben dem Geschichtsunterrichte einhergeht. Es ist wohl allgemein zugestanden, dass der Unterricht in alter Geschichte auf der untersten Stufe biographisch sein muss. Man betrachte einmal historische Lehrbücher, welche entweder direct biographisch abgefasst sind oder doch das biographische Element stark hervortreten lassen; man wird finden, dass von Miltiades, Themistokles, Pausanias nicht viel mehr in ihnen steht, als Nepos erzählt. Es ist sehr zweifelhaft, ob es gerathen ist, der lateinischen Lectüre den fast gleichen Stoff mit dem Geschichtsunterricht zu geben, im Gegentheil muss wohl dem lebhaften Knabengeist manchmal etwas neues geboten werden. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb die preussischen Programme so vielfach die Lectüre der letzten 12 vitae aufweisen. Eine ganz eigene Stellung

hat die *vita* des Atticus, die nicht sollte ungelesen bleiben. Denn neben dem grossartigen politischen Hintergrund hat sie so vieles das Privatleben eines Römers Berührendes, dass an sie ein grosser Theil der notwendigen Kenntnisse des inneren Lebens Roms sich anknüpfen lässt. Allerdings hat sie den letzten Platz der *Neposlectüre* einzunehmen.

Der zweite Einwand heisst: 'Lebensbilder kann man die meisten dieser *vitae* gar nicht nennen'. 'Nicht schritt-, sondern sprungweise wird von einem Gegenstand zum andern übergegangen, und nur auf grammatikalischem Weg für eine ganz äusserliche Verbindung des bunten Inhalts Sorge getragen.' Gewiss wäre es im allgemeinen recht wünschenswerth, wenn *Nepos* vollendete Lebensbilder geliefert hätte, wie wir in unserer neueren deutschen Literatur deren manche haben; ob aber für die Schule so ganz entsprechend, ist fraglich. Es ist nicht ohne Grund, dass die für den ersten Geschichtsunterricht bestimmten Geschichtsbücher ebensowenig eigentliche Lebensbilder enthalten als die *vitae* des *Nepos*. Die Knaben sehen an einem bedeutenden Manne nicht die eine Persönlichkeit und verstehen sie gar nicht, sie sehen nur einzelne Thaten und Schicksale derselben, die eben nur durch den Namen verknüpft sind; die Zusammensetzung der einzelnen Züge zu einer Persönlichkeit zu vollziehen und zu fassen, sind sie ebensowenig reif, als die der botanischen *Species* zu *Genera*, der *Genera* zu Familien u. s. w. Jeder, der den geschichtlichen Unterricht auf der untersten Stufe gegeben hat, wird wissen, dass die der Natur der Sache nach anekdotenhafte Darstellung des Herakles, des trojanischen Krieges u. ä. viel mehr das Interesse der Knaben festhielt und, was ein sicherer Massstab ist, viel sicherer reproducirt wurde, als eine noch so verständlich gehaltene Erzählung von Miltiades und den Perserkriegen, um von den römischen Persönlichkeiten ganz abzusehen. Wir dürfen auf der Stufe der *Neposlectüre* ganz zufrieden sein, wenn die Knaben eine Reihe einzelner Züge einer Person, die nur durch die Beziehung auf diese Person verbunden sind, sich merken, die Constituierung der Persönlichkeit gehört einer weiteren Unterrichtsstufe an.

Man sagt ferner, die Ausführlichkeit der *vitae* stehe in keinem Verhältniss zur Bedeutung der geschilderten Männer, wichtiges werde oft übergangen, unwichtiges des Breiten erzählt. Ganz richtig, wenn es sich um die Beurtheilung des Schriftstellers *Nepos* handelt, nicht richtig, wo es sich um den Knabenauctor *Nepos* handelt. Bei manchem kurz behandelten Manne müsste eine vollständige Darstellung Züge hinzufügen, die dem Knaben unverständlich sind. Des Aristides politische Thätigkeit musste der Biograph *Nepos* zufügen, am Schulauctor *Nepos* wird sie niemand vermissen. Eben so bei Cimon und Phocion. Dagegen sind manche breite und nach dem künstlerischen Massstab ungehörige Anekdoten für die Knaben wie gemacht. Wen hat nicht, als er *Nepos* zuerst in der Schule las, die Vertheidigung des Epaminondas vergnügt? Eumenes ist gegen den mit den Römern kämpfenden Hannibal unverhältnissmässig ausgedehnt; aber gar viel mehr, als *Nepos* über letzteren gesagt hat, wird auch der Geschichtslehrer seinen Schülern nicht vorerzählen, ohne sie schlaff zu finden (*longum est omnia enumerare proelia*), die echt hannibalische List dagegen gegen Eumenes ist des Interesses derselben sicher und, wenn man sie beim zeitlich sehr beschränkten Geschichtsunterricht übergeht, ist sie als ein gelegentlicher Strich am Bild des an Listen unerschöpflichen, stets eigentümliche Wege gehenden Puniers sehr willkommen.

Dass *Nepos* nicht die nötige historische Unbefangenheit besitzt, ist richtig, aber da er nicht zu den *maledicis* gehört, theils ein directer Vortheil für die Schule, theils ohne Bedeutung. Ein Vortheil, da ja Knaben nicht sollen historische Kritik treiben, sondern an dem

Grossen und Schönen des Altertums sich begeistern. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man das allerdings historisch ungerechte, aber aus einer ehrenwerthen sittlichen Entrüstung hervorgegangene Urtheil über Lysander und Pausanias wohl zu verwerthen wissen, wenn auch der Lehrer das besonders bei dem ersten schiefe Urtheil durch einige Worte richtig stellen mag.

Der gewichtigste Vorwurf gegen Nepos ist wohl der folgende, dass seine Verstösse gegen die historische Wahrheit sehr zahlreich sind. Zwar ist es noch immer schwer zu sagen, ob nicht an einem ziemlich grossen Theil der schwersten Irrtümer, wie z. B. an der Verwechslung der Scipionen, nicht Nepos, sondern die schlimme Beschaffenheit unserer Quellen schuld ist, und jedenfalls dürfte für eine Schulausgabe die kühne Kritik Lambins und Fleckeisens den Vorzug vor der conservativen Nipperdeys — Roth kommt natürlich hiebei ohnehin nicht in Betracht — verdienen. Allerdings bleiben auch dann noch eine ziemlich grosse Zahl historischer Verstösse übrig. Indessen so erschreckend auch ihre Zahl aussieht in Zusammenstellungen wie bei Rink oder wie vor mehrern Jahren in Mützells Zeitschrift ein paar gegeben waren: für unseren Zweck ist ein grosser Theil bedeutungslos. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Verstösse betrifft die Chronologie. Bei der Art nun, wie Nepos meist erzählt, nämlich der mehrfach getadelten anekdotenhaften Aneinanderreihung der Ereignisse, und bei der Art, wie Knaben eben sich solche Erzählungen merken, haben diese Irrtümer wenig, ja fast keine Bedeutung. Sie fassen eben die erzählten Ereignisse als Anekdoten, denen nur die Hauptperson insofern Zusammenhang verleiht, als sie um diese sich gruppieren. So kommt die an sich schon treffende Bemerkung, dass die unvollkommeneren Anschauungen sich nach und nach von selbst berichtigen, zu ihrer Wahrheit gegen den möglichen Einwand, dass man deswegen den Kindern noch nicht Irrtümer anzulehren habe: da sie zum grössten Theil für die Knaben keine Vergehungen, sondern nur Unterlassungen sind. Eine weitere ziemliche Zahl betrifft Nebenumstände der erzählten Begebenheiten, an denen an sich wenig gelegen ist, und wo wir mehrfach nicht einmal ganz sicher nachweisen können, dass die Darstellung des Nepos die entschieden falsche ist. Mehrere Sünden des Historikers Nepos sind Unterlassungssünden. Insoweit sie nach dem obigen Bedeutung haben, kann das, was Nepos nicht erzählt hat, der Lehrer seinen Schülern mittheilen, soviel es zum Verständniss des Gelesenen nötig ist. Dazu kommt, dass bei den meisten noch übrigen nachgewiesen werden kann, dass nicht sowohl ein Irrtum Nepos' aus Flüchtigkeit vorliegt, sondern andere Quellen benützt sind. Es ist noch ganz etwas anderes, wenn ich sagen kann, der Schriftsteller habe eine unverlässlichere Quelle benützt, als wenn ich sagen muss, er hat die Quellen verfälscht. Kurz, wenn man eben nicht suchen will, und in der Schule darf man es nicht, so ergibt sich von wirklich bedeutenden Verstössen jedenfalls nicht mehr, vielfach aber weniger als bei Plutarch. Wenn man nun im allgemeinen gegen die Lectüre des Plutarch auf einer höheren Unterrichtsstufe an sich keine Bedenken hat, so ist um so weniger Grund gegen die des Nepos auf der unteren Stufe, wo die Fehler ungefährlicher sind, als weiter oben, so sehr Bedenken zu hegen.

Die Verstösse gegen die mustergiltige Latinität bestehen theils in Wahl seltener Wörter und Formen, deren grösseren Theil man auch im Cicero, alle aber aus der guten Zeit der römischen Litteratur nachgewiesen hat, theils in selteneren Constructionen, die aber alle der Art sind, dass man sie innerhalb des Kreises der Schulschriftsteller Cicero, Cäsar, Livius, Sallustius nachweisen kann, und meistens mehr Eigenheiten des Ausdruckes, wie sie unwillkürlich jeder Schriftsteller hat. Jedenfalls ist Nepos der Ciceronischen und Cäsarischen

Ausdrucksweise näher, als Livius und Sallustius, und von dieser Seite die geeignetste Vorstufe zur Lectüre dieser Schriftsteller.

Weiter sagt man, dass sehr viele logisch-grammatische Unrichtigkeiten in den vitae seien. Von Anakoluthien ist Cäsar so wenig frei als Cicero, Nepos hat wirklich auffallende nur 2; Tautologien hat man ziemlich viele gefunden, ungerechtfertigt nur 1, da die andern durch eine aufmerksame Interpretation sich rechtfertigen lassen. Logisch unrichtige Urtheile und Gedankenverbindungen sind sehr wenige, von ersteren nur 1, von den letzteren lassen sich so ziemlich alle bei genauer Interpretation entfernen. Ja von Seite der Satzverbindung und Periodisierung ist Nepos für unseren Zweck selbst dem Cicero und Cäsar vorzuziehen. Nichts bietet dem Schüler bei der Lectüre Ciceros grössere Hindernisse, als die reiche periodische Gliederung, nichts bei Cäsar, selbst abgesehen von der nicht leichten orat. obl., als die häufig sehr umfangreichen Sätze, in denen er ein Hauptfactum sammt den Nebenumständen sammendrängt: Nepos' Sätze sind durchaus kurz, auf sehr einfache Weise gebaut und auf noch einfachere Weise verbunden. Von dieser Seite ist Nepos für die Schule wie geschaffen.

Endlich hat man gesagt, er sei schwer zu übersetzen. Allerdings lässt sich nicht Wort um Wort ins Deutsche übertragen: das wird man auch nicht wollen, da ein Latein, das Wort um Wort übersetzt werden kann, eben kein Latein mehr ist; aber man hat behauptet, dass z. B. Cäsar leichter zu übersetzen sei. Wenn das nicht eben nur vom 1. Cap. des 1. Buches des b. g. gelten soll, kann die Behauptung nur aus ungefährrer Erinnerung herrühren. Selbst bei den an sich leichtesten Büchern II, III, IV, theilweise V wird der einfachste Versuch zeigen, dass so ziemlich in jedem Capitel gar nicht so leichte Stellen vorkommen. Darin sehen wir überhaupt keine Gefahr, sondern, da Nepos keinesfalls so schwer ist, dass die Schüler nicht unter gehöriger Anleitung des Lehrers ihn bewältigen können, und dazu ist ja vor allem der Lehrer da, vielmehr wie in jeder Uebersetzung aus einer fremden Sprache einen Vortheil. Kurz um das Endurtheil auszusprechen:

Unter den auf uns gekommenen Schriften des Altertums ist für die erste zusammenhängende Lectüre keine nach Inhalt und Form so geeignet als die vitae des Nepos;

von den dagegen erhobenen Bedenken verschwindet der grösste Theil, wenn man den Standpunkt, dass es sich um den Knabenauctor handelt, consequent festhält; daraus folgt:

wo er noch in der Tertia sich behauptet hat, ist er festzuhalten; wo er entfernt worden ist, kann und soll er wieder eingeführt werden.

Ein in der Regel nicht ausgesprochener Grund, der aber doch hie und da mit bestimmt haben mag den Nepos aus der Tertia zu entfernen, liegt in einigen Stellen, die gegen den Juven. Spruch 'maxima debetur puero reverentia' zu verstossen schienen. Die nicht zahlreichen Stellen sind bis auf eine der Art, dass man, ohne im mindesten zu lügen und ohne dem Auctor Gewalt anzuthun, so übersetzen kann, dass der Schüler von dem Anstössigen nichts merkt. Den Alcibiades wird man auch aus anderen Gründen ungelesen lassen.

Der Präsident schickt der Discussion über den Vortrag zwei Bemerkungen voraus, einmal dass die Polemik über die Chrestomathien sich nicht auf den Werth oder Unwerth der einzelnen Bücher dieser Art erstrecken könne — das habe der Vorredner richtig bemerkt —, sondern nur auf den Schulgebrauch derselben überhaupt; sodann, dass den preussischen Gymnasien zu viel Ehre geschehe durch die Voraussetzung, dass in denselben die letzten vitae aus dem aufgestellten realen Grunde gelesen würden. In der Quinta (die noch gar keinen

Geschichtsunterricht habe) und in der Quarta lese man Nepos um der Sprache willen. Derselbe ertheilt zuerst das Wort dem

Prof. Dr. Wolf aus Berlin. Meine Herren! Ich möchte von vornherein meine Meinung kurz dahin aussprechen: ich bin nicht für den Cornel als Schulschriftsteller. Wenn wir die Ausgabe von Nipperdey ansehen, so finden wir, dass sie allein auf wissenschaftlichem Grunde beruht; bei den andern ist ein starkes Nachgeben gegen die alten Ueberlieferungen. Sachlich und sprachlich ist aber jene ungeeignet für den Unterricht. Nepos wimmelt von kleinen Ungenauigkeiten, wie die mit cum beginnenden und nicht vollendeten Sätze. Es würde unaufrecht sein, wenn man dies verdecken wollte; es würde jedenfalls unwissenschaftlich sein. Eine andere Wahl hätte man aber den Schülern gegenüber nicht. Man hätte fortwährend zu warnen; man hätte in historischer Beziehung anderes vorzuhalten. Dagegen könnte man den Cornelius bei einer Chrestomathie ganz gut empfehlen. Uebrigens wäre auch Cäsar viel mehr zu empfehlen.

Prof. Daniel aus Halle. Indem ich mich den meisten Ansichten des Herrn Vorredners anschliesse, glaube ich doch, dass er auf die sprachliche Seite zu wenig Augenmerk richtete. Nehmen wir einen concreten Fall. Der lateinische Lehrer hat sich redlich bemüht, den Knaben die Casuslehre einzuprägen. Jeder weiss: der Schüler hat eine Neigung, das Deutsche wortgetreu ins Fremde überzutragen, und es hat ihm Mühe gekostet die Construction mit fungi, vesci zu verstehen. Wie nun, wenn er im Autor, der ihm Muster in der Latinität sein soll, plötzlich schon Fehler findet, wenn er 'munus functus est' liest? Dennoch glaube ich, dass von zwei Seiten her die Bedeutung des Cornelius Nepos als Schulautor aufrecht zu erhalten ist, weil er historischer Schriftsteller ist und Biographien liefert. Es ist nicht zu leugnen, dass diese vitae doch den Sinn für das Heldentum, Patriotismus erwecken. Endlich glaube ich, wenn man sich nicht für eine Chrestomathie entschliessen will, würde für Cornelius Nepos ein Punkt sprechen, der von praktischer Bedeutung ist. Man hört in politischen Verhältnissen zuweilen sagen: dies Ministerium hält sich, weil man kein anderes an seine Stelle zu setzen hat. Man würde recht daran thun, auch auf Cornel diesen Grundsatz anzuwenden und ihn saecula saeculorum beizubehalten, weil er nun einmal durch keinen andern Autor ersetzt werden kann.

Wiegand aus Worms. Alle Vorwürfe, die man dem Cornelius macht, fallen zusammen, wenn man bedenkt, dass das, was wir Cornelius Nepos heissen, eben nur eine Compilation eines späteren Autors ist. Cornelius Nepos hat 3 oder 4 Werke geschrieben und verdient deshalb als Historiker grosse Achtung. Aber diese Compilation, die ein späterer Autor gemacht hat, hat viele Fehler, und in dieser Beziehung schliesse ich mich der Ansicht des Herrn Collega Wolf an. Ich glaube sogar, dass der Cornel viel besser in einer obern Classe gelesen würde. In dem Atticus und Epaminondas hat der Lehrer gar zu viel zu erklären für Anfänger. Es muss der Knabe schon sehr eingeführt sein in die alte Staatswissenschaft, um Alles recht zu verstehen. Ich habe den Cornelius cursorisch in der Prima gelesen, um Aufsätze daraus zu geben, und habe dies erfahren: Ein in den unteren Classen gelesener Autor wird oft vielfach vergessen. Aurelius Victor ist, glaub' ich, ein viel besserer Schriftsteller. Dies wenige wollte ich bemerken, theils zu Ehren des Cornel, theils für den praktischen Gebrauch.

Bieringer. Ich möchte nur zwei Worte sprechen. Was den Sprachgebrauch des Cornel betrifft, dass er vesci mit dem Accusativ construiert, so glaube ich, dass daraus nicht gefolgert

werden kann, dass er eine Unrichtigkeit begangen habe. Als Princip der Sprachforschung gilt, dass, wenn durch Texteskritik nachgewiesen ist, dass ein Schriftsteller der classischen Zeit so geschrieben hat, diese Schreibart als mustergiltig angenommen werden muss, wenn auch einige Ungeschicklichkeit im Gebrauche einzelner Verba nachgewiesen werden kann. Wir sehen in der deutschen Sprache, dass die Rection eine verschiedene ist; dass mehrere Verba bald mit dem Dativ, bald mit dem Accusativ construiert werden. Warum sollte dies dem lebendigen Geiste der römischen Sprache allein abgeschnitten sein? Man muss in dieser Beziehung die Grammatik fördern, damit, wenn in einem Autor, Cornel, Cicero u. s. w., etwas als von ihm geschrieben nach bester Texteskritik nachgewiesen werden kann, dies als mustergiltig anerkannt werde.

Dr. Schmitz. Meine Herren! Ich bin zwar kein praktischer Schulmann und möchte mir nicht anmassen, dem massgebenden Urtheil meiner Herren Collegen den geringsten Eintrag zu thun. Ich meine jedoch den allgemeinen Grundsatz beachten zu müssen, dass, wenn man dem Bessern nachgeht, man oft das Gute verliert. Im Allgemeinen möchte ich mich dem Herrn Antragsteller anschliessen und aus Ueberzeugung erinnern, dass man den Cornelius in den Schulen beibehalte. Was man gegen den materiellen Inhalt, gegen den Mangel an Authentie und Integrität, gegen die Nachrichten, welche Cornelius Nepos mittheilt, einwendet — das halte ich für ziemlich unbedeutend. Es ist doch wohl da, wo der Cornelius gelesen wird, vorzüglich darauf abgesehen Lateinisch zu lernen. Will man aber Geschichte und Latein wie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, so riskiert man, dass man beide Fliegen verfehlt. Halte man sich an den Cornelius und lerne schön fein Lateinisch. Trotz mancher Unvollkommenheiten ist hiezu viele und die beste Gelegenheit gegeben. Eine rein classische und schöne Sprache hat er freilich nicht; aber Unebenheiten finden sich bei jedem Schriftsteller, selbst bei Cicero. Ich meine, wenn eine solche Stelle vorkommt, kann man sagen, was unser verehrter Lehrer zu uns gesagt hat: Wenn du einmal ein Cornelius Nepos bist, kannst du auch schreiben wie Cornelius Nepos. So lange du aber ein Schuljunge bist, musst du dich an die Grammatik halten. Auf diese Weise kann man diesen schlimmen Einfluss gründlich abschneiden. Geschichte aus Cornelius gerade zu lernen, ist nicht beabsichtigt. Cornelius hat in seinem geschichtlichen Materiale, um Geschichte aus ihm zu lernen, viel zu wenig und oft viel zu viel. Ich glaube, man soll von dem materiellen Inhalte absehen und das Sprachliche allein ins Auge fassen.

Der Präsident bemerkt, dass in der Versammlung zwei bayrische Schulmänner anwesend seien, von denen man ein competentes Urtheil über die Frage erwarten könne, Rector Heerwagen und Prof. Linsmayer, und ersucht dieselben, ihre Stimme gleichfalls abzugeben.

Heerwagen aus Nürnberg. Wenn es mir gestattet ist, ein paar Worte zu sprechen, so möchte ich, mich dem Herrn Vorredner anschliessend, nur noch einen Gesichtspunkt hervorheben. Die Classen, in welchen gewöhnlich der Nepos gelesen wird, werden von Schülern besucht, die gerade in einem gewissen Uebergange begriffen sind. Das allgemein Technische ist überwunden und sie fangen an zu fühlen, was eigentlich Lectüre bedeutet. Es ist ein Punkt von grösster Wichtigkeit ihnen ein Material vorzuführen, über welches sie die Herrschaft gewinnen können. Als solches ist auf der einen Seite als Prosaiker Cornelius, auf der andern Seite als Dichter Phädrus zu empfehlen. Da ich lange Jahre hindurch dies Verfahren eingehalten, so weiss ich aus Erfahrung, wie man mit beiden Classikern Glück machen kann.

Aber das, meine ich, ist der Hauptpunkt, dass die Biographien so beschaffen sind, dass der Schüler nach der Lectüre einer solchen vita das Ganze bewältigen, überschauen kann, und dabei das gewisse, nicht zu übersehende Moment errungen wird, dass er sieht, was er mit Recht sein nennen kann. Wenn er den Miltiades, Themistokles u. s. w. gelesen hat, kann er sagen, dass er irgend ein künstlerisches Ganze zusammengefasst und sich zu seinem Eigenthum gemacht hat. Uebrigens bin ich auch der Ansicht, dass sich in den höheren Classen immer wieder auf Cornelius recurriren lässt.

Linsmayer aus München. Meine Herren! Ich hätte eigentlich nicht gesprochen, wenn ich nicht dazu aufgefordert worden wäre. Denn ich glaube an und für sich ist das Nothwendige bereits gesagt worden. Gerade mein Vorredner hat auf die pädagogische Bedeutung aufmerksam gemacht. Und von dieser Seite kann man gegen Nepos keine Einwendung machen; alle jene Einwände sind eigentlich von sprachwissenschaftlicher und kritischer Bedeutung. Darauf kommt es in der Schule nicht an. Wie aber? wenn Nepos gerade derjenige Schriftsteller wäre, welcher am geeignetsten ist den Knaben in die Lectüre der Schriftsteller einzuführen? Warum gibt man dem Knaben einen Schriftsteller überhaupt in die Hand? Damit er das classische Altertum aus seinen Schriften kennen lerne. Wenn man ihm diese Kenntnisse in den Mund legt, brauchen wir keinen Schriftsteller. Wir geben ihm einen Schriftsteller, eben weil er Schriftsteller ist und weil der Knabe selber daraus lernen soll; Cornel aber eignet sich vorzüglich zu der Lectüre, denn der Knabe kann die Sprache und die Sache daraus lernen. Es ist wahr, es ist im Nepos ungeheuer Vieles, was man wegwünschen muss. Das macht nichts. Wer kann in Abrede stellen, dass noch ein bei weitem grösserer Theil übrig bleibt, der ausreicht, um den Knaben in der Sprache zu üben? Nimmt man das Sprachmaterial her, so hat man vollauf zu thun, und wenn es nicht schadet, wie Herr Wiegand bemerkte, dass man in den obern Classen den Nepos liest, wenn also da die Unrichtigkeiten nicht schaden, warum sollten sie in den untern Classen schaden? Allein ein anderer Punkt ist, dass Nepos ein Schriftsteller ist, bei dem man das Fundament der lateinischen Litteratur in erster Stufe am besten kennen lernen kann. Und dieses Fundament ist die Rhetorik. Die historischen Unrichtigkeiten lassen sich zum grössten Theil in ein Material verwandeln, das für den Lehrer von unendlichem Werthe ist. Nicht ein beschränkter Kopf war Cornel, sondern ein tüchtiger Rhetoriker, und wenn er etwas angibt, was als historisch richtig nicht nachgewiesen werden kann, so thut er dies als Rhetor, und ich glaube, gerade diese rhetorische Bedeutung ist es, die ihn bei den Alten so hoch stellte, und gerade an ihm kann man den Jungen darauf hinführen, wie man das Alterthum in seinen Schriftwerken anzusehen hat. Meine Ansicht über Cornelius ist kurz die:

1) Nepos ist für die Schullectüre in sprachlicher Beziehung sehr geeignet; denn es ist unendlich viel Material da, womit man den Jungen in dieser Beziehung üben kann; und dass die sprachlichen Unrichtigkeiten nicht schaden, das lehrt die Erfahrung. Denn wenn einer einen Bock macht und beruft sich auf Nepos, so ist mir viel lieber, als wenn er sich auf die Grammatik beruft; wenn er sich ausredet: so stehts im Cornel, so gereichts mir sehr zur Genugthuung, dass er seinen Cornel so durchstöbert hat.

2) Nepos ist ausgezeichnet als erste Schullectüre, weil man an ihm den Charakter der lateinischen Sprache, das rhetorische Element gleich von Anfang an sehen kann, vorausgesetzt, dass der Lehrer es selbst zu behandeln weiss.

Wiegand. Es wird immer auf die pädagogische Gewandtheit des Lehrers ankommen. Auch in den oberen Classen, namentlich zu Stilübungen ist Nepos anzuwenden, weil ich der Ansicht bin, man müsse den Schüler zu selbstständigen Aufsätzen anleiten. In dieser Beziehung ist Epaminondas ein ausserordentliches Muster. Da wird gleich in der Einleitung gesagt, wie jeder Aufsatz formuliert werden kann: 'Erst will ich erzählen, wo er geboren ist; ich von seinen Thaten sprechen u. s. w.' Das ist eine sehr gute Anleitung zu selbstständigen Aufsätzen. Ich habe nichts dagegen, dass Cornel in der Tertia gelesen wird. Nur wird es pädagogische Gewandtheit erfordern, denn ich brauche nur zu sagen, dass Nepos nicht der rechte Verfasser ist.

Präsident: Bemerkt gegen Prof. Wolf, dass nichts nöthige, den Nepos mit den Schülern nach der grossen Nipperdey'schen Ausgabe zu lesen, da es noch sehr viele und sehr gute andere Ausgaben gebe. — Er freue sich, dass nur eine einzige Stimme für den Gebrauch der Chrestomathie sich erhoben habe und noch dazu aus Norddeutschland. Auffallender Weise spreche aus Süddeutschland keine einzige dafür, so dass es scheine, als würde die Vorliebe für dieselbe dort immer mehr beseitigt.

Bäumlein aus Maulbronn. Ich bin keineswegs dagegen, den Nepos in den Classen, in denen er bisher gelesen worden ist, zu belassen. Der Antragsteller hat mich nach allen Seiten beinahe ohne Ausnahme ganz befriedigt. Ich glaube, dass, wenn die sachliche Seite zuerst ins Auge zu fassen ist, gerade diese Art, wie Cornel die Geschichte darstellt, geeignet ist für dieses Alter. Es hat mir manchmal schon gedäucht, dass etwas Providentiellles darin liege, dass wir einen solchen Autor für diese Classen haben. Auf der andern Seite möchte ich nicht dafür angesehen werden, als ob ich die Chrestomathien verwerfen wollte. Eine Zeitlang war man gegen Chrestomathien, und jetzt ist in den Schulen Nepos, zum Theile auch Cäsar eingeführt. Kommen nun beide in Vergleichung, so kann ich einem vorhin aufgestellten Urtheil nicht beitreten. Ich halte den Cornel für viel angemessener. Der Cäsar ist nicht der angemessenere und nicht leichtere Schriftsteller; er gehört für eine vorgerücktere Stufe. Indessen, um ganz kurz auszusprechen, was ich von Chrestomathien denke: auf einer Stufe, auf der es sich handelt um die Erfassung der Sprache und noch nicht um die Erkenntniss eines Schriftstellers, auf einer solchen Stufe können Chrestomathien nicht verworfen werden. Der Schriftsteller ist natürlich für den Lehrer immer angenehmer. Ich glaube — soweit ich die Strömung in meinem Vaterlande beobachten kann — man hat sich allmählich mehr und mehr überzeugt, dass Chrestomathien doch nicht so übel sind. Ich wollte mich übrigens nur gegen den Schein wahren, als ob ich ein Gegner der Chrestomathien wäre.

Hug aus Winterthur. Nicht um etwas Neues zu sagen, sondern nur, weil die Discussion darauf hinzuzielen scheint, dass man aus gewissen Landestheilen Zeugnisse für und gegen Chrestomathien sammle, möchte ich verhindern, dass man sage, keine Stimme aus dem Süden habe sich gegen Nepos hören lassen. Ich gehöre auch zu denen, welche den Nepos abgeschafft haben. Ich hätte diesen Schritt nicht gewagt und Andere hätten ihn auch nicht gewagt, wenn seine Mängel nicht zu gross wären. Die Mängel des Cornel sind auch aus der heutigen Discussion hervorgegangen: Mängel in sachlicher und sprachlicher Beziehung. In sachlicher Beziehung wurde auch von dem Herrn Antragsteller nicht genug hervorgehoben, dass, obwohl sehr viel Schönes sich im Cornel findet, einzelne Biographien mehr gerippartig sind, andere mehr Leben haben. In dieser Beziehung glaube ich in der That, dass, wenn alle Biographien von der letzteren Art wären, keine sachlichen Bedenken gegen Nepos zu

erheben wären. Allein man wird schon des Wechsels wegen genöthigt sein, auch auf andere Biographien einzugehen. Und nun fragen wir uns, ob denn wirklich der materielle Nutzen des Nepos so gross ist, dass wirklich gar keine der vorhandenen Chrestomathien uns Aehnliches oder vielmehr Besseres bieten könnte. Es gibt solche Chrestomathien, welche aus einem Schriftsteller ausgezogen, eine Art systematischer Geschichte für die Jugend bieten, so Wellers kleiner Livius und Herodot. Ich glaube in sachlicher Beziehung in die erste Stufe Herodot und in die zweite Livius stellen zu müssen. Ich komme auf die sprachliche Seite. Es wurde bemerkt, dass, natürlich vom höhern Gesichtspunkt aus betrachtet, wenn der Autor fungor, vescor mit dem Accusativ construiere, wir einen solchen Sprachgebrauch nicht mit den engen Grenzen unserer gewöhnlichen Schulgrammatik beurtheilen dürfen. Es wird kein Mensch leugnen wollen, dass viele Schriftsteller sich nicht binden liessen, weil der Sprachgebrauch überhaupt noch ein flüssiger war. Man hat davon gesprochen, dass, wenn es nicht von Gefahr sei für die Schüler der oberen Classen, es auch denen der unteren nicht schade. Allein, meine Herren! es ist das doch ein gewaltiger Unterschied; und wenn wir in der untern Stufe die Regeln einprägen müssen, und der Schüler findet dann im ersten Autor auf jeder Seite solche Verstösse gegen dieselben, so möchte es doch vielleicht einen Theil irre führen.

Müller bemerkt gegen Hug, dass der kleine Herodot ein ganz ausgezeichnetes Buch sei, der kleine Livius aber nicht. Jener sei für die dritte Classe zu leicht und werde in Hannover in der Quinta gelesen.

Cron. Wenn ich mir erlaube, auch noch ein Wort zu sprechen, so möchte ich nur den Satz widerlegen, man könne aus Cornel sowohl Grammatik als auch Geschichte lernen. Da möchte ich mich auf den Ausspruch eines der ersten Pädagogen berufen, unter dessen Leitung ich gestanden (Döderleins), der sich dahin erklärte, dass es eine viel zu schwierige Sache ist, zugleich Sachliches und Sprachliches aus demselben Stoff zu entnehmen. Ich glaube, wenn man von der Lectüre des Cornelius ausgeht, wie sie geübt wird, so nimmt man sie in den Classen, wo man noch die Anfänge der Sprache lernt. Da wird man mit der sprachlichen Seite genug zu thun haben. Wenn man auch einen sachlichen Gewinn haben will, so wird es vielleicht zu empfehlen sein, dass, wenn etwa nur, wie das hier an unserer Anstalt der Fall ist, die Hälfte in den untern Classen gelesen wird, man die andere Hälfte in der Classe, wo der zusammenhängende Geschichtsunterricht beginnt, als Privatlectüre empfiehlt oder fordert; und dann gibt der geschichtliche Unterricht selbst das Correctiv für historische Irrthümer; man kann darauf hinweisen, ohne gegen den Schriftsteller zu verstossen. In der Ansicht, dass die sprachlichen Verstösse nicht erheblich sind, kann ich mich den andern Rednern anschliessen, indem der Schriftsteller über der Grammatik steht. In welchem Widerspruche steht die Rede des Cäsar gegen die Lehre von der Folge der Zeiten in unserer Grammatik! Deshalb glaube ich mich unbedingt den verehrten Rednern anschliessen zu müssen, welche für die Beibehaltung dieses Schriftstellers sich geäussert haben.

Präsident. Wir kommen eigentlich in eine Discussion über den geschichtlichen Unterricht. Wenn wir noch das Glück hätten, Thiersch in unserer Mitte zu sehen, so würde sich dieser ganz entschieden für Cornel aussprechen, den er einmal sehr treffend den geborenen Schulautor genannt hat; und eine solche Autorität, glaub' ich, ist denn doch nicht ganz zu verachten.

Dr. Wolf. Ich glaube, dass ich dadurch nicht ganz widerlegt bin. Wenn man im Cornel so viele Vordersätze findet, auf die kein Nachsatz folgt, kann man nicht für Cornel sein.

Vielhaber. Was den ersten Einwand des Herrn Wolf betrifft: dass im Cornel eine Masse Vordersätze ohne Nachsätze vorhanden seien, so habe ich den Cornel früher schon und auch zu diesem Zwecke sorgfältig durchgelesen und habe nur zwei bedeutende Anakoluthien gefunden, und auch von diesen lässt sich eine leicht erklären, wenn man nur im Pausanias quodcum zusammennimmt, wie man ja auch quodsi u. s. w. sagt. Und solche Fälle giebt es noch mehrere. Was meine Bemerkung über den geschichtlichen Nutzen betrifft, so wollte ich damit nicht eigentlich sagen, dass Geschichte gelernt werden solle aus dem Cornel; aber ich glaube, wenn man einen Schriftsteller liest, so thut man es nicht bloss der Worte, sondern auch der Sache wegen. Der Knabe kann sich nicht so viel daraus merken, wenn man es bloss wegen der Geschichte thut; allein jedenfalls soll er sich etwas merken, das müssen wir doch auch wünschen. Was die Bemerkung des Herrn Präsidenten über die preussischen Gymnasien anbelangt, so habe ich meinen Ausspruch aus einem Programme geschöpft, das mir zukam. Was dann die sprachliche Seite betrifft, so ist auf manche Eigenthümlichkeiten hingewiesen worden; aber ich glaube, die Wahl der Construction von fungi, vesci war unglücklich; denn ich muss dem Schüler sagen, dass diese Verba ursprünglich den Accusativ regiert haben, sonst versteht er den Gebrauch von deren Gerundium nicht. Der Möglichkeit, den Nepos als Privatlectüre zu verwenden, stimme ich vollkommen bei, und wir dürfen froh sein, wenn wir einmal den Schüler dahin gebracht haben, dass er aus eigenem Fleisse für sich einen Autor liest. Diese wenigen Bemerkungen glaubte ich mir noch erlauben zu dürfen.

Der Präsident dankt dem Redner dafür, dass er diesen Gegenstand angeregt habe und gibt sodann Herrn Müller das Wort.

Dr. Müller. Ich halte zunächst die Schulstrafen für die grösste Qual des Lehrers. Die Schule, die ich mir wünsche, ist freilich eine paradiesische, in der keine Strafe nothwendig ist. Da man nun aber ohne Strafe einmal nicht auskommen kann, so sind die Strafen wieder ganz verschiedener Art. In den obern Classen hat man es mit Jünglingen zu thun, deren Willenskraft gereifter ist. Deswegen sind die Strafen in den obern Classen nur von geringer Auswahl: Verweis, Citation vor den Director, vor die Lehrer-Conferenz, Nachsitzen und, wenn nichts hilft, Relegation. Ich möchte nun gerne diese Strafen für die obern Classen bei Seite lassen, theils weil meine Erfahrung mehr auf die untern Classen begründet ist, theils weil weniger Differenzen hierüber vorhanden sind. Die Strafen in den untern Classen sind doppelter Art: Ordnungsstrafen, gewissermassen als eine Sühne für ein Vergehen gegen die Ordnung in der Schule, z. B. Papierhinwerfen, Thürezumachen u. s. w. Wenn man da eine bestimmte Ordnung haben will, so muss die Verletzung derselben nothwendig auch mit einer kleinen Strafe belegt werden. Auch diese lasse ich bei Seite und will nur die Strafen für ernstere moralische Vergehen behandeln. Diese sind Mangel an Schulfleiss, Lüge, Betrug, Widersetzlichkeit gegen den Lehrer, Streitigkeiten mit den Mitschülern und Anderes. Die Strafen, die bei uns üblich sind, sind zunächst Verlängerung der Schulzeit, das sogenannte Nachsitzen. Gegen diese Strafe lässt sich nach meiner Meinung sehr vieles einwenden. Man verlängert dadurch die Schulzeit, die an sich schon sehr lang ist. Wir haben 6 Stunden Unterricht; dazu kommt noch der Sing- und Zeichnungsunterricht und dadurch verlängert sich die Schulzeit auf 8 Stunden des Tags. Kommt dazu noch der Turnunterricht, so steigert sie

sich bis auf 10 Stunden. Nun frage ich, wie viele Zeit bleibt dem Schüler für sich noch übrig? Ferner das Nachsitzen muss wenigstens unter Aufsicht geschehen. Denn wenn die Schüler sich selbst überlassen sind, fangen sie weiss Gott was an. Diese Aufsicht nun lässt sich sehr schwer beschaffen. In einigen Anstalten sind sogenannte Strafstunden eingerichtet, zu denen der Lehrer hinkommen und Aufsicht halten muss. Dies lässt sich aber nicht bei allen Anstalten durchführen. Ich glaube daher, es wäre am besten, wenn man ohne Nachsitzen auskommen könnte. Daher möchte ich körperlichen Strafen das Wort reden. Hierüber gehen die Ansichten aber sehr weit auseinander. Einige sind dafür, Andere wieder ganz dagegen. Ich wenigstens bin dafür, natürlich unter verschiedenen Bedingungen. Ein Lehrer darf sie nicht anwenden, wenn er allzu heftig ist. Man darf auch z. B. eine solche Strafe nicht in Anwendung bringen, wenn man einen Schüler beim Verdachte der Unwahrheit zum Geständnisse zwingen will; denn das ist eine Art Folter. Dann muss sie in dem Alter angewendet werden, wo der Schüler keine Verletzung seiner Ehre darin sieht. Der verehrte Hermann in Göttingen sagte: 'Die körperliche Züchtigung kann angewendet werden bei Knaben, so lange sie selbst noch sich untereinander schlagen' — und das ist so wahr, dass ich glaube, Hermann, der selbst nie unterrichtet hat, habe wenigstens hierin das Rechte getroffen. Die körperliche Strafe hat das Gute, dass sie kurz abgethan ist. Beim Nachsitzen muss der Schüler doch Arbeit erhalten und der Lehrer dieselbe controlieren. Das ist aber ein grosser Zeitverlust. Darum bin ich gegen das Nachsitzen und möchte die körperlichen Strafen vorziehen. Eine dritte Art von Strafe sind die Strafarbeiten. Auch gegen diese lässt sich ungemein Vieles einwenden. Aber doch sind sie, glaube ich, nicht ganz zu verwerfen. Ich verstehe nicht darunter, dass einem Schüler das Mass der Schulaufgaben besonders vermehrt werde, z. B. während der Eine etwas einmal schreibt, musst du es 3- oder 4mal machen; sondern die, welche ich meine, sollen angewendet werden, wenn ein Schüler im Auswendiglernen nachlässig ist, wenn er in einem deutschen Worte immer denselben orthographischen Fehler macht u. a. m. Wenn nun Einer da mehrere Male es hat fehlen lassen, so glaube ich, ist es eine sehr praktische Strafe, es ihn 2- oder 3mal abschreiben zu lassen. Man kann auch dadurch dem Unterrichte zu Hilfe kommen; manche Formen u. s. w. merkt sich vielleicht der Schüler schwer; wenn er sie aber ein paarmal abgeschrieben hat und der Lehrer darauf sieht, dass er recht abschreibt, so ist dies, glaub' ich, von grossem Nutzen. Jedoch leugne ich nicht, dass mit den Strafarbeiten auch Missbrauch getrieben werden kann. Endlich nenne ich noch ein Mittel, das zwar keine Strafe ist, aber doch von dem Schüler als Strafe angesehen wird, nämlich der directe Verkehr mit den Eltern. Dies ist wohl in kleinern Städten möglich; allein in grössern modificiert es sich sehr. Ich habe selbst schon Schüler gehabt, welche durch alle Classen gingen, ohne dass man einmal ihre Eltern zu Gesichte bekam. Wenn aber der Schüler weiss, dass der Vater mit dem Lehrer in Rapport tritt, so ist das sehr vortheilhaft. Doch bedarf es auch hier wieder der Vorsicht. Ich habe einmal eine unangenehme Erfahrung gemacht, die schlimm hätte ablaufen können. Ich hatte einen Schüler, der nicht ordentlich gelernt hatte, nachsitzen lassen wollen und gab ihm einen Zettel nach Hause mit, um die Zustimmung der Eltern zu erhalten. Der Junge fühlt sich so unglücklich, dass er sich ertränken will. Er kommt an einen Bach, legt seinen Schulranzen ab, geht durch den Bach; da muss es ihm zu kalt gewesen sein; kurz er legt sich am andern Ufer des Baches nieder, wo ihn die Polizei findet und nach Hause bringt. Das war vielleicht eine falsche Anwendung dieses Mittels. Doch *abusus non tollit usum*. Bei der ge-

hörigen Vorsicht ist dieses Mittel aber gewiss sehr vortheilhaft. Namentlich kann man dadurch die Faulheit der Schüler, die so oft Grund zu Lügen wird, abschneiden, wenn man von vorn herein mit den Eltern sich in Rapport setzt.

Bäumlein. Ueber die körperlichen Strafen erlaube ich mir eine Bemerkung zu machen. Es ist der Ausspruch eines von mir sehr hochverehrten Mannes, K. Fr. Hermanns, angeführt worden, dass man die körperlichen Strafen da noch anwenden könne, wo die Schüler untereinander selbst sich schlagen. Ich möchte wünschen, dass dieser Ausspruch näher präcisirt werde. Es ist dies zwar im Allgemeinen wahr; aber genau betrachtet, ist es nicht ganz richtig. Man wird die Bemerkung machen, dass Schüler auch in den vorgerückteren Jahren sich untereinander schlagen. Die Linie zwischen Ernst und Scherz ist da selten streng gezogen. Auch finden sie eine Verletzung ihrer Ehre nicht darin. Aber ganz anders ist es, wenn der Lehrer einen Schüler, der in einen Wortwechsel oder in thätlichen Conflict kommt, darum der körperlichen Züchtigung für werth halten sollte. Ich bin der Ansicht, dass das Ehrgefühl der Schüler nicht zu verletzen sei und halte es für ein Lob des Lehrers, wenn er der körperlichen Züchtigung ganz entbehren kann, und jedenfalls glaube ich, ist das 14. Jahr die äusserste Grenze. Weiter hinaus möchte ich nicht mehr für körperliche Strafe stimmen.

Der Präsident berichtigt die Auffassung des Vorredners. Weder Hermann noch Müller meinen, dass in den Fällen, wo Schüler unter sich handgemein werden, körperliche Züchtigung gegen dieselben angewendet werden solle. Das Knabenalter im Allgemeinen hätte dadurch bezeichnet werden sollen. Das aber sei vollkommen richtig, dass die Schüler auch auf höheren Altersstufen wohl noch einmal handgemein werden und doch werde es gewiss Niemandem einfallen, bis in solche Jahre hinauf eine körperliche Strafe anzuwenden.

Regierungsrath Firnhaber. Wir haben dem Antragsteller für die Anregung dieser Frage sehr zu danken, denn obgleich wir uns eine pädagogische Section nennen, sind doch eigentlich pädagogische Fragen noch wenig behandelt worden. Aber ich möchte warnen, die Frage so kurz abzumachen und vielmehr rathen, den Antragsteller zu ersuchen, dass er bis morgen einige Thesen aufstelle, an die sich eine ordnungsmässige Besprechung anschliessen könne. Das Thema ist reich genug, und besonders die körperlichen Strafen sind einer genauen Behandlung werth.

Der Präsident ist damit einverstanden und fordert den Dr. Müller auf, seine Ausichten in kurzen Sätzen niederzulegen, da ohnehin die heutige Sitzung zu schliessen sei.

Die Schul-Wandkarte der Stadt Rom von Rheinhard in Stuttgart wurde schlüsslich zur Ansicht mitgetheilt.

Freitag den 26. September.

Der Präsident theilte bei der Eröffnung der Sitzung mit, dass Prof. Dr. Köchly die von einer Commission im Auftrage des Kaiser Napoleon entworfene Karte Galliens vorzulegen und einige Bemerkungen darüber zu machen geneigt sei; es solle dies am Anfange der morgenden Sitzung geschehen. Prof. Hoegg hat einen Beitrag zur Vereinfachung der lateinischen Grammatik (die Genusregeln der dritten Declination betreffend) den Fachgenossen zur Prüfung empfohlen. Director Dr. Klix wünscht gleichfalls in der morgenden Sitzung an die bayrischen Collegen über die Einführung des stenographischen Unterrichts in die Gymnasien

eine Anfrage zu richten. Schliesslich empfahl der Vorsitzende die von H. Stadelmann gelieferte lateinische Uebersetzung der römischen Elegien von Göthe um so mehr der allgemeinen Beachtung, je meisterhafter der auch sonst schon rühmlichst bekannte Verfasser hier sein schönes Talent bekundet hat. Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen wurde in die Tagesordnung eingetreten und dem Dr. Müller das Wort gegeben.

Müller. Meine Herren! Ich habe mir erlaubt der Aufforderung der Versammlung nachzukommen und das, was ich gestern unvorbereitet vortrug, in einige Thesen zusammenzufassen.

I. Die Auswahl und Anwendung der Schulstrafen erfordert die reiflichste Ueberlegung und grösste Vorsicht von Seiten des Lehrers, der durch Handhabung einer strengen Ordnung bei genauer Kenntniss der Eigenthümlichkeiten des jugendlichen Alters vielfach den Vergehen der Schüler vorbeugen kann.

Dr. Schmitz. Bei Anwendung der Schulstrafen ist nicht bloss eine Kenntniss des jugendlichen Alters im Allgemeinen erforderlich, sondern auch eine genaue Kenntniss des in Frage stehenden Individuums, denn sonst begeht man bei Abfassung eines Strafgesetzes schwere Unbilligkeiten gegen die Individualität des Einzelnen.

Präsident. Das ist wohl selbstverständlich, da wir nicht bloss Lehrer, sondern auch Erzieher sind. Uebrigens entwerfen wir ja kein Criminalgesetz und keinen Strafcodex.

Müller. Ich gehe zur zweiten Thesis über:

II. Die mässige und vorsichtige Anwendung der körperlichen Züchtigung, bei welcher man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, ist nicht zu verwerfen. Es ist dieselbe aber bis auf seltene Fälle in der Regel vom Lehrer selbst zu vollziehen.

Wenn einer einen Diebstahl begeht, verordnet bei uns die Obrigkeit, es solle eine vollständige Auspeitschung vorgenommen werden. In diesem Falle ist es keine Schulstrafe mehr; wohl aber kann in analogen Fällen die Strafe durch den Pedell vollzogen werden. Aber das Ehrgefühl des Schülers muss möglichst geschont werden. Der Lehrer, der hier wie ein Vater dem Schüler gegenüber steht, muss sie selbst vollziehen, und nur in wenigen Fällen kann es sich der Schüler gefallen lassen, dass durch eine untergeordnete Person diese Strafe vollzogen wird.

Präsident. Für die preussischen Gymnasien besteht die Vorschrift, körperliche Züchtigung nicht anzuwenden, wo sie aber erforderlich wird, wenigstens keine Unterbeamten damit zu beauftragen. In dem freien England dagegen spielen die Birkenruthen bis auf den heutigen Tag eine grosse Rolle; sie sind das Haupterziehungsmittel der englischen Aristokratie: aber der Rector allein ertheilt dort die körperliche Strafe.

Högg. Ich wünsche, dass diese Thesis dahin genauer bestimmt werde, der Lehrer vollzieht die von ihm zuerkannte Strafe selbst. Etwas Anderes ist es, wenn der Director oder Rector der Anstalt eine Strafe zuerkannt hat; in diesem Falle kann der Lehrer nicht der Vollzieher einer von ihm nicht zuerkannten Strafe sein. Ich bin immer der Ansicht gewesen und habe sie schon vor 20 Jahren ausgesprochen, dass nur der Lehrer eine Strafe bestimmen und selber vollziehen soll und nur im Nothfalle, wenn polizeiliche Uebertretungen stattfinden, eine andere Person die Strafe vollziehen dürfe.

Cron. Ich möchte mir nur erlauben die Anfrage zu stellen, ob augenblickliche Züchtigung gemeint ist oder eine Strafe, die durch Beschluss des Lehrerraths dictiert wird. Ich glaube, dass der Lehrer nur augenblicklich eine solche Strafe anwenden kann.

Der Präsident findet es wünschenswerth, dass doch sämtliche Thesen zuerst vorgelesen werden, damit nicht im Voraus eine Debatte über Punkte sich entspinne, die in folgenden Thesen ihre Erledigung fänden.

Müller fährt demnach in seiner Thesenstellung fort:

III. Man wende dieselbe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler untereinander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

IV. Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

V. Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, Frechheit, Widersetzlichkeit, erwiesener Lüge und eingewurzelter Faulheit.

Vielhaber. In Betreff der ersten Thesis möchte ich den Antrag stellen, dass die körperliche Züchtigung nur da angewendet werde, wo sie durch die Landes- oder Ortssitte gebilligt wird (Oestr. Organisationsentwurf §. 71, 5).

Wiegand. Der Volksschullehrer wird in der Regel pädagogischer erzogen, als der Lehrer der Realschulen und Gymnasien. Ich selbst habe 16 Jahre lang die Volksschule in Worms neben dem Gymnasium geleitet und habe die Erfahrung gemacht, dass Lehrer ganz ohne Schlag die Schule regiert haben. Nicht so am Gymnasium, wo gebildete, aber nicht pädagogisch gebildete Lehrer sich zu Uebereilungen hinreissen liessen und eclatante Fälle vorkamen. Bei uns in Rheinhessen gilt noch das französische Gesetz, und wenn der Lehrer ein Kind schlägt, so dass Spuren davon nachher bemerkbar sind — und dies ist leicht möglich —, so kann der Vater vor Gericht klagen. Auch ist mir der Fall bekannt, dass zwei Lehrer förmlich vor Gericht gestellt worden sind, wo nämlich auf eine Ohrfeige augenblicklicher Tod folgte.

Präsident. Der Antragsteller will ja mässig und vorsichtig gestraft wissen. Nach preussischem Gesetze ist dem Lehrer eine väterliche Züchtigung gestattet. Aber dieser Ausdruck ist so unbestimmt, dass allerlei Conflictte schon vorgekommen sind; aber man ist in der Auslegung des Gesetzes ausserordentlich liberal.

Daniel. Bei so praktischen Fällen muss man sich nicht scheuen ganz ins Einzelne zu gehen. Die Schüler machen einen grossen Unterschied, ob der Lehrer mit der Hand oder mit dem Stocke züchtigt. Die Anwendung des Stockes als einer schimpflicheren Strafe regt den Schüler mehr auf, während eine andere Züchtigung hingenommen wird, wenn die Umstände sonst so sind, dass das rechte Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler besteht. Also: Stock oder nicht Stock?!

Biehl. Es ist grundfalsch, dass die Landessitte massgebend sein soll; das Gymnasium soll sich seiner Aufgabe klar bewusst sein und nicht in der Sitte stecken bleiben. Es wäre sehr gut, wenn mehrere der Herren einzelne Fälle anführen wollten. Ich will einige anführen, welche dagegen sprechen, dass man sich nach der Landessitte richten soll. Ich bin nicht bloss in Oesterreich gewesen. Es ist mir in einem Lande, wo die Strafe nicht gestattet wird, ein Fall vorgekommen, wo ich in die Schule kam nach dem Gottesdienste, und zwar in die 1. Classe. Ich habe die schriftlichen Pensa durchgesehen und wollte sie durchnehmen

und forderte einen Schüler, den ich im Verdachte der Lüge und des Betruges hatte, zum Vorlesen der Uebersetzung auf. Ich bemerkte in seinem Heft den Unterschied der Dinte bald. Ich frage ihn: 'wann hast du das gemacht?' 'Das hab' ich gestern zu Hause gemacht.' 'Ist das wirklich wahr?' 'Ja.' Jetzt nehme ich das Heft des nebensitzenden Schülers und bemerke, dass es da gerade so steht. Und nun frage ich den ersten abermals, ob er das Pensum zu Hause gemacht habe. Und er sagt mir: 'Ja, ich hab's zu Hause gemacht.' Dann erst fragte ich den andern: 'Hat er vielleicht von deinem Hefte abgeschrieben?' 'Ja, er hat's vor einigen Minuten abgeschrieben.' Ich, damit noch nicht zufrieden, rufe einen dritten auf; der gesteht es ebenfalls zu. Und nun frage ich den erstern abermals und der sagt abermals: 'Ich hab's zu Hause gemacht.' In dem Augenblicke habe ich ihm eine Ohrfeige gegeben, und die hat bei diesem Schüler solche Früchte getragen, dass er mich nie mehr belogen und nie mehr betrogen hat. — Ich möchte einen Unterschied machen: Soll ausser den Ohrfeigen auch der Stock angewendet werden? Gegen diesen erkläre ich mich ganz und gar, weil er nicht auf der Stelle anwendbar ist. Geschieht die körperliche Züchtigung nicht augenblicklich, so regt sich im Schüler das Gefühl: der Lehrer trägt nach; er kann nicht verzeihen. Die Strafe soll nicht leidenschaftlich gegeben werden, aber auch nicht kühl; denn das ist viel gefährlicher.

Dietsch. Die heutige Debatte ist mir interessant. In Russland ist in §. 48 des neuen Reglements körperliche Züchtigung in allen unter dem Ressort des Ministeriums für Volksaufklärung stehenden Anstalten verboten, und man glaubt, die Humanität verlange dies. Die Erläuterungen sagen, man werde freilich ohne körperliche Züchtigung doch nicht durchkommen; aber die grössere Humanität verbietet sie und darum meint man in Russland dies öffentlich aussprechen zu müssen. Nun will ich ganz offen gestehen, dass es mich unangenehm berührt, wenn wir deutsche Lehrer die körperliche Züchtigung wollen. Wir wollen doch aussprechen, dass auch wir im Interesse der Humanität dahin zu wirken haben, dass sie nicht mehr vorkommt; ich wünschte auch von unserer Seite einen entschiedenen Ausspruch, dass wir es für ein Unglück betrachten, wenn wir züchtigen müssen, und nur in der äussersten Noth davon Gebrauch machen.

Der Präsident bemerkt hierauf, dass die Anführung von Russland hier nicht passe; dort wolle man ja die Stände, die zu einer höheren Bildung berufen sind, heben und aus dem Regimente der Knute retten.

Schmitz. Ich möchte noch zu bedenken geben, dass unsere Schulen sehr wesentlich auf christlichem Grund und Boden stehen. Wie nun, wenn wir so entschieden gegen körperliche Züchtigung stimmen, wo bleibt denn da das Bibelwort: 'Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es mit der Ruthe'?

Wiegand. Ich möchte das betonen, 'mit der Ruthe', aber nicht mit Ohrfeigen.

Dietsch. Wer weiss nicht, wie oft schon Worte in der pädagogischen Section verkannt worden sind? Ich wollte ja nur dem Missverständniss vorbeugen, dass die Sache in den Zeitungen schief dargestellt werde; darum habe ich meinen Antrag gestellt.

Der Präsident bittet um eine kurze Formulierung eines solchen Dictums und versucht auf den weiteren Austausch von Erfahrungen, wenn auch nicht von einzelnen Beispielen hinzuweisen. Ehe Dietsch seinen Antrag vorlegt, macht aber

Dr. Fischer aus Greifswalde noch eine Bemerkung: Das angeführte Bibelwort heisst nicht so, sondern es heisst: 'der halte sein Kind unter der Ruthe', d. h. der halte es streng.

Auf das, was Herr Dietsch gesagt hat, möchte ich erwidern, dass ich in der körperlichen Züchtigung kein Unglück sehe, weil es nichts Entehrendes hat, wenn für eine Frechheit, die mit Mangel an Scham gepaart ist, ein Schlag gegeben wird. Es zum Princip erheben, 'wir sollen die Kinder züchtigen,' wird Niemandem einfallen, aber ebensowenig, 'wir sollen nicht schlagen.' Ein Schlag wirkt manchmal wunderbar, obschon ich andererseits zugeben muss, dass alle Aerzte und manche Lehrer die Ohrfeige für ein gefährliches Disciplinarmittel halten. Ein Schlag mit dem Stöckchen schadet einem Knaben nicht.

Dietsch formuliert nun seinen Satz folgendermassen: 'Unter voller Anerkennung des Princip, dass der Lehrer sich zur Aufgabe zu machen hat die körperliche Züchtigung möglichst zu entfernen, ist doch die vernünftige und vorsichtige Anwendung derselben anzurathen.'

Firnhaber. Unter Bestrafung versteht man nicht die Ausführung eines vom Director oder vom Lehrercollegium gegebenen Auftrags. Die Sache muss noch näher bestimmt werden. Auch ist zu unterscheiden zwischen Züchtigung mit dem Stock und einem augenblicklichen Klatsch. Die körperliche Züchtigung besteht nicht in augenblicklicher Züchtigung, Anwendung einer Ohrfeige, sondern in einer wirklichen mit dem Stock. Welche Mittel haben wir aber, wenn wir diesen abschaffen, zur Züchtigung? Ich will Ihnen ein merkwürdiges Beispiel anführen, meine Herren. Bei Abfassung der nassauischen Schulordnung im Jahre 1817 wollte man Stock und Ohrfeige gerne ganz vermeiden und suchte nach einem Ersatzmittel bei körperlicher Strafe. Welches war dies? Antwort: ein 2 Zoll breiter und $\frac{1}{2}$ Zoll dicker Riemen. Man kann sich denken, dass diese Riemen nach der Individualität der Lehrer sehr verschieden ausfielen, und in welcher Weise dadurch geholfen war. Auf dem Westerwalde bin ich oft vor dem Instrumente erschrocken, besonders wenn das Leder sehr hart war. Selbst unter den Augen der Regierung, in Wiesbaden, ist es einem ganz tüchtigen Lehrer begegnet, dass er mit einem solchen Riemen meinem Sohne einen Daumen zerschlagen hat. Mit Rücksicht auf solche Vorfälle behalten wir den Stock nun bei; aber die Stockstrafe soll Ausfluss der väterlichen Gewalt sein. Aber wie steht es mit der durch Schulconferenz beschlossenen und durch den Pedell vollzogenen Strafe? Nach meiner Erfahrung hat jede Züchtigung durch den Pedell immer die schlimmsten Folgen. Daher soll eine solche jedenfalls nur nach Conferenzbeschluss und Uebereinkommen mit den Eltern in Anwendung kommen; die Ausführung derselben schändet keinen Lehrer, am wenigsten den Classen-Ordinarius. Am liebsten aber züchtige man gar nicht durch den Pedell.

Müller. Gegen eine Zudictierung durch die Conferenz will ich mich gerade erklären; denn dieses ist keine Strafe auf frischer That.

Raspe. Meine Herren! Ich glaube, wenn die Züchtigung im Einverständniss mit den Eltern erfolgen soll, so kann man sie ebenso gut, ja man muss sie entfernen. Wir müssen diese Strafe von uns weisen, denn eine solche Väterlichkeit hat einen profanen Charakter. Kein Vater wird es gern sehen, wenn der Sohn durch den Pedell ausgeprügelt wird. Soll eine Züchtigung ausgetheilt werden, so muss dieses von dem Lehrer geschehen kraft seiner väterlichen Gewalt. Das Prüegeln durch den Pedell hat etwas Criminelles, Gehässiges und es giebt nur einen Fall, in dem dieses geschehen soll; wenn der Schüler nämlich es so weit gebracht hat, dass er entfernt werden muss, und wenn man ihn, falls er verstockt ist, vielleicht durch den Eindruck einer solchen Züchtigung noch zu bekehren hofft, nur also, wenn eine Natur dadurch vielleicht noch zu retten ist; aber wenn es in der Welt möglich ist, soll man dieselbe ganz vermeiden.

Purbaum. Ich wollte bemerken, dass in Westphalen eine körperliche Strafe nur durch die Lehrerconferenz beschlossen wird und der Lehrer verpflichtet ist dieselbe selbst zu vollstrecken. Die Züchtigung soll nur von einem Classenlehrer, nie von einem Fachlehrer angewendet werden. An mehreren Gymnasien in Westphalen ist die Disciplin vielleicht besser, wo körperliche Züchtigung angewendet wird. Was die Verletzung des Ehrgefühls anlangt, so muss man fragen: 'Wird durch die Strafe die Ehre des Schülers verletzt oder durch seine sträfliche Handlung?' Ein Lümmel z. B. soll wie ein Lümmel behandelt werden.

Bieringer. Wird angenommen, dass eine Strafe stattfindet, so soll sie von dem Pedell vollzogen werden; diesem Usus liegt ein Princip zu Grunde. Bei der vorigen Erörterung des Herrn Firnhaber habe ich mir gedacht, 'wenn ein Vergehen begangen wird, das vor das Collegium kommt, so ist dieses ein Crimen, welches eine Strafe verlangt. Nun hat die Strafe nicht etwa zu ihrem Executor den Richter, sondern einen eigenen Diener', wesswegen auch eine vom Lehrercollegium bestimmte Strafe, ausgeführt durch den Pedell, nie bei den Studierenden Anstand gefunden hat und als verletzend betrachtet worden ist.

Cron. Ich glaube nach dem Gange der Discussion, dass die Ansichten der Meisten sich dahin neigen, dass wir aussprechen: 'Körperliche Züchtigung findet nicht statt, ausser in dem Falle, dass der Lehrer im Gefühle sittlicher Entrüstung auf eigene Verantwortung unmittelbar nach der That dieselbe selbst vollzieht;' dann stehen wir wie geographisch so auch moralisch in der Mitte zwischen der Humanität Neu-Russlands und der Schlagfertigkeit Alt-Englands.

Präsident. Ich habe hierin auch eine reiche Erfahrung. Bei uns ist eine Ruthenstrafe auf die Hand üblich, welche früher durch den Schuldiener vollzogen wurde. Wenn sie bei mir vorgekommen ist, so habe ich sie selbst vollzogen und habe den Pedell gemacht. Damit fällt das Entehrende weg.

Döderlein (welcher nicht von Anfang anwesend war) will bemerken, dass in England die körperliche Züchtigung immer von dem Rector vollzogen wird; er wird aber darauf aufmerksam gemacht, dass davon schon die Rede gewesen sei.

Dietsch. Es ist etwas Wichtiges, dass wir die Verantwortung des Lehrers betonen. Im kgl. sächs. Realschul-Regulativ heisst es: 'Körperliche Züchtigung soll weder absolut verboten noch zugelassen sein, doch hat der Lehrer, der sie übt, in seinem Gewissen und sonst die Verantwortung zu übernehmen.'

Wiegand. Ich wollte noch einmal auf die classische Ohrfeige zurückkommen. Gegen Ohrfeigen hat sich der grösste Theil erklärt. Ich habe zwei Fälle erzählt, allein abgesehen davon weiss der Mann nicht, welche Hebelkraft er in seinem Arme hat und der Kopf des Knaben darf nicht misshandelt werden. Ich möchte daher den Antrag stellen, darüber die Versammlung zu hören, ob sie absolut gegen die Ohrfeige ist oder nicht. — Ich bin es!

Der Präsident erwiedert, dass hier eine numerische Abstimmung doch nicht entscheiden könne, und verliest die These in ihrer neuen Formulierung:

Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe (denn dies wünsche er statt 'Züchtigung' zu setzen) möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen.

In dieser Form ist auch das nichtssagende 'in der Regel' des Antrags beseitigt.

Raspe. Ich möchte schliesslich nur noch bemerken, dass der Schulrath Besser einen Unterschied zu machen pflegte zwischen Ohrfeige und Backenstreich.

Müller. III. These:

Man wende die körperliche Strafe nur bei Schülern desjenigen Lebensalters an, in welchem im Verkehr der Schüler unter einander Realinjurien noch gewöhnlich sind.

Classen. Ich habe gestern nicht ohne Erstaunen gehört, dass dieser Grundsatz Hermann's unter den Thesen sich finde. In allem demjenigen, was unter der Jugend selbst vorkommt, herrschen Verhältnisse und Umstände, die auch nicht im Entferntesten eine Anwendung zulassen auf das Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern. Mir scheint es besser, wenn wir bei der Anwendung der Strafe keine andere Empfindung haben, als die der väterlichen Autorität; überhaupt muss unter allen Umständen die Autorität das Wesentlichste sein bei der Bestrafung, und desshalb kenne ich keine andere Grenze als den Mangel des sittlichen Gefühls. Nun wird aber in den etwas reiferen Jahren, im 15ten, 16ten und 17ten, sich von selbst ein solcher Sinn entwickeln, welcher derartige Handlungen vermeiden wird; wo nicht, so ist die entsprechende Strafe noch nicht absolut zu verwerfen. Ich bin, so lange ich in oberen Classen lehre, in einigen seltenen Fällen genöthigt gewesen, einem Primaner eine Ohrfeige zu geben.

Raspe. In Mecklenburg, dies muss ich schon gegen den Hermann'schen Grundsatz bemerken, ist es so, dass sich selbst in der Secunda noch Einzelne bei den Ohren nehmen, denn das ist ein vollaftiges Volk; die Herren im Süden werden eine gebildetere Nation haben. Uebrigens macht sich factisch die Grenze in der Regel selbst, dass der Knabe von der Zeit an, wo er confirmiert ist, dies wäre also etwa vom 13ten oder 14ten Jahre an, nicht mehr geprügelt wird.

Der Präsident corrigiert die scherzhafte Aeusserung, als ob bei den Südländern nicht ebenso gut noch in oberen Classen derartige Händel unter Schülern vorkämen, und fährt fort: Auch ich bin der Meinung, dass der in der These ausgesprochene Grundsatz gefährlich ist. Das Princip ist aus dem Lebensalter oder den Classen oder anderswoher zu nehmen, und ich würde nach unserer norddeutschen Einrichtung von der Tertia an die körperliche Strafe abstellen, oder den Satz allgemein so formulieren:

Man wende die körperliche Züchtigung nur bei Schülern unterer Classen an.

Bieringer. Es wird nicht unangenehm sein, die Anschauung des kais. Staatsministeriums zu vernehmen; Für Gymnasialschüler ist eine körperliche Züchtigung nicht mehr zulässig.

Cron. Ich möchte den Antrag stellen, diese Thesis ganz fallen zu lassen, und zwar aus folgenden Gründen. Da im Princip die körperliche Züchtigung wegfallen soll, so bedarf es keiner weiteren Begrenzung als derjenigen, die in der vorigen Thesis enthalten ist. Mit der aufgestellten Altersgrenze zwar könnten wir in Bayern uns um so mehr einverstanden erklären, als dieselbe so ziemlich zusammenfällt mit der Unterscheidung der lateinischen Schule und des Gymnasiums. Dass diese Grenze naturgemäss ist, bestätigt mir auch meine Erfahrung. Ich war 15 Jahre Lehrer in einer der unteren Classen der lateinischen Schule und habe auch nicht umhin gekonnt, manchmal einen Schlag oder Klaps zu versetzen. Seit ich in einer etwas höheren, wenn auch nicht hohen Classe, der untersten des Gymnasiums, lehre, fand ich mich nie dazu veranlasst. Doch möge man auch diese Grenzbestimmung lieber weglassen, da, wie ein erfahrener Schulmann eben bemerkt hat, man auch in Prima in den Fall kommen

kann diese Strafe anzuwenden. Man begnüge sich also die Stellung des Lehrers als Pädagogen zu betonen, wie dies durch die vorhergehende Thesis bereits geschehen ist.

Fischer. Ich muss mich ganz entschieden für die Thesis aussprechen. Ich habe gerade die Erfahrung gemacht, dass diese Scheidung sehr gut ist. Ich glaube, man hat bei Erwähnung des Schlagens der Schüler unter sich eine Verwechslung begangen; es ist etwas Anderes, wenn grössere Knaben an einander im Ringen auf dem Turnplatz die Kraft probieren. Ich glaube, so ist es auch gemeint, dass da, wo gewöhnlich Schläge vorkommen, auch der Schlag durch den Lehrer nichts Beschimpfendes hat, wo aber Schläge der Schüler unter einander als beschimpfend gelten, da wird dieses auch bei Schlägen durch den Lehrer der Fall sein.

Müller bemerkt dagegen, man solle nicht vergessen, dass der Lehrer auch nach der Seite des Körpers etwas bei dem Schüler gelte, und wo derselbe seine körperliche Kraft einmal zeige, da denke der Schüler: so ein Kerl möchte ich auch einmal werden.

Der Präsident bemerkt, das kürzeste werde eine Abstimmung sein über den Standpunkt, nach welchem Realinjurien der Schüler unter sich zur Bestimmung der Strafgränze dienen sollen, und nachdem auch Professor von Jan in Schweinfurt sich gegen die Identifizierung zweier so ganz gesonderter Verhältnisse ausgesprochen, schreitet man zur Abstimmung über den Zusatz 'Realinjurien' oder 'bei Schülern unterer Classen'. Resultat: dieser Zusatz ist zu streichen; damit fällt die ganze These.

Müller verliest die vierte These:

Man strafe auf frischer That, aber nie im Affect.

Dietsch. Ich nehme an dieser Fassung Anstoss. Der Wortausdruck ist mir nicht klar. Ich mache mir zur Regel nie im Zorne zu strafen; der Affect muss der ruhigen Erkenntniss gewichen sein, ehe ich strafe; aber man muss eine sittliche Entrüstung zu erkennen geben.

Der Präsident erinnert, dem Bibelwort gemäss, man solle die Sonne erst untergehen lassen über seinem Zorne, und wünscht die Worte 'auf frischer That' gestrichen.

Geffers. Ich glaube, es wird nicht nothwendig sein einen Tag zu überlegen, um zu erkennen, wie gross die Schuld des Schülers sei; der Lehrer wird erkennen, ob der Schüler die Strafe verdient, und wird im Grunde nicht so in Zorn gerathen, dass er das Mass überschritte. Wenn er wirklich im Zorne ist, so wird er kurz die Strafe vollziehen. Es ist wie in vielen anderen Dingen Manches rein individuell. Ausserdem muss doch jedenfalls ein Pathos beim Strafen sich kund geben. Dieses würde in einem solchen Fall ein künstliches sein. Da würde ich doch viel lieber die körperliche Strafe ganz fallen lassen; denn ich glaube ein rechter Verweis würde dann wirksamer sein.

Raspe. Meiner Ansicht nach bliebe die Bestimmung über das Gefühl beim Strafen lieber ganz weg.

Bieringer. Das Pathos ist noch ebenso gut oder vielmehr es wächst noch durch die längere Ueberlegung.

Geffers. Die Schuld d. h. ihre Strafwürdigkeit kennt jeder Lehrer sogleich mit dem Thatbestand. Wenn nun der Lehrer im heiligen Zorn ist, so wird er auch seine Strafe vollziehen und dann die Sache sein lassen. Die Sache ist eben individuell; ich würde z. B. nie eine körperliche Strafe nach Lehrerbeschluss vollziehen lassen. Das Collegium erscheint da zu sehr als Criminale, und da wäre der Schüler erst recht entehrt; also lieber in solchem Falle eine Weisung an die Eltern.

Dietsch. Es gibt Fälle, in denen mitunter längere Ueberlegung schon deshalb nothwendig ist, weil man erst eine Untersuchung anstellen muss, um mehrere Schüler zu fragen, z. B. wenn eine grobe Ungezogenheit in der Classe vorgekommen ist. Solche Fälle meinte ich oben.

Biehl. Ich bin dennoch dagegen; die Schüler sind Schelme, und eine Strafe nach längerer Frist sieht dann eher wie Rache aus; daher bin ich für augenblickliche Strafe.

Cron. Ich wollte mir doch erlauben für den Antrag des Herrn Director Raspe zu stimmen, auch diese Thesis fallen zu lassen. Sie enthält einen Widerspruch. Wenn auf frischer That gestraft werden soll, d. h. doch, wenn ich augenblicklich überzeugt bin, dann muss mich die sittliche Entrüstung auch augenblicklich ergreifen. Diese kann ich nicht versparen; also nach einer Stunde oder einem halben Tag kann ich nicht in der Stimmung mehr sein Schläge zu vollziehen.

Der Präsident lässt über die Sache abstimmen, und es fällt auch diese Thesis.

Müller verliest die fünfte These:

Man wende diese Strafe nur an in Fällen grober Ungezogenheit, überwiesener Lüge, Widersetzlichkeit und Faulheit, und fügt erläuternd hinzu, dass er bei dieser Bestimmung besonders einen Vorfall im Auge habe, der sich in England ereignete, wo sich ein Lehrer verleiten liess, um ein Geständniss zu erpressen, den Schüler todzuschlagen.

Raspe. Ich bin leider schon in der Lage gewesen für Weglassung von Thesen zu stimmen, und muss es auch hier wieder thun. In welchen Fällen die Strafe anzuwenden sei, muss dem Ermessen des Lehrers überlassen werden.

Firnhaber. Es scheint mir der Grundsatz Hermann's richtig, dem auch Thaulow beistimmt: 'Körperliche Züchtigung, insofern sie als zu den Mitteln der Regierung gehört, kann nur zugelassen werden bei böswilliger Widersetzlichkeit gegen den Lehrer'. Was aber die körperliche Züchtigung anlangt, welche zur Zucht der Schule gehört, so lassen sich da die Fälle gar nicht specialisieren, und es muss diese dem väterlichen Ermessen des Lehrers anheimfallen; der Lehrer ist ja christlicher Erzieher. Wenn ein Vater in den Fall kommt seinen schon erwachsenen Sohn zu züchtigen, so ist dieses indifferent.

Schmitz. Ich wäre der Ansicht, dass ganz einfach gesagt würde: 'Die körperliche Züchtigung sei ein für alle Mal in jedem einzelnen Falle dem gewissenhaften Ermessen des Lehrers anheim zu geben.'

Der Präsident bemerkt dagegen, dies stehe ja schon in den ersten Worten, und da Niemand für Beibehaltung der Specialisierung sich erhebt, fasst er alle Thesen in den oben schon erwähnten Grundsatz zusammen:

Unter voller Anerkennung des Principes, dass der Lehrer die Aufgabe hat die körperliche Strafe möglichst zu entfernen, ist doch die mässige und vorsichtige Anwendung einer körperlichen Strafe, bei der man das Ehrgefühl des Schülers möglichst zu schonen hat, nicht zu verwerfen; es ist dieselbe durch den Lehrer selbst zu vollziehen,

und schliesst damit die Discussion.

Vor Schluss der Sitzung macht Wiegand*) noch einen Vorschlag; man solle doch dahin wirken, dass in allen Ländern specielle pädagogische Vereine gebildet würden. Man werde

***) Antrag des Gymnasialdirectors Dr. Wiegand zu Worms**

auf Errichtung von pädagogischen Vereinen, welche mit der pädagogischen Abtheilung der alljährlichen deutschen Philologenversammlung in Verbindung treten, vorgetragen in der 21sten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Augsburg am 26. September 1862.

Mein vorgestern angekündigter Antrag geht dahin: es wolle der pädagogischen Section der alljährlichen Philologenversammlung gefallen, mit allen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, dass in allen deutschen Bundesstaaten unter Genehmigung der zuständigen Obrigkeit pädagogische Vereine freiwillig und auf möglichst wenig kostspielige Weise gegründet werden, in welchen, um hier einen juristischen Ausdruck zu gebrauchen, in erster Instanz die Schulfragen des höheren†) Unterrichtes für jedes einzelne Land, in grösseren Bundesstaaten für jede einzelne Provinz, verhandelt werden, so dass für die pädagogische Section der alljährlichen Versammlung deutscher Philologen als oberer Instanz nur pädagogische Fragen von allgemeinem Interesse, Berichte über die Ergebnisse der (kleineren) pädagogischen Landesvereine, gutachtliche Entscheidungen über Verschiedenheiten der Ansichten in denselben und dergl. übrig bleiben würden.

Das Ziel dieses Antrags ist wohl von selbst einleuchtend; er beabsichtigt vornehmlich zweierlei:

I. dass dem grossen alljährlichen Vereine bei der Beschränktheit seiner verfügbaren Stunden Zeit für das Wichtigere unter dem Wichtigen übrig bleibe, dass er nicht von Fragen behelligt werde, welche zwar im besonderen Kreise seines jedesmaligen Aufenthaltes von Interesse sein mögen, welche aber jeder strebsame Schulmann nicht nur bequemer und minder kostspielig, sondern auch gründlicher und belehrender in einem kleineren Kreise von Amtsbrüdern in seiner Heimat besprechen kann;

II. dass die Ergebnisse der Verhandlungen der seit den drei nächst verflossenen Jahrzehnten periodisch und freiwillig bestehenden (kleineren oder grösseren) Vereine von Schulmännern künftig fruchtbringender und massgebender werden für die einzelnen Staatsregierungen, als bisher. — Denn was Lehrervereine aus den Ländern mehrerer und verschiedener Landesherren berathen und beschliessen, bleibt natürlich leicht ausser Berücksichtigung.

Eine nähere Begründung dieses Antrags, falls sie nöthig schiene, würde nach einem Blicke auf die Pädagogik als eine der sogenannten abgeleiteten oder angewandten Wissenschaften (*sciences appliquées*) daran erinnern, dass die deutsche Jugendbildung, namentlich in den Gelehrtschulen, so zu sagen von jeher, besonders aber seit dem 13. Jahrhundert, eines allseitigen nationalen Bildungsstoffes entbehrt, in Ermangelung solches den Haupt-Culturvölkern des Alterthums das Wesentliche in dieser Beziehung, d. h. das Allgemeinmenschliche (*Humane*) entlehnt und dem deutschen Stamme aufgezweigt habe; dass diese Aufzweigung aller-

†) Ich habe schon in einem Gymnasial-Programme (1842) mich dahin erklärt, dass ich unter dem höheren Unterrichte nicht unbedingt den der Gelehrten- und Hochschule verstehe, und neuerdings hat der deutsche Nestor der Gymnasial-Pädagogik, Herr Dr. Ludwig Döderlein in Erlangen, treffend bemerkt, dass das Wort hoch im Unterrichte eben so eine doppelte Bedeutung habe, wie im Leben. Der Graf z. B. nimmt in der menschlichen Gesellschaft unstreitig eine höhere Stellung ein, als der Bürger; aber der moralische Graf und der moralische Bürger haben vor dem Richterstuhl der Vernunft wie der Religion gleichen (moralischen) Werth. In diesem Sinne würde ich einem Lehrer der Volksschule, welcher mit dem klaren Bewusstsein der Aufgabe in seinem Kreise, mit biblischer Gesinnung den Geist seiner Religionslehre, mit Anschaulichkeit seine Zahlen- und Formenlehre, mit ethischer Absicht und methodischer Geschicklichkeit seine Geschichte, seine Naturkunde etc. nach der jedesmaligen Fassungskraft seiner Jugend lehrt, mit Verständlichkeit seinen Schülern die Muttersprache zum klaren Bewusstsein zu bringen weiss, im Sinne Döderlein's das Prädicat eines höheren Unterrichtes nicht ganz absprechen, wenn seine Kenntnisse auch nicht so umfassend sind, wie die eines Lehrers der Mittel- und Hochschule, und wenn auch seine Schule in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Schulen die unterste Stellung hat. Die wahre Gelehrsamkeit wird seit Sokrates mehr nach der Tiefe, als nach der Ausdehnung gemessen. — Demnach würde ich auch den strebsamen Volksschullehrer von den fraglichen pädagogischen Vereinen nicht ausschliessen, vielmehr in einem Vereine von berufstreuen Volksschullehrern und Lehrern der Mittelschulen eine günstige Gelegenheit zur gegenseitigen Gewinnung pädagogischer Allseitigkeit, zum Austausch von Wissen und Methode etc. erblicken.

dadurch zweierlei erreichen; einmal könnten da mancherlei minutiae abgethan werden, welche in einer grösseren Versammlung die Debatte stören, dann aber könnten solche Conferenzen auch mehr massgebend werden für die höheren Kreise. — Darnach wurde die Sitzung geschlossen.

Samstag, den 27. September.

Prof. Köchly zeigte vor Beginn der Debatten die Karte von Gallien, welche auf Befehl des Kaisers Napoleon III. von einer Commission von Gelehrten ausgearbeitet worden ist, sowie Abbildungen des cäsarianischen Pilums vor, und gibt dazu folgende erläuternde Bemerkungen.

Hochgeehrteste Herren!*)

Sie werden wohl schon alle von der Karte des alten Galliens gehört haben, welche der Kaiser Napoleon durch eine besonders dazu eingesetzte Commission hat entwerfen lassen, und welche zu der von ihm seit lange vorbereiteten Geschichte Cäsars gehören soll. Sie

dings manche Triebkraft des deutschen Stammes befördert, dass diese Aufzweigung sie aber auch manchmal gehemmt und unterdrückt habe, wo und wann unter unkundigen Händen in den fremdländischen Culturstoffen das Wesentliche vom Unwesentlichen, das ewig Wahre von dem Vergänglichen nicht genug unterschieden ward; dass so z. B. die sonst bei keinem andern Volke vorkommende zweite Blüthe der Nationallitteratur weniger durch die deutsche als trotz der deutschen Gelehrsamkeit zu Stande kam (s. Vilmar's Literaturgeschichte, 9. Aufl. 1862, S. 237 ff.), obwohl sie ohne 'den despotischen griechischen und römischen Schulstab' niemals zu Stande gekommen wäre (s. ebend. S. 275), dass jenes Allgemeinmenschliche in den antiken Bildungsttoffen trotz dieser zweiten Literaturblüthe zwar niemals für die deutsche Nation, ohne Nachtheil und Gefahr für ihr weiteres Gedeihen, entbehrlich werden könne, dass aber bei dem Streben, das Fremde ('griechischen Schönheitssinn und römische Kraft') mit dem Einheimischen zu verschmelzen, dem jedesmaligen Pulsschlag der Nation verständige Rechnung getragen werden müsse, damit wir nicht, wie in früheren Jahrhunderten, wieder Gefahr laufen, blosses Wissen an die Stelle des Lebens zu setzen; dass aber der richtige Tact, Fremdes mit Einheimischem zu verbinden, nicht über Nacht, nicht bloss aus Büchern, sondern nur vom grünen Baum des Lebens oder der Erfahrung gewonnen werden könne, d. h. u. a. auch durch die Errichtung und Pflege kleinerer, durch die Marken der verschiedenen deutschen Länder zwar getrennter, aber durch die alljährliche und wandernde Philologenversammlung zusammengehaltener und zu einem Ganzen belebter pädag. Vereine. —

Aber wir können von aller Begründung des oben gestellten Antrags absehen, nachdem gestern Herr Regierungsrath Firnhaber eine dem 25jährigen Bestehen des deutschen Philologencongresses gewidmete Druckschrift (Gotha, Verlag von Rudolf Besser), 'Deutsche Lehrer-Versammlungen' betitelt, in der allgemeinen Versammlung vertheilt und die Begründung jenes Antrages auf eine andere, noch anschaulichere Weise geliefert hat, indem er einen historisch-kritischen Blick mit sichtbarer Wärme für die Sache auf die bisher in Deutschland bestanden Lehrerversammlungen warf.

*) Vorbemerkung. Bei der Bearbeitung dieser Vorträge für den Druck musste ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden, als bei der des obigen über die Odyssee. Hier lagen so gut wie gar keine Niederschriften vor, und meine eigenen Taschenbuchnotizen beschränkten sich auf das Namensverzeichniss der im ersten Vortrage besprochenen Oertlichkeiten. Da ich sonach ganz freie Hand hatte, so glaube ich das Richtige getroffen zu haben, indem ich in Bezug auf die Napoleonische Karte, welche überhaupt seitdem in Deutschland bekannter geworden ist (vgl. neuerdings Heller im Philologus XIX, 3, S. 449 ff.), mich so ziemlich auf das beschränkt habe, was wirklich von mir gesprochen worden ist, dagegen über das römische Pilum eine vollständige Monographie mit allen nöthigen Belegstellen und einer getreuen Abbildung der beiden bisher entdeckten Hauptformen desselben gegeben habe.

ist aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen, und ich habe daher geglaubt, dass es für Sie von Interesse sein werde dieselbe kennen zu lernen, da sie in jedem Falle für das sachliche Verständniss Caesars von grosser Bedeutung ist. Dass ich sie Ihnen vorlegen kann, verdanke ich der bereitwilligen Güte des Herrn Dr. Ferdinand Keller in Zürich, des hochverdienten und unermüdlichen Präsidenten unserer Antiquarischen Gesellschaft, welcher als der Entdecker und gründliche Erforscher der seitdem vielbesprochenen Pfahlbauten auch im Auslande ein weitverbreitetes und wohlbegründetes Ansehen geniesst. Herr Dr. Keller, unbestritten der gründlichste Kenner des in Bezug auf Antiquitäten so klassischen Schweizerbodens,¹⁾ war seiner Zeit selbst ersucht worden, zur Entwerfung jener Karte durch Angabe der Orte in der Schweiz beizutragen, an welchen keltische Ueberreste gefunden worden waren; er hat daher auch ein Exemplar dieser Karte geschickt erhalten, und dieses Exemplar ist es, welches ich heute Ihnen vorzulegen die Ehre habe.

Die Karte führt also den Titel: 'Carte de la Gaule sous le proconsulat de César, dressée à l'aide des documents géographiques et topographiques du Dépôt de la Guerre, par la commission spéciale instituée au ministère de l'instruction publique et des cultes. D'après les Ordres de S. M. L'Empereur, 1861.'

Wie nach diesem Titel zu erwarten steht, so lehrt schon der erste flüchtige Augenschein, dass die Karte in geographischer Beziehung überaus elegant und sauber ausgestattet ist: insbesondere sind die Terrainverhältnisse, die Flüsse in Blau, die Gebirge in Braun, die Wälder in Grün sehr artig ausgeführt. Davon sticht dann, in Roth eingezeichnet, alles dasjenige augenfällig ab, was sich auf das keltische Alterthum und die Feldzüge Cäsars bezieht, wie vor Allem die Namen der verschiedenen Provinzen und Völkerschaften, der römischen und gallischen Städte und Ortschaften, die alten Heerstrassen, sowie die Marschlinien und Standlager Cäsars; ausserdem sind noch mit rothen aber verschiedenen Zeichen die noch vorhandenen keltischen Monumente und Grabstätten, sowie die Fundorte keltischer Münzen, Waffen und sonstiger Ueberreste angegeben, letztere freilich, wenigstens in der Schweiz, keineswegs ganz vollständig. Ueberall, wo es nöthig erschien, sind die Namen der heutigen Städte und Ortschaften in Schwarz angebracht, so dass es auf diese Weise sehr leicht ist, sich auf dieser Karte zu orientieren. Ich stehe daher nach meiner Erfahrung nicht an, sie als das bequemste und sicherste Hilfsmittel zu bezeichnen, um sich bei einer Lectüre Cäsars rasch und ohne Mühe in geographischer Beziehung zurecht zu finden, und kann demnach nur wünschen, dass diese Karte auf eine oder die andere Weise auch dem Gymnasium und der schulmässigen Erklärung Cäsars zugänglich gemacht werde.

Eine nochmalige Revision der Karte würde namentlich in Bezug auf Namen keltischer Völker und Ortschaften manche Berichtigung ergeben, wie denn z. B. die neueste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand von einem Mitgliede unserer Versammlung, Herrn Dr. Glück ('die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen', München 1857), keine Berücksichtigung gefunden hat.

Ich kann diese allgemeinen Bemerkungen über die vorliegende Karte nicht verlassen, ohne noch ein Wort über einen Punkt hinzuzufügen, welcher, wie mich dünkt, von unserer patrioti-

¹⁾ Indem ich diesen Vortrag noch einmal durchsehe, erscheint eben von ihm im Verlag von Wurster u. Comp. in Winterthur eine 'archäologische Karte des Cantons Zürich', welche ich allen Alterthumsforschern angelegentlichst empfehle. Sie enthält auf das Genaueste in farbigen Zeichen angegeben die im Canton vorhandenen Pfahlbauten, sowie die helvetischen, römischen und alemannischen Ueberreste und Fundorte.

schen deutschen Presse mit etwas gar zu viel Eifer besprochen worden ist. Ich meine den Umstand, dass die drei germanischen Völker, welche bekanntlich zur Zeit Cäsars auf dem linken Rheinufer gewohnt haben, die Triboker ganz, die Ne|meten und Va|ngionen zum grössten Theile, d. h. mit Ausnahme ihrer beiden Anfangsbuchstaben, auf das rechte Rheinufer versetzt sind. Wenn in diesen 'altclassischen Reunionskammern', wie ich sie scherzhafter Weise genannt habe, wirklich eine Absichtlichkeit liegen sollte, so könnte man sie am Ende als eine antiquarische Rechtfertigung ansehen, dass 'Strassburg die wunderschöne Stadt' der Triboker heutzutage französisch ist, während die auf dem linken Rheinufer belassenen Anfangsbuchstaben der Ne|meter und Va|ngionen anzudeuten scheinen, dass deren Städte Speier und Worms deutsch geblieben sind.

Wenden wir uns nun nach dieser allgemeinen Einleitung zu dem wichtigsten Theile des Inhalts unserer Karte, zu der Bestimmung der Marschrouen und Schlachtfelder Cäsars, so fühle ich mich hier zunächst gedrungen, den gründlichen und erfolgreichen Forschungen eines leider jüngst verstorbenen Landsmannes die verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Es ist diess der badische Generallieutenant August v. Göler, welcher in seinen 1858, 1859 und 1860 erschienenen Schriften die Cäsarischen Feldzüge von 58 bis 51 v. Ch. einer allseitigen Erörterung unterworfen und dabei, was sich selten genug vereint findet, mit einer genauen Behandlung des Cäsarischen Textes eine genaue Untersuchung der mit mehr oder minder Sicherheit zu bestimmenden Oertlichkeiten verbunden hat. Göler verdanken wir weitaus den grössten Theil der zugleich neuen und haltbaren Ortsbestimmungen für Cäsars Märsche und Schlachten. Es kann daher selbstverständlich der vorliegenden Karte nur zur Empfehlung und der sie entwerfenden Commission nur zum Lobe gereichen, wenn die letztere die von Göler aufgefundenen Resultate für ihre Arbeit verwerthet hat. Sollte es dagegen wahr sein, dass die Commission in ihrem an den Kaiser gerichteten Rechenschaftsbericht, der, so viel ich weiss, in diesem Jahre oder zu Ende des vorigen Jahres erschienen, mir aber nicht zu Gesichte gekommen ist, Gölers und seiner Forschungen nicht gedacht hätte, so müsste die Priorität unseres verewigten Landsmanns in Bezug auf diese Entdeckungen entschieden gewahrt werden, womit natürlich die Möglichkeit nicht geleugnet werden soll, dass die französischen Gelehrten die von Göler gefundenen und bezeichneten Orte bereist und ebenfalls selbständig untersucht haben. Uebrigens hat, wenn ich mich recht erinnere, der Kaiser Napoleon selbst den Verdiensten des deutschen Forschers noch wenige Tage vor dessen Tode volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich will nun in aller Kürze diejenigen Bestimmungen angeben, welche von Göler zuerst richtig gefunden und von der französischen Karte aufgenommen worden sind, wobei ich mich aber auf die Schlachtfelder beschränke, ohne auf die Marschlinien einzugehen. An der Spitze steht Cäsars Feldzug gegen die Belgier 57 v. Ch., bei dessen Erörterung sich Gölers Combinationsgabe vielleicht am glänzendsten bewährt hat. Die Stelle, an welcher Cäsar über die Aisne ging und sein Lager aufschlug, hat man bisher gewöhnlich bei Pontavert, östlich von Beaurieux, gesucht, aber Göler hat fast mit Sicherheit nachgewiesen, dass es vielmehr bei Berry-au-Bac gewesen ist, wo der Hügel, auf welchem sich Cäsar lagerte, zwischen dem genannten Fluss und den durch die Miette gebildeten sumpfigen Niederungen leicht erkennbar ist.¹⁾

¹⁾ Diese Annahme ist seitdem durch Ausgrabungen, welche am 19. Novbr. 1862 in Gegenwart und nach den Angaben des Kaisers Napoleon dort gemacht worden sind, glänzend bestätigt worden. S. Heller a. O. S. 562. 1.

Den Schauplatz der Nervierschlacht hat er mit grösster Sicherheit auf dem linken Ufer der Sambre, südlich von Bavay zwischen Louvroil und Boussières, die so charakteristisch geschilderte Stadt der Aduatuker auf dem Berge Falhize am linken Ufer der Maas gegenüber der belgischen Stadt Huy erkannt. Der Landungsplatz Cäsars in Britannien ist bei Deal, nordöstlich von Dover anzunehmen, der Fluss, gegen welchen er vorrückt (IV, 9), ist der Stour, der Punkt, auf welchem er die Themse überschreitet, ist bei Kingston oberhalb London zu suchen (IV, 18).

Ich hebe dann noch ganz besonders die nähere Bestimmung der Localitäten in Cäsars Feldzug gegen die Bellovaker hervor. Das erste Lager derselben (VIII, 7) lag nach Göler auf einer Anhöhe an dem südöstlichen Ausgange des Waldes von Compiègne zwischen Pierrefonds und Rétheuil, welche auf drei Seiten von der sumpfigen Thalniederung des Vandybaches umgeben ist; das zweite Lager (VIII, 16) auf dem Berge Ganelon, nordöstlich von Compiègne, welcher noch heutzutage Camp de César heisst. Die Stadt Uxellodunum endlich (VIII, 32 u. f.), welche man bisher an verschiedenen Punkten, z. B. bei Cahors, Puy d'Yssolli, Capdenac gesucht hat, ohne die genaue Beschreibung Cäsars ins Auge zu fassen, hat er glücklich auf dem Berge La Pistule erkannt, welcher etwa 3 Stunden westlich von Cahors auf dem linken Ufer des Lot sich erhebt und auf drei Seiten von dem genannten Flusse umströmt wird, während auf der vierten nördlichen Seite heutzutage das Städtchen Luzech liegt.

Diess, meine Herren, sind die hauptsächlichsten Resultate, welche der Scharfsinn unseres Landsmannes zuerst aufgefunden und die Napoleonische Karten-Commission mit Recht anerkannt hat. Dass sie übrigens dabei mit selbständigem Urtheile verfahren ist, soll ausdrücklich anerkannt werden und zeigt sich namentlich auch da, wo sie abweichend von Göler ihren eigenen Forschungen oder andern Gewährsmännern gefolgt ist. Hier ist nun in ersterer Beziehung an die unzweifelhafte Entdeckung des Schlachtfeldes zu erinnern, auf welchem die ungestüme Tapferkeit der Helvetier der Kriegskunst Cäsars und der Waffengeübtheit seiner Soldaten erlag. Cäsar gibt die Entfernung dieses Schlachtfeldes von der Stadt Bibracte auf nicht mehr als 18 (römische) Meilen an; dass Bibracte das spätere Augustodunum, das heutige Autun sei, darüber sind heutzutage die Forscher einverstanden: v. Göler setzt nun das Schlachtfeld, wie die frühern, in nordwestlicher Richtung von Autun, südöstlich von dem heutigen Château Chinon, ohne doch die Localität näher zu bestimmen. Dem Herrn de Saulcy, welcher eine Reihe tüchtiger Detailstudien über Cäsars Feldzüge angestellt hat, blieb es vorbehalten, in einer sehr gründlichen Abhandlung¹⁾ mit voller Sicherheit nachzuweisen, dass dieses Schlachtfeld vielmehr in nordöstlicher Richtung von Autun, aber genau in der angegebenen Entfernung auf der grossen Ebene zu suchen ist, welche dort nördlich von dem auf einem Hügel gelegenen Dorfe Ivry nach Cussy-la-Colonne und weiterhin nach Westen sich ausbreitet, im Osten aber durch einen sanft ansteigenden Höhenzug, der den Namen Le Deffend führt, begränzt wird. Mit dieser Bestimmung vereinigt sich die Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar auf das Ungezwungenste in allen Einzelheiten: die Helvetier von Cäsar gefolgt waren von Chalons in nordwestlicher Richtung über Chagny und Saint-Aubin bis auf jene Ebene gezogen, wo sie ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten; ihnen gegenüber bei Ivry am südlichen Eingange der Ebene stand Cäsar, als er sich entschloss, in südwestlicher Richtung über das heutige Epinac und Creusefond nach Autun zurückzugehen. Darauf erfolgt der An-

¹⁾ Guerre des Helvètes. Paris 1861.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

griff der Helvetier auf das abziehende römische Heer, welches nun sofort auf dem Hügel von Ivry Stellung nimmt und die anprallenden Helvetier nach hartnäckigem Kampfe zurückwirft. Der 'Berg', auf welchen sich diese zurückziehen, ist eben der oben genannte Deffend, welcher während des ersten Kampfes ihnen zur Linken, den Römern zur Rechten lag. Als ihnen das römische Heer gefolgt ist und gegen den Deffend Front gemacht hat, wird es von der Nachhut der Auswanderer, den Bojern und Tulingern, von Norden her in der linken ungedeckten Flanke gefasst: gegen sie macht nun wiederum das dritte römische Treffen Front, so dass gleichzeitig gegen das auf dem Deffend aufgestellte Gros der Helvetier nach Osten und gegen die vor der Wagenburg aufmarschierten Bojer und Tulingen in Hakenstellung Front gemacht wird. Herr de Saulcy war auf diese schöne Entdeckung besonders durch Ausgrabungen geleitet worden, welche Herr Rossignol in jenen Gegenden hat machen lassen: namentlich sind dort eine Masse keltischer Gräber gefunden worden, deren Beschaffenheit viel mehr auf eine dort gelieferte Schlacht, als auf eine gewöhnliche Begräbnisstätte hinzuweisen scheint. Ob dagegen jene ebenso berühmte als räthselhafte Säule, unzweifelhaft keltischen Ursprungs, von welcher das Dorf Cussy-la-Colonne seinen Namen hat, wirklich auf den Sieg Cäsars über die Helvetier sich bezieht, wie die französischen Gelehrten gewöhnlich annehmen, ist freilich sehr zweifelhaft, aber auch für die Richtigkeit der de Saulcy'schen Entdeckung vollkommen gleichgiltig.

Ich bin mit Willen bei der Besprechung dieser de Saulcy'schen Entdeckung etwas ausführlicher gewesen, weil sie unzweifelhaft die bedeutendste und interessanteste von allen ist, welche von der französischen Commission selbständig gemacht worden sind. Anderwärts ist die Commission mit Recht älteren Annahmen auch gegen Göler treu geblieben, so namentlich in der Ortsbestimmung des Kampfes gegen die Usipeten und Tenchterer. Hier hatte sich der wackere Göler durch ein Missverständniss¹⁾ verleiten lassen, ein Vorrücken der gesamten ausgewanderten Germanen am linken Rheinufer aufwärts anzunehmen und in Folge davon das Schlachtfeld auf das sogenannte Maiefeld südlich von Coblenz durch die Veränderung von Mosae in Mosellae (IV, 15) zu versetzen. Die Napoleonische Karte ist mit Recht der alten Lesart und der bisherigen Annahme treu geblieben, wonach das Schlachtfeld unweit der Stelle zu suchen ist, an welcher die Maas mit der Waal, dem Nebenarme des Rheines, zusammenfliesst.

Ich will schliesslich noch zwei Punkte in aller Kürze erwähnen, in welchen die Napoleonische Karte mit Gölers Forschungen übereinstimmt. Der erste betrifft die berühmte Streitfrage über das alte Alesia, welche von den französischen Alterthumsforschern in den letzten Jahren mit einer unglaublichen Erbitterung geführt worden ist,²⁾ während derjenige, der die Sache nicht durch die gefärbte Brille eines närrischen Localpatriotismus ansieht, über die Richtigkeit der alten Tradition nicht im Zweifel sein kann, nach welcher Cäsars Alesia das heutige Alise Ste. Reine auf dem Berg Auxois im Departement Côte d'or ist. Eine überaus gründliche Abhandlung des Herzogs von Aumale in der Revue de deux Mondes von 1858 hat diese Tradition nach allen Seiten hin begründet, und von den spätern Abhandlungen will ich nur noch die 'Etudes sur une Campagne de Jules César par M. Rossignol (in den Memoires de la Commission des Antiquités du Departement de la Côte-

¹⁾ Caes. IV, 6. Germani latius *vagabantur* et in fines Eburonum et Condrusorum, qui sunt Treverorum clientes, *pervenerant*. S. darüber jetzt Heller a. O. S. 530.

²⁾ Vgl. Heller Philol. XIV, S. 456 ff. und a. O. S. 548 f.

d'or, tome IV. Paris 1856, Seite 171 ff.) nennen. Natürlich haben sich daher auch sowohl v. Göler als die Karten-Commission für Alise Ste. Reine entschieden, und es gehört in der That die ganze Sophistik jenes Localpatriotismus dazu, um gegenüber allen diesen Forschungen noch immer Alaise-les-Salins (zwischen Ornans und Salins 3 Meilen südlich von Besançon) in Anspruch zu nehmen. Für einen deutschen Gelehrten hat diese Streitfrage gegenwärtig nur noch ein pathologisches Interesse.

In einem Punkte endlich ist die Napoleonische Karte mit Unrecht, wie ich glaube, den immerhin scharfsinnigen Combinationen v. Gölers gefolgt: es betrifft dieser das Schlachtfeld des Ariovist, welches v. Göler auf der Ebene von Cernay südwestlich von Ensisheim im obern Rheinthale sucht, eine Annahme, gegen welche aber nicht allein die nach Orosius und Plutarch hergestellte Angabe Cäsars I, 53 'neque prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum milia passuum ex eo loco circiter *quinquaginta* (statt *quinque*) pervenerunt,' sondern auch noch andere Gründe sprechen, auf welche ich hier um so weniger eingehen kann, da ich mich selbst ausser Stande befinde, mit Wahrscheinlichkeit eine andere Localität für diese verhängnissvolle Katastrophe in Vorschlag zu bringen. Ich muss mich vielmehr damit begnügen, die Frage, wo Cäsar den Ariovist schlug, als eine durchaus offene zu bezeichnen und Ihrer allseitigen Erwägung zu empfehlen.

Hochgeehrteste Herren!

Wenn ich noch zu einer zweiten Mittheilung Ihre Geduld auf einige Zeit — natürlich mit der vollen Uebereinstimmung des verehrlichen Präsidiums — in Anspruch nehme, so darf ich hoffen, dass das grosse Interesse des zu besprechenden Gegenstandes insbesondere auch für die Schule diese Einladung rechtfertigen werde. Wir sind ja wohl Alle darüber einverstanden, dass Nichts so geeignet ist die Lectüre der alten Schriftsteller fruchtbringend und anziehend zu machen, als wenn, gestützt auf eine streng grammatische und gründliche Worterklärung, zugleich eine klare und bündige Darlegung der vorgetragenen Sachen gegeben wird. Geradezu für die schulmässige Interpretation möchte ich den Grundsatz aufstellen: 'Alles, was für die Einbildungskraft anschaulich gemacht werden kann, muss auch für dieselbe anschaulich gemacht werden.' Wenn dieser Satz namentlich für die Lectüre des Cäsar gilt, so sind Sie gewiss auch mit mir einverstanden gewesen, dass es bei derselben so weit irgend möglich geboten ist, die von Cäsar erzählten Begebenheiten mit den Schülern auf der Karte zu verfolgen, und dass daher die von mir vorgelegte Napoleonische Karte auch für den Schulmann von der grössten Bedeutung ist.

Von demselben Standpunkte aus wird es gerechtfertigt sein, wenn ich Sie etwas eingehender von dem römischen Pilum unterhalte, welches im verwichenen Jahre von Herrn Dr. Lindenschmit, dem ebenso thätigen als gelehrten Conservator des Mainzer Centralmuseums, ohne Zweifel glücklich entdeckt worden ist. Die weltgeschichtliche Bedeutung des römischen Pilum ist seit Niebuhr hinlänglich anerkannt, der sich an mehreren Stellen seiner Schriften über dasselbe ausgesprochen hat: es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, dass das Pilum den Römern dasselbe gewesen ist, was den Conquistadoren die Feuerwaffe, und dass es in seiner innigen Vereinigung mit dem Gladius den Römern die Welt erobert hat. Um so mehr hat man es seit Niebuhr bedauert, dass keine der auf alten Kunstwerken vorhandenen Abbildungen, keine der aufgefundenen Waffen auch nur die Möglichkeit darbot, auf das Pilum bezogen zu werden. Dagegen haben nun die Neueren gewetteifert, nach den vorhandenen

Beschreibungen das Pilum zu reconstruieren, und ich will in dieser Beziehung nur auf die Versuche von Rüstow,¹⁾ v. Göler²⁾ und Rheinhardt³⁾ aufmerksam machen. Ein Blick auf die von ihnen entworfenen Modelle lehrt, wie verschiedenartig jehe Beschreibungen aufgefasst werden können. Gewöhnlich freilich hält man sich an die bekannte Schilderung des Polybios, welche von Rüstow und v. Göler vollständig, aber freilich in sehr abweichender Weise adoptiert worden ist; sie war ja die ausführlichste und schien sich schon durch die vollgiltige Autorität ihres sachverständigen Autors am besten zu empfehlen. Auch ich habe früher in der Einleitung zu den griechischen Kriegsschriftstellern⁴⁾ die Polybianische Beschreibung unbedenklich angenommen. Andere dagegen, welche mit Recht an den colossalen Dimensionen derselben Anstoss nahmen, haben von denselben in ziemlich willkürlicher Weise abzuhandeln versucht,⁵⁾ wodurch begreiflicherweise die Verwirrung und Unsicherheit nur noch vermehrt worden ist. Gestehe ich es nur hier gleich ganz offen: das in der That so hell leuchtende Licht dieser Beschreibung ist uns Allen zu einem neckischen Irrlichte geworden, indem wir gar nicht an die Möglichkeit dachten, dass auch das Pilum so gut wie unsere Feuerwaffe seine Entwicklungsgeschichte gehabt hat, und es bedurfte erst der Auffindung wirklicher Pila aus der spätern Zeit, um uns daran zu erinnern, dass wir Alle bei unsern Reconstructionsversuchen die verschiedenen Zeiten durch einander gemischt und es etwa ebenso gemacht hatten, wie wenn ein postdiluvianischer Antiquar aus einer Zusammensetzung von Luntensflinte, Rad- und Steinschlossmuskete, Percussionsbüchse, Zündnadelgewehr u. s. w. die vom 15ten bis 19ten Jahrhundert unverändert gebliebene Handfeuerwaffe reconstruieren würde! Vielmehr gilt auch hier, wie so oft in unserer Wissenschaft, wie z. B. auch in der Mythologie, der berühmte politische Spruch: *divide et impera*.

Diesem Satze getreu will ich es versuchen, so weit es nach den vorhandenen Beschreibungen und Notizen möglich ist, eine Geschichte des römischen Pilums zu geben, nachdem ich vorher, wie es einem solchen Vortrage nicht unangemessen erscheint, erzählt habe, wie unerwartet ich selbst auf diese Entdeckung gekommen bin. Und zwar keineswegs durch eigene Forschung, sondern wiederum lediglich durch das Verdienst meines lieben Freundes, des schon genannten Dr. Ferd. Keller.

Es war am 23. Februar des vorigen Jahres in einer Sitzung unserer Antiquarischen Gesellschaft, als derselbe ausser andern zu Unterengstringen (Pfarrei Weiningen im Kanton Zürich) in aufgedeckten Gräbern gefundenen Gegenständen auch eine höchst merkwürdige Waffe vorlegte, welche bei einem der Skelette gefunden worden war. Es bestand dieselbe in einer achtkantigen, etwa einen Finger starken eisernen Stange von mehr als 3 Fuss Länge,⁶⁾ an dem einen Ende mit einer vierkantigen, bolzenartig gearbeiteten Spitze, an welcher auf zwei Seiten Spuren von Widerhaken sichtbar waren, am andern Ende in

¹⁾ Heerwesen und Kriegführung Cäsars. Gotha 1855. Tafel I, Fig. 1 und Seite 12 u. flg..

²⁾ Cäsars gallischer Krieg im Jahr 51 vor Christus. Heidelberg 1860. Taf. II, Fig. 3. Seite 48 u. flg.

³⁾ Griechische und römische Kriegsalterthümer. Stuttgart 1859. Taf. IV, Fig. 5 u. 6.

⁴⁾ Theil II. Abth. I. (Leipzig 1855.) Seite 49 f. Anmerk. 125.

⁵⁾ So zuletzt Lindenschmit selbst in der S. 141 citierten Schrift S. 23, wo er die 'Palmlänge, welche für den Durchmesser des runden und für die Seitenfläche des viereckigen Pilum gegeben ist, als Längedurchmesser' der Lanzenspitze annimmt, was begreiflicher Weise unmöglich angeht.

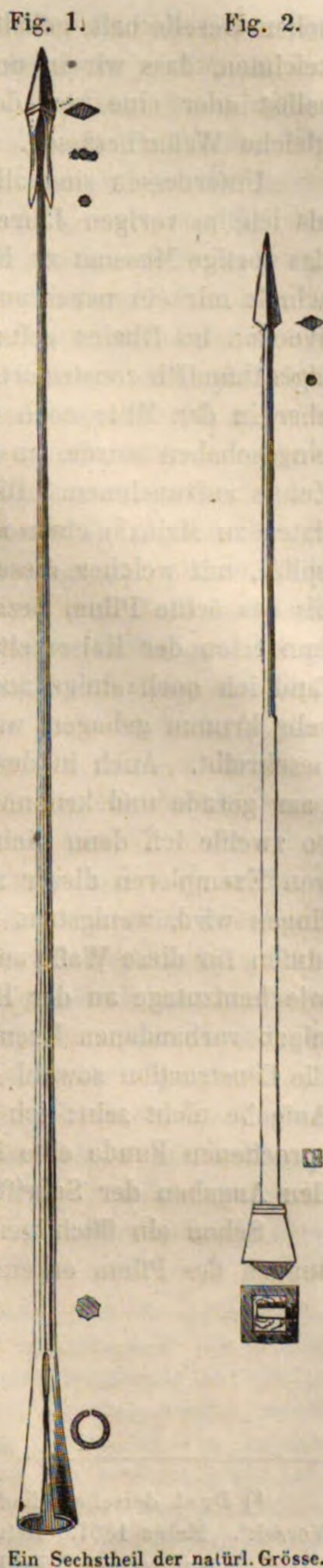
⁶⁾ Genau genommen betragen die Maasse: 98 Centimètres = $32\frac{2}{3}$ '' Länge der ganzen Waffe, 1'' 8''' Länge der Spitze, wovon auf die Widerhaken 1'' 2''' kommt, 2''' Durchmesser der Stange in der Mitte, 8''' Durchmesser der Tülle am untern Ende. S. nächste Seite Fig. 1.

eine kurze, etwas sich erweiternde geschlitzte Tülle auslaufend,¹⁾ in welcher noch bei der Auffindung Ueberreste des hölzernen Schaftes gewesen waren, die aber auf dem Transporte sich verloren hatten. Bei der an diese Vorweisung aus dem Stegreif sich anknüpfenden Discussion rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Schilderung der Helvetierschlacht bei Cäsar²⁾ das langgesuchte Pilum ins Gedächtniss zurück, und ich äusserte, dass die gefundene Waffe gerade die charakteristischen Eigenschaften zu enthalten scheine, welche zum Theil auch nach andern Beschreibungen das römische Pilum gehabt haben müsse, um die von Cäsar geschilderte Wirkung zu haben, nämlich ein ungewöhnlich langes Eisen und eine überaus scharfe Spitze mit Widerhaken: nur so sei es möglich gewesen, dass Ein Pilum mehrere Schilde durchbohrte, dann das Eisen sich umbog und jene so fest zusammenheftete, dass die Leute es nicht wieder herausziehen konnten und daher genöthigt waren, den Schild fahren zu lassen. Damit stimme denn auch die Ueberlieferung, dass das Eisen mit Ausnahme der Spitze absichtlich weich geschmiedet worden sei, um das Umbiegen desselben zu erleichtern, und dass das Pilum, einmal in den Schild gedrungen, nicht habe abgehauen werden können. Andererseits aber passe weder der Durchmesser des Eisens noch die Art und Weise seiner Befestigung auf dem Schaft zu der Polybianischen Beschreibung; es müsse daher die Sache weiter untersucht werden; jedenfalls aber hätten wir hier endlich einen wichtigen Fingerzeig zur richtigen Wiederherstellung des Pilum.

Ich nahm gleich am andern Tage diese Untersuchung vor und kam im Wesentlichen zu denselben Resultaten, welche ich Ihnen heute vorzulegen gedenke. Von ihrer Richtigkeit wurde ich um so fester überzeugt, als mir Herr Dr. Keller wenige Tage darauf das Buch von Herrn Lindenschmit: 'die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzoller'schen Sammlung zu Sigmaringen, Mainz 1860' vorlegte, in welchem Tafel I, Figur 1 ein ganz ähnliches in jener Sammlung befindliches Speereisen abgebildet und Seite 20 ff. mit Rücksicht auf ähnliche in merovingischen Gräbern gemachte Funde als der aus dem römischen Pilum entstandene Angon der Franken erklärt worden war. Ich konnte daher mit um so grösserer Sicherheit in einem am 2. März 1861 in der Antiquari-

¹⁾ Herr Dr. Keller machte mich darauf aufmerksam, dass alle römischen Eisenwerkzeuge, welche auf einen Holzschafte aufgesteckt wurden, eine geschlitzte Tülle haben, damit das eingesteckte Holz, wenn es trocken geworden, nicht wackelig werde.

²⁾ B. G. I, 25. Milites e loco superiore pilis missis facile hostium phalangem perfregerunt. Ea disiecta gladiis dstrictis in eos impetum fecerunt. Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, quum ferrum se inflexisset, neque evellere neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant, multi ut diu jactato brachio praeoptarent scutum manu emittere et nudo corpore pugnare.



schen Gesellschaft gehaltenen Vortrage das interessante Resultat als ein unzweifelhaftes bezeichnen, dass wir in unserem Speereisen von Unterengstringen entweder ein römisches Pilum selbst oder eine von demselben abstammende und in allen wesentlichen Eigenschaften ihm gleiche Waffe besäßen.

Unterdessen sind allenthalben weitere Exemplare dieser Waffe aufgefunden worden,¹⁾ und als ich im vorigen Jahre nach der Frankfurter Philologenversammlung nach Mainz ging, um das dortige Museum zu besichtigen, so hatte ich die grosse Freude, dass Herr Director Lindenschmit mir ein neues ausgezeichnet gut erhaltenes Exemplar vorlegte, welches vor wenigen Wochen im Rheine gefunden worden war.²⁾ Es zeichnete sich dieses namentlich durch die eigenthümlich construierte Tülle aus, welche nicht rund und gespalten, sondern viereckig war, aber in der Mitte noch eine eiserne Zunge enthielt, so dass der Schaft, welcher in die Tülle eingeschoben wurde, an diesem Ende einen durchgehenden Einschnitt haben musste, um diese Zunge aufzunehmen. Diese Tülle ist denn nun auch auf zwei Grabdenkmälern römischer Soldaten zu Mainz³⁾ ebenso deutlich und unverkennbar abgebildet, als die viereckige Pyramidalspitze, mit welcher dieses Pilum versehen ist. Es darf also diese Waffe mit vollster Sicherheit als das ächte Pilum bezeichnet werden, welches die römischen Soldaten in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit geführt haben. Als ich dann von Mainz nach Wiesbaden kam, fand ich noch einige andere Pila, und das Interessanteste dabei war, dass mehrere derselben sehr krumm gebogen waren, gerade so, wie Cäsar in der oben angeführten Erzählung es beschreibt. Auch in dem Baseler Museum habe ich unter dem dortigen 'alten Eisen' ein paar gerade und krumme Pila entdeckt, welche bis dahin unbeachtet geblieben waren, und so zweifle ich denn nicht daran, dass sich noch im Laufe der Jahre eine ziemliche Anzahl von Exemplaren dieser römischen Nationalwaffe finden werden. Möglich, dass es dann gelingen wird, wenigstens für die spätere Zeit eine Reihe von Aenderungen oder Entwicklungsstufen für diese Waffe aufzuzeigen, an welcher man vielleicht ebenso viel herumgekünstelt hat, wie heutzutage an der Handfeuerwaffe unserer Infanterie. Wenigstens zeigen schon die wenigen vorhandenen Exemplare mancherlei Variationen in Bezug auf die Länge des Eisens und die Construction sowohl der Spitze als der Tülle. Doch hierauf einzugehen, kann jetzt meine Aufgabe nicht sein; ich will vielmehr nur versuchen, Ihnen mit Rücksicht auf die eben besprochenen Funde eine kurze Geschichte des römischen Pilum vorzuführen, wie sie nach den Angaben der Schriftsteller sich gestaltet.

Schon ein flüchtiger Ueberblick dieser Angaben lässt uns sofort vier verschiedene Gattungen des Pilum erkennen, nämlich

1. das Pilum des Polybios;
2. das Pilum des Marius;
3. das Pilum Cäsars;
4. das Pilum des Vegetius.

¹⁾ Drei derselben finden sich abgebildet bei Lindenschmit: 'die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit'. Mainz 1861. Heft I, Taf. 6, Fig. 1—3.

²⁾ S. auf voriger Seite Fig. 2, welche nach dem von Hrn. Lindenschmit angefertigten Gypsmodelle gezeichnet ist. Die Länge dieses Pilum beträgt nur 69 Centimètre = 23'', sie ist also fast um ein Drittel kürzer als die Waffe von Unterengstringen. Hr. Lindenschmit hat sowohl dieses als ein anderes ähnliches Pilum im XI. Hefte der 'Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit' Tafel 5 gegeben.

³⁾ S. die Abbildung ebenda, Heft VIII, Taf. 6.

Wir beginnen mit dem Pilum des Polybios, einmal, weil es für uns das älteste ist, sodann aber, weil alle bisherigen Forscher, wir selbst nicht ausgenommen, nicht nur von demselben ausgegangen, sondern auch bei demselben stehen geblieben sind. Das eben ist aber, wie ich schon oben rund heraus gesagt habe, das *πρωτον ψεῦδος*, welches bisher dem richtigen Verständnisse der Sache am meisten hinderlich gewesen ist, zumal da wir Alle merkwürdiger Weise so gut wie gar keine Rücksicht darauf genommen haben, dass Polybios von zwei verschiedenen Pilen, einem schweren und einem leichten, spricht, während die späteren Schriftsteller von einem solchen Unterschiede absolut nichts wissen. Ohne sich aber hierum zu bekümmern, hat man unbewiesen und unbesehen das schwere Pilum des Polybios als dasjenige angenommen, welches seitdem unverändert die römische Nationalwaffe geblieben und in der Feldschlacht angewendet worden sei. So finden wir denn fast überall dieselbe Schilderung dieser Waffe:¹⁾ sie besteht aus einem hölzernen, entweder runden oder viereckigen Schaft von drei Ellen Länge; der runde Schaft hat drei Zoll Durchmesser, ebensoviel beträgt jede Seite des viereckigen Schaftes; das Eisen, ebenso lang wie das Holz, wird bis zur Hälfte in eine Nuthe oder Rinne des Schaftes eingelassen, so dass die Länge der ganzen Waffe $4\frac{1}{2}$ Elle beträgt; diese Hälfte hat eine Stärke von $1\frac{1}{2}$ Daktylen = $1\frac{1}{8}$ Zoll und läuft in eine mit Widerhaken versehene Spitze aus. Das Eisen ist mittelst vieler Haften und Ringe mit dem Holze verbunden, so dass eher das Eisen bricht, als dass diese Verbindung sich löst. So weit Polybios, den man freilich in Bezug auf den letzteren Punkt wohl auch dahin verändert, dass man sagt, die Hälfte des Eisens sei gabelförmig getheilt und so an zwei Seiten über den Schaft gezogen worden,²⁾ eine Annahme, welche vollständig aus der Luft gegriffen ist.

Was nun zunächst bei diesem Polybianischen Pilum auffallen muss und auch wirklich aufgefallen ist, das sind die ganz ungeheuerlichen Dimensionen der Schwere und des Volumens. Man hat denn auch nicht verfehlt, darüber allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen, ohne doch die Sache in ihrer vollen Wahrheit sich klar zu machen, wodurch man zu ganz andern Folgerungen gekommen wäre. Um es kurz zu sagen, die Dimensionen dieses 'balkenartigen Geschosses', wie es Herr Lindenschmit ganz richtig nennt, sind für eine WurfWaffe aus freier Hand und auf ebenem Boden geradezu unmöglich; selbst für eine Riesenfaust, wie wir sie am allerwenigsten den Römern zuschreiben dürfen, zu einem sichern und kräftigen Wurfe durchaus unhandlich, wie das der Augenschein Jedermann lehrt, welchem man ein nach diesen Angaben angefertigtes Modell vorlegt; das Gewicht dieser unbeholfenen Waffe aber

¹⁾ Polyb. VI, 23, 9—11. τῶν δ' ὑσσῶν εἰσὶν οἱ μὲν παχεῖς, οἱ δὲ λεπτοί· τῶν δὲ στερεωτέρων οἱ μὲν στρογγύλοι παλαιστιαίαν ἔχουσι τὴν διάμετρον, οἱ δὲ τετράγωνοι τὴν πλευράν· οἷ γε μὴν λεπτοὶ σιβυνίοις ἑοίκασι συμμέτροις, οὓς φοροῦσι μετὰ τῶν προειρημένων (dieser Relativsatz ist vielleicht gleich nach λεπτοί zu setzen). ἀπάντων δὲ τούτων τοῦ ξύλου τὸ μῆκος ἐστὶν ὡς τρεῖς πήχεις, προσήρμοσται δ' ἐκάστοις βέλος σιδηροῦν ἀγκιστρωτόν, ἴσον ἔχον τὸ μῆκος τοῖς ξύλοις, οὗ τὴν ἔνδεσιν καὶ τὴν συνέχειαν (so ist offenbar statt des überlieferten *χρεῖαν* zu lesen, was man gewöhnlich mit Verwandlung des vorhergehenden *καὶ* in *κατὰ* beibehalten hat) οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ἕως μέσων τῶν ξύλων ἐνδέοντες καὶ πυνναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε μὴ πρότερον τὸν δεσμὸν ἐν ταῖς χρεῖαις ἀναχαλασθῆναι, ἢ τὸν σίδηρον θραύεσθαι καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πνυθμένῳ καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων· ἐπὶ τοσοῦτον καὶ τοσαύτην (diese beiden Worte sind vielleicht als Ditto-graphie zu streichen) πρόνοιαν ποιοῦνται τῆς ἐνδέσεως.

²⁾ So Marquardt S. 252. Vgl. Rüstow Heerwesen Cäsars S. 12 f. v. Göler Cäsars gallischer Krieg im Jahre 51 v. Ch. S. 48 f.

würde nicht 10, sondern mindestens 15 Pfund betragen haben. Es ist daher eine reine Unmöglichkeit, dass die Römer jemals in der Schlacht sich eines Pilum von diesen Dimensionen bedient haben. Aber ebenso unmöglich ist es, diese Dimensionen, sei es durch Emendation oder durch Interpretation, zu beseitigen, wie letzteres neuerdings von Lindenschmit (a. O. Seite 23) geschehen ist, welcher jene 3 Zoll von dem Längedurchmesser der Spitze allein nimmt. Lassen wir also vorläufig diese zweifelhafte Schilderung bei Seite und sehen wir uns die Worte des Polybios sonst noch etwas genauer an. Da springt es denn nun gleich in die Augen, dass die Angaben des Polybios über die Länge des Schaftes und des Eisens sowie über die genaue Verbindung beider auf ihrer ganzen beiderseitigen Hälfte durchaus nicht bloss auf jenes schwere, sondern ebenso auch auf das leichte oder dünne Pilum gehen. Es unterscheidet sich daher dieses von jenem lediglich durch die geringere Stärkedimension des Schaftes, welche aber nicht ebenfalls wie bei jenem in bestimmten Massen angegeben, sondern nur durch die allgemeine Bemerkung bezeichnet wird, 'die dünnen Pila seien *συμμέτροις σιβυνίοις* gleich.' Da fragt es sich denn nun vor allen Dingen, welch' eine Art von Spiessen diese Sibynia gewesen sind und inwiefern sie mit dem leichtern Pilum verglichen werden können. Darüber kann nun glücklicher Weise kein Zweifel sein. Die *σιβύνη* oder das *σιβύνιον* im eigentlichen Sinne ist der Schweinespiess oder, wie man vor Zeiten bei uns sagte, die Saufeder, ein starker, an der ziemlich langen Spitze mit Widerhaken versehener Jagdspieß,¹⁾ mit welchem man das anlaufende Wildschwein abfang, wie das auf verschiedenen Darstellungen der Jagd des Erymanthischen Ebers sehr deutlich erkennbar ist. Polybios aber vergleicht das leichte Pilum mit der Sibyne hauptsächlich in Bezug auf die Stärke des Schaftes, warum, zeigt ebenfalls ein Blick auf die angeführten Abbildungen. Der Schaft der Sibyne hat einen stärkern Durchmesser, als die Schaft gewöhnlicher Wurfspiesse zu haben pflegen; er ist ganz eigentlich *χειροπληθής*, wie Dionysios die Schaft seiner Pilen genannt hat. Darin besteht also in Bezug auf den Schaft die Eigenthümlichkeit auch des leichten Pilum, dass derselbe bedeutend stärker ist, als bei den sonstigen Wurfspiesen verschiedener Art, welche entweder auf der Jagd oder von Leichtbewaffneten geführt werden. Mit dieser angenommenen Stärke des Schaftes stimmt es nun auch vollkommen überein, wenn Polybios sagt, 'die Stärke des Eisens in seinem untern Ende und in der Verbindung mit dem Holze betrage 3 Daktylen (= 1 $\frac{1}{8}$ Zoll),' was Lindenschmit angeführten Orts ganz richtig nicht, wie bisher, auf die massive Dicke des Speereisens allein, sondern auf 'den ganzen Durchmesser des Speeres an dieser Stelle' bezogen hat.

Wie aber die Hälfte des Eisens an dem leichten Polybianischen Pilum mit dem Schaft verbunden gewesen ist, lässt sich mit Sicherheit aus den Worten des Schriftstellers nicht abnehmen. Nimmt man dieselben genau, so möchte man eher in Uebereinstimmung mit den

¹⁾ Die specielle Bedeutung des verschiedenartig geschriebenen Wortes ist am besten verbürgt durch die Notiz vom Gastmahle des Karanos bei Athen. IV, p. 130 A f.: *Ἐρυμάνθιοι τῷ ὄντι σύαγροι κατὰ πινάκων τετραγώνων χρυσομίτρων σιβύναις ἀργυραῖς διαπεπερονημένοι περιεφέροντο ἑκάστῳ*. Vgl. Hesych. II p. 1285. *συβίνη, καπροβόλιον*. Allgemeiner entweder als Jagdspieß oder in Bezug auf die ungewöhnliche Länge seines Eisens wird es bezeichnet Fest. p. 336 *sybinam* (sibinam cod. Monac.) appellat Illyrii telum venabuli simile. Eunius 'Illyrii restant sicis sybinisque fodantes.' Hesych. I. p. 1585 *ζιβύνη, ὀλοσίδηρον ἀκόντιον ἢ λόγχη*, ders. II, p. 1179 *σιβύνη ὄπλον δόρατι παραπλήσιον*. Schol. zu Apollon. Rhod. II, 99 *σιγύννουσ* (so!) *ἀκόντια ὀλοσίδηρα*. Athen. XII, p. 537 E. von dem als Artemis costumierten Alexander: *ὑποφαίνων ἄνωθεν τῶν ὤμων τό τε τόξον καὶ τὴν σιβύνην*. Der Glosse des Suidas dagegen II, 2, p. 743/12 *σιβύνη, ἀκόντιον Ῥωμαϊκόν* liegt offenbar Polybios zu Grunde.

bisherigen Annahmen über das schwere Pilum annehmen, das Eisen sei, vielleicht mit Hülfe einer Rinne, auf den Schaft aufgelegt¹⁾ und in der ganzen Länge von 1½ Ellen durch viele Haften oder Ringe bis zu dem Grade von Festigkeit verbunden gewesen, welche Polybios als besondere Eigenthümlichkeit des Pilum hervorhebt. Wenn wir aber ebenso die Natur der Sache wie das Zeugniß des Plutarch und die oben besprochenen Funde ins Auge fassen, so erscheint es entschieden wahrscheinlicher, dass auch das Eisen des leichten Polybianischen Pilum zur Hälfte aus einer wahrscheinlich viereckigen Stange mit Widerhakenspitze bestand, mit der andern Hälfte aber in eine geschlitzte Tülle auslief, welche über den hölzernen Schaft gezogen und dann durch eine grosse Anzahl herumgelegter eiserner Ringe oder Bänder befestigt wurde, wie das bereits Lindenschmit angenommen hat.

Diese ausserordentlich starke Verbindung ist es denn nun auch gerade, wodurch sich gleich beim ersten Blicke das von Plutarch erwähnte Pilum des Marius von dem Polybianischen unterscheidet; er berichtet nämlich wörtlich in Bezug auf die Kimbernschlacht folgendes:²⁾ 'für jene Schlacht soll Marius zuerst die bekannte Aenderung mit den Pilen vorgenommen haben: bisher nämlich war der in das Eisen eingeschobene Theil des Schaftes durch zwei eiserne Haften befestigt gewesen; jetzt aber liess Marius nur die eine Hafte, wie sie war, die andere aber liess er abnehmen und statt derselben einen leicht zerbrechlichen hölzernen Nagel einschlagen; in der Absicht, dass das in den feindlichen Schild eingedrungene Pilum nicht in gerader Richtung stecken blieb, sondern dass dann vielmehr der hölzerne Nagel zerbrach, auf diese Weise das Eisen mit dem Schaft einen Winkel bildete³⁾ und so das Pilum, durch die Verbiegung der Spitze festgehalten, nachgeschleppt werden musste.' Aus dieser Stelle erfahren wir, dass Marius bereits ein Pilum vorfand, welches sich schon von dem Polybianischen wenigstens dadurch unterschied, dass das Eisen nicht durch viele Ringe, sondern nur durch zwei eiserne Haften festgehalten wurde. Die Ursache dieser Aenderung kann keine andere gewesen sein, als dieselbe, durch welche Marius bewogen wurde, jenen zweifachen Halt auf einen einzigen zu vermindern: das Pilum sollte eben nur zu einem Wurf dienen, für diesen einen aber auch die grösstmögliche Wirkung haben; und jedenfalls sollte der Feind nicht im Stande sein, die in seinen Schild eingedrungene Waffe herauszuziehen und auf den Römer zurückzuschleudern. Das eben erreichte man, wenn unmittelbar durch den Wurf die Verbindung zwischen Eisen und Schaft in der angegebenen Weise auf ein Minimum reducirt wurde: ein Pilum, an welchem Eisen und Schaft nur noch durch Eine Hafte locker zusammenhängen, konnte in diesem Zustande nicht wieder zum Wurfe gebraucht werden.

¹⁾ Desselben Wortes bedient sich Polybios a. O. 5 von dem *umbo*: προσήρμονται δ' αὐτῷ καὶ σιδηρᾷ κόγχῳ, ἣ τὰς ὀλοσχερεῖς ἀποστέγει πληγὰς λίθων καὶ σαρισῶν καὶ καθόλου βιαιῶν βελῶν.

²⁾ Plutarch, Mar. 25. λέγεται δὲ εἰς ἐκείνην τὴν μάχην πρῶτον ὑπὸ Μαρίου καινοτομηθῆναι το περὶ τοὺς ὕσσους. τὸ γὰρ εἰς τὸ σίδηρον ἐμβλημα τοῦ ξύλου πρότερον μὲν ἦν δυοὶ περόναις κατελημμένον σιδηραῖς, τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μὲν, ὥσπερ εἶχεν, εἶασε, τὴν δ' ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἦλον εὐθραυστον ἀντ' αὐτῆς ἐνέβαλε, τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὕσσον τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἦλον καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον καὶ παρέλκεσθαι τὸ δόρυ διὰ τὴν στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς ἐνεχόμενον.

³⁾ Denn nur diess, nicht etwa eine Umbiegung des Eisens selbst, wie wir sie bei Cäsar finden, können die, wie so häufig, ungenauen Ausdrücke Plutarchs καμπὴν γίνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον und στρεβλότητα τῆς αἰχμῆς besagen. Hätte man letztere beabsichtigt, so musste man gerade, wie dann wieder bei den späteren Pilen geschehen ist, die Verbindung zwischen Schaft und Eisen recht fest machen.

Verhandlungen der XXI. Philologen-Versammlung.

Man sieht also, dass in dem Marianischen Pilum gerade die feste Verbindung absichtlich beseitigt wird, auf welche Polybios ein so grosses Gewicht gelegt hat.

Dagegen finden wir weder bei Polybios, noch bei Plutarch eine Spur, dass bei diesen älteren Pilen das Eisen selbst sich umgebogen habe oder gar absichtlich noch zu diesem Zwecke besonders eingerichtet worden sei. Das aber ist gerade das charakteristische Merkmal des Cäsarischen Pilum, wie es uns der Imperator selbst in seiner verderblichen Wirkung so anschaulich geschildert hat. Das, was Marius durch seinen Holznagel zu erreichen suchte, wird bei diesen Pilen dadurch bewirkt, dass das Eisen selbst, natürlich mit Ausnahme der eigentlichen Spitze, weich geschmiedet wird, so dass unmittelbar, nachdem es in den feindlichen Schild eingedrungen ist, es durch das Gewicht des Schaftes sich umbiegt. Diess wird ausdrücklich von Appianus und Arrianus bezeugt, welche überhaupt in Verbindung mit Dionysios von Halikarnass¹⁾ die bei Cäsar fehlende Beschreibung ersetzen, sich gegenseitig auf das Erwünschteste ergänzen und auf unsere Funde so vortrefflich passen, dass an einer Identität derselben mit dem Cäsarischen Pilum nicht mehr zu zweifeln ist. Dieses beträgt hienach in seiner ganzen Länge 6 Fuss, wovon die Hälfte dem Schaft, die andere Hälfte dem

¹⁾ Dionys. Hal. V, 46. ἔστι δὲ ταῦτα βέλη Ῥωμαίων, ἃ συνιόντες εἰς χεῖρας ἑξακοντίζουσι, ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληθῆ, τριῶν οὐχ ἥττον ποδῶν σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα προῦχοντας κατ' εὐθείαν ἐκ θατέρου τῶν ἄκρων, μετρίοις ἀκοντίοις ἴσα σὺν τῷ σιδήρῳ. Die letzte Angabe ist nicht nur auffallend, sondern geradezu unsinnig: diese Pila, mit ihren 'sehr langen und handausfüllenden Schaften und ihren mindestens 3 Fuss langen Eisen' können unmöglich mit 'mässigen Wurfspiessen' verglichen werden, sie sind vielmehr selbst die übermässig längsten und stärksten Wurf Waffen, die es gibt. Es ist kaum zu bezweifeln, dass hier Dionysios das Polybianische σιβυνίοις εἰκόνασι συμμέτροις auf eine unglückliche Weise verballhornt hat. Vielleicht mit Beziehung auf diesen Irrthum schreibt Appian. Kelt. I mit Beziehung auf die Schlacht, welche der Dictator C. Sulpicius Peticius 396 u. c. = 358 v. Chr. den Bojern lieferte: μετὰ δὲ ταῦτα Βοιοί, Κελτικὸν ἔθνος θηριωδέστατον, ἐπῆλθε Ῥωμαίοις, καὶ αὐτοῖς Γάιος Σουλπίκιος δικτάτωρ μετὰ στρατιᾶς ἀπήντα, ὅστις καὶ στρατηγῆματι τοιούτῳ χρῆσασθαι λέγεται· ἐκέλευσε γὰρ τοὺς ἐπὶ τοῦ μετώπου τεταγμένους ἑξακοντίσαντας ὁμοῦ συγκαθίσει τάχιστα, μέχρι βάλῳσιν οἱ δεῦτεροι καὶ τρίτοι καὶ τέταρτοι, τοὺς δ' ἀφιέντας αἰεὶ συνίξειν, ἵνα μὴ κατ' αὐτῶν ἐνεχθεῖν τὰ δόρατα· βαλόντων δὲ τῶν ὑστάτων ἀναπηδᾶν πάντας ὁμοῦ καὶ σὺν βοῇ τάχιστα εἰς χεῖρας ἵεναι· καταπλήξειν γὰρ ὧδε τοὺς πολεμίους τοσῶνδε δοράτων ἄφειν καὶ ἐπ' αὐτῇ ταχεῖαν ἐπιχειρήσιν. τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ εἰσκότα (so richtig die Bücher, wofür man nach Lipsius grundfalsch οὐκ ἀπεισκότα geschrieben hat) ἀκοντίοις, ἀλλ' (dass diese in den Büchern fehlende Partikel zugesetzt werden muss, habe ich schon bei Anführung dieser Stelle Einleitung S. 71, Anm. 172 bemerkt) ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλον τετραγώνον τὸ ἡμῖς καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνον καὶ τοῦδε καὶ μαλακοῦ χωρὶς γε τῆς αἰχμῆς. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthält die Schilderung dieses angeblichen 'Strategems' das regelmässig bei Abgabe der Pilensalve von den Römern beobachtete Verfahren, worüber man seit Niebuhr so viel gegrübelt hat. Vgl. Einleit. a. O. Arrian. ἐκτ. κ. Ἀλ. §. 15 ff. τετάχθω δὲ ἐπὶ ὀκτώ, καὶ πυκνῇ αὐτοῖς ἔστω ἡ ξύγκλεισις, καὶ αἱ μὲν πρῶται τέσσαρες τάξεις ἔστωσαν κοντοφόρων, οἷς δὴ κοντοῖς (gew. ὧν δὴ κοντοῖς, aber A d. h. cod. Paris. 2522 hat οἱ δικοντοῖς und B d. h. cod. Bernens. 97 — οἱ δικον τοῖς) μακρὰ καὶ ἐπιλεπτὰ τὰ σιδήρια προῖπται· καὶ τούτους οἱ μὲν πρωτοστάται εἰς προβολὴν ἔχόντων, ὥς, εἰ πελάξοιεν αὐτοῖς οἱ πολέμιοι, κατὰ τὰ στήθη μάλιστα τῶν ἵππων τίθεσθαι τῶν κοντῶν τὸν σίδηρον· οἱ δευτεροστάται δὲ καὶ οἱ τῆς τρίτης καὶ τετάρτης τάξεως εἰς ἀκοντισμὸν προβεβλήσθων τοὺς κοντούς, ὅπου τύχοιεν, καὶ ἵππους τρώσοντες καὶ ἵππότην κατακανοῦντες, καὶ (dafür fälschlich Doerner und Hercher ἦ) θυρεῶ καὶ καταφράκτῳ θώρακι ἐμπαγέντος τοῦ κοντοῦ — ἀχρεῖον τὸν ἀντιβάτην (so A B, gew. ἀναβάτην) ποιήσοντας. αἱ δὲ ἐφεξῆς τάξεις τῶν λογχοφόρων ἔστωσαν. Es bedarf keines Beweises, dass die κοντοί hier die Pila bezeichnen. Auf die Biegsamkeit des Eisens bezieht sich Tibull. IV, 1, 90 Quis tardamve sudem melius celeremve sagittam iecerit aut lento perfregerit obvia pilo. Ueber die Wirkung des Wurfs vgl. noch Suidas s. ὑσσός und 'ingentibus pilis' bei Flor. I, 23, 9.

Eisen angehört. Der Schaft ist von der Stärke, dass er die Hand vollkommen ausfüllt und — gewöhnlich wenigstens — viereckig, wahrscheinlich, weil man die Hölzer dazu nur einfach zu spalten braucht; das Eisen ist dünn und ebenfalls viereckig,¹⁾ also stangenartig, wie wir es an unseren Funden gesehen haben, und mit Ausnahme der Spitze weich, so dass es sich, in Schild oder Panzer eingedrungen, sofort umbiegt, daher ebenso wenig leicht herausgezogen als ohne Weiteres zu einem zweiten Wurf gebraucht werden kann.

Ueber die Pila des Vegetius²⁾ kann ich kurz sein. Sie bestehen nach seiner Schilderung aus einem Schaft von $5\frac{1}{2}$ Fuss Länge mit einer feinen dreieckigen Eisenspitze von 9 Zoll bis 1 Fuss Länge. Die Wirkung wird ganz in derselben Weise geschildert: bei kräftigem und geschicktem Wurf dringt es leicht durch Schild und Panzer, und einmal eingedrungen kann es nicht herausgerissen werden. Man sieht, wir haben hier dieselbe Waffe, nur dass man dieselbe leichter gemacht hat, indem man das Eisen auf ein Drittel seiner früheren Länge reducirt und dafür den Schaft so weit verlängert hat, dass die Länge der ganzen Waffe so ziemlich dieselbe geblieben ist. Diese Modification stimmt ebenso mit der von Vegetius ausgesprochenen Klage,³⁾ dass die Soldaten in seiner Zeit sich gegen das Gewicht der früheren Rüstungen sträubten, als mit der Thatsache überein, dass die bereits aufgefundenen Pila in ihren Längendimensionen nicht unbedeutend differieren.

Fassen wir nun als Resultat der bisherigen Erörterungen die wesentlichen Eigenschaften, welche sich bei dem Pilum in seinen verschiedenartigen Phasen unveränderlich erhalten haben, in folgende Sätze zusammen:

1. Das Pilum ist ausschliesslich eine Wurfwaffe und durchaus keine Stosswaffe, wie das noch von Marquardt (S. 252) und v. Göler (Cäsars gall. Krieg im Jahre 51 v. Chr. S. 48) behauptet worden ist. Die Anführung der einzigen Stelle, mit welcher man die letztere Behauptung zu stützen pflegt, Livius IX, 19 'pilum haud paulo quam hasta vehementius *ictu missuque* telum', beruht auf einem handgreiflichen Missverständniss: *ictu* ist nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von *missuque* zu trennen, so dass es im Gegensatz zu letzterem den Stoss oder Stich bedeutete, sondern *ictu missuque* ist als Hendiadys zu fassen und bezeichnet auf diese Weise die Wirkung des Wurfs im Gegensatze zu der Wirkung des Stosses bei der macedonischen Sarise. Eine andere Stelle, welche ebenfalls für die Verwendung des Pilum als Stosswaffe im Handgemenge angeführt werden könnte, Plutarch Camill. 40, ist schon längst von mir zurückgewiesen worden.⁴⁾ Plutarch hat mit seiner gewöhnlichen Confusion die

¹⁾ Vgl. Liv. XXI, 8, 10: phalarica erat Saguntinis missile telum hastili abiegno et cetera tereti, praeterquam ad extremum, unde ferrum exstabat; *id, sicut in pilo, quadratum* stappa circumligabant linebantque pice.

²⁾ Veget. I, 20. Missilia autem, quibus utebatur pedestris exercitus, *pila* vocabantur, ferro subtili trigono praefixa unciarum novem sive pedali, quae in scuto fixa non possunt abscindi et loricam scienter ac fortiter directa facile perrumpunt. Ders. II, 15. Haec erat gravis armatura, qui habebant —, item bina missilia unum maius ferro triangulo unciarum novem hastili pedum quinque semis, quod *pilum* vocabant, nunc *spiculum* dicitur, ad cuius iactum exercebantur praecipue milites, quod arte et virtute directum et scutatos pedites et loricatos equites saepe transverberabat; aliud minus ferro triangulo unciarum quinque, hastili trium pedum et semis, quod tunc vericulum nunc verutum dicitur. In der letzteren Waffe erkennt man unschwer den freilich auch etwas modificirten *γρόσφος* des Polyb. VI, 22, 4; die hasta velitaris mit einem Schaft von 2 Ellen = 3 Fuss Länge und $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke, und einem überaus feinen und spitzen Eisen von 9 Zoll Länge.

³⁾ I, 20 cf.

⁴⁾ S. Einleit. S. 42, Anmerk. 117. Dass die dort ausführlich begründete Annahme richtig ist, geht auch aus der Parallelstelle bei Polyæn. VIII, 7, 2 hervor, wo verständiger Weise *τοῖς ἐνστοῖς μακροῖς*, nicht wie bei Plutarch *ὑσσοῖς* steht.

spättern Pila mit den damals noch üblichen langen Spiessen verwechselt! Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass wohl auch einmal ausnahmsweise ein römischer Soldat, der gerade das Pilum in der Hand hatte, vorkommendenfalls damit gestochen hat, dadurch aber wird dasselbe ebenso wenig zu einer Stosswaffe, als unsere Flinte desswegen eine Schlagwaffe genannt werden kann, weil man unter Umständen dieselben umgewendet und mit den Kolben dreingeschlagen hat. Eine solche ausnahmsweise Verwendung schreibt denn auch Arrianus in seinem *ordre de bataille* gegen die Alanen lediglich für das erste Glied seiner auf 4 Glieder formierten *Pilani* vor,¹⁾ welche das Vordertreffen bilden, während sich an dieses in eben so viel Gliedern geordnet seine *hastati* anschliessen sollen. Der Grund zu dieser ausserordentlichen Massregel ist einleuchtend: er will seine *Hastaten* nicht auseinanderreissen, indem er aus ihnen nur das erste Glied bildet, kann sie aber nicht in vier Gliedern vor den *Pilanen* aufmarschieren lassen, weil diese dadurch am Wurf behindert würden. Zu bemerken ist übrigens noch, dass jene ausnahmsweise Verwendung der Pila als Handwaffe eben nur zur Defension gegen einzelne Reiter dient, welche trotz der gegen sie geworfenen Pila dennoch gegen die römische Linie anprallen: diese sollen nicht sowohl von den Pferden gestochen, als durch das gegen die Brust ihrer Pferde gerichtete Vorhalten der Pila zurückgewiesen werden. Endlich wird auch das Pilum nicht dadurch zur Stosswaffe, dass man einmal nach Barbarensitte den abgehauenen Kopf eines Feindes darauf spiessen lässt.²⁾

2. Das Pilum wird niemals von Leichtbewaffneten geführt, niemals zum Plänkeln oder Tirailieren gebraucht, sondern es ist ausschliesslich die Wurfwaffe für das schwere Linienfussvolk in Reih' und Glied: dieses gibt mit dem Pilum in nächster Nähe eine oder mehrere Salven ab, um dadurch dem unmittelbar folgenden Einbruche mit dem Schwerte vorzuarbeiten.³⁾

3. Die bei allen Veränderungen festgehaltene Eigenthümlichkeit des Pilum besteht daher darin, dass es ebenso in der Länge des Eisens als in der Dicke des Schaftes stärkere Dimensionen hat, als sonst irgend eine Wurfwaffe, und daher in dieser doppelten Beziehung von Polybios ganz passend mit einer Jagd-Stosswaffe, dem schweren Schweinespiesse,⁴⁾ verglichen wird. Die durchschnittliche Länge der ganzen Waffe dürfen wir auf 6 — 7 Fuss anschlagen, wovon, abgesehen von den Zeiten des Vegetius, die volle Hälfte, also 3 — 3½ Fuss, auf das freistehende Eisen kommt.⁵⁾

4. Das freistehende Eisen ist eine drei-, vier- oder achtkantige Stange von mässigem Durchmesser, welche wenigstens in der spätern Zeit absichtlich weich und biegsam geschmiedet wurde, während sich oben eine scharfe hartgestählte drei- oder vierkantige, bolzenartige Spitze, gewöhnlich mit Widerhaken versehen, daran befindet.

¹⁾ S. oben S. 146 die Stelle zu Ende von Anmerk. 1.

²⁾ Cic. Phil. II, 2, 5. *cervicibus caput abscidit, idque fixum gestari iussit in pilo.*

³⁾ S. hierüber Einleitung S. 53 f. Rüstow Heerwesen und Kriegführung Cäsars S. 47 f. Ich stelle hier die wichtigsten Stellen zusammen, aus deren Vergleichung man eine überaus anschauliche Vorstellung über den regelmässigen Hergang der römischen Offensivschlacht gewinnt: Caes. b. G. I, 25. 52. II, 23. V, 44. VII, 8. 62. b. c. III, 92 u. 93. Afr. 16. Liv. VII, 23. IX, 13. 35. 39. XXIII, 29. XXXVIII, 23. Polyb. I, 40. Plutarch. Mar. 20. Daher Silius VIII, 374 fast mit epigrammatischer Kürze die Kampfweise der Römer in den Vers zusammenfasst: *Pila volunt brevibusque habiles mucronibus enses.*

⁴⁾ Aller Wahrscheinlichkeit nach bezieht sich auch auf diese Aehnlichkeit der seit Polybios übliche griechische Name des römischen Pilum *ῥασός*, welcher — immerhin auffallend gebildet — doch wohl mit *ῥς* zusammenhängt.

⁵⁾ Daher wird sie denn, wenn die Mannschaft Halt macht, 'bei Fuss' genommen, wie es die beiden Grabdenkmäler zeigen. Und so Sil. XIII, 308 *Stabant innixi pilis exercitus omnis.*

5. Der ziemlich dicke Schaft hat in Verbindung mit dem unteren auf mannigfaltige Weise bald so bald so mit ihm verbundenen Ende des Eisens eine so verhältnissmässig überwiegende Schwere gegenüber dem freistehenden, mit Ausnahme der Spitze weich geschmiedeten Eisen, dass, sobald dieses in einem feindlichen Schilde oder einem ähnlichen festen Ziele haftet, es eben dadurch sofort sich stark umzubiegen pflegt, wodurch natürlich das wegen der Widerhaken ohnehin schwere Herausziehen noch mehr erschwert wird.

So könnten wir denn jetzt das glücklich aufgefundene Pilum verlassen, wenn uns nicht noch ein Problem zu lösen übrig bliebe, dessen Vorhandensein doch manchen gewissenhaften Forscher mit bangen Zweifeln an der Richtigkeit der gemachten Entdeckung erfüllen könnte, ich meine das schwere Polybianische Pilum mit seinen riesenhaften Dimensionen. Ich denke, dass auch dieses sich wird unterbringen und erklären lassen, wenn wir dabei die Entwicklungsgeschichte der römischen Legion selbst zu Rathe ziehen. Ich setze dabei die in unserer mehrfach citirten Einleitung S. 35 ff. gegebene Uebersicht voraus und knüpfe hier gleich an diejenigen Aenderungen an, welche die römische Legion in den Samniterkriegen erfahren hat, soweit sie hierher gehören. Da steht nun an der Spitze die wichtige und ganz glaubhafte Notiz, dass die Römer das Pilum von den Samniten selbst überkommen haben,¹⁾ ferner die unzweifelhaft sichere Annahme, dass die Römer gerade in den samnitischen Gebirgskriegen, um sich auf unsicherm und oft gefährlichem Terrain vor unvermutheten Ueberfällen zu sichern, die ihnen eigenthümliche und von da ab mit pedantischer Regelmässigkeit von ihnen festgehaltene Lagerverschanzung wo nicht erfunden, doch zu ihrer feststehenden Anwendung ausgebildet haben.²⁾ Verbinden wir nun noch damit einerseits die schon durch den Namen *Pilani*, *Primus pilus* u. s. w. feststehende Thatsache, dass in dieser ersten Zeit lediglich die *Triarier* — die aus den ältesten Jahrgängen zusammengesetzten Reserven der römischen Legion — das Pilum führten, während die *Hastati* und *Principes* den alten Spiess oder die *Hasta* behalten hatten³⁾; andererseits die schon von Niebuhr ausgesprochene und ganz unzweifelhafte Annahme, dass die *Triarier* in dieser Zeit lediglich als Lagerbesatzung dienten⁴⁾, so tritt uns mit einem Schlage Ursprung und Bestimmung des schweren Polybianischen Pilums entgegen. Es war eben die ganz speciell für die Vertheidigung des Lagers bestimmte Waffe; daher die gewaltigen Ausmaasse seines Schaftes, sowie das daraus hervorgehende Gewicht, wodurch die Waffe gerade tauglich wurde, mit der grössten Wirkung von dem Wall herab auf die Stürmenden herabgeschleudert zu werden. Bekanntlich ist zum Sturme gegen einen Lagerwall, oder eine niedrige Mauer, ein Festungsthor und dergl. schon in alter Zeit die Bildung einer *testudo* oder eines Schilddaches angewendet worden; war nun dieses bis an den Fuss des Lagerwalles vorgerückt, so brauchte man jene „balkenartige“ mit überaus langer Spitze versehene Wurfwanne fast ohne irgend eine Kraftanwendung vom Walle oder Thurme nur senkrecht fallen zu lassen, um das feindliche Schilddach zu durchbrechen und die dasselbe bildenden Schilde aneinanderzuheften: das schwere Polybianische Pilum ist also, um es kurz zu sagen, das *Pilum murale*, welches in späterer Zeit, wo der Angriff

¹⁾ S. a. O. S. 49, Anmerk. 124.

²⁾ S. a. O. S. 51, Anmerk. 129. Die erste Erfindung eines regelmässig befestigten Lagers mag immerhin der Belagerung von Veji angehört haben, welche als geschichtliche Thatsache feststeht, wenn auch in den Einzelheiten Wahrheit und Dichtung nicht zu unterscheiden ist.

³⁾ S. ebenda S. 50, Anmerk. 126.

⁴⁾ S. ebenda Anmerk. 127 u. 128.

auf ein römisches Lager zu den Abnormitäten gehörte, für gewöhnlich gar nicht vorhanden war, sondern nöthigenfalls besonders angefertigt werden musste¹⁾. Zu Polybios Zeiten aber hatte man offenbar noch, wie überhaupt so auch in dieser Beziehung, diejenige Einrichtung der römischen Legion, wie sie sich im Verlaufe des zweiten punischen Krieges entwickelt und festgestellt hatte. Im zweiten punischen Kriege aber sind die Römer noch oft genug im Falle gewesen, ihren Lagerwall vertheidigen zu müssen, und es ist daher kein Wunder, dass das erste und zweite Treffen der Polybianischen Legion — die Hastati und Principes —, welche jetzt den Spiess an das dritte Treffen der jetzt mit aufmarschirenden Triarier abgegeben haben, ausser ihrem Feldpilum, wie wir das leichtere Polybianische nennen können, auch noch das alte schwere Mauerpilum trugen, welches sie aber selbstverständlich beim Aufmarsch zur Schlacht im Lager zurückliessen. Seit den punischen Kriegen waren aber auch die Römer mit den groben Geschützen der Griechen bekannt geworden²⁾: es scheint nach einer Stelle des Plautus³⁾ wahrscheinlich, dass man nunmehr auch diese schweren Pila aus den Katapulten schleuderte. Unterstützt wird diese Annahme von der Bestimmung des ursprünglichen Pilum noch durch die eigentliche Bedeutung des Wortes selbst. Dieses bezeichnet nämlich den Stämpfel, d. h. die mannshohe, schwere, hölzerne, oben mit Eisen beschlagene Mörserkeule, mit welcher man in der umfangreichen pila Getraidekörner oder Hülsenfrüchte zu zermalmen pflegte⁴⁾, um daraus Brot oder Brei zu bereiten; es kommt auch vor von den mächtigen Stösseln, mit welchen man Kies und Kalk zermalmt und durcheinander bringt⁵⁾; wir könnten den Stössel, mit welchem unsere Pflasterer die Steine einrammen und das Pflaster festschlagen, eben auch nur 'pilum' nennen. Die Vergleichung liegt auf der Hand. Beide Instrumente sind etwa von gleicher Grösse und Schwere, beide werden in senkrechter Richtung von oben nach unten in Bewegung gesetzt⁶⁾, und nach vorhandenen Abbildungen ist es sogar wahrscheinlich, dass auch an dem Stämpfel das Längenverhältniss zwischen Griff und Keule dasselbe gewesen ist, wie an der Waffe das des Schaftes und des daraus hervorragenden Eisens, so dass nämlich jeder Theil die Hälfte der Gesamtlänge bildete.

Als Zeitpunkt und Veranlassung aber, dieses ursprüngliche Pilum in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit — dem langen und spitzen Eisen —, jedoch mit der nothwendigen Verminderung der Schaftstärke zu einer Wurfwaffe für die offene Feldschlacht umzugestalten, glaube ich noch jetzt, wie schon früher (a. O. Seite 53), mit Sicherheit den Kampf gegen Pyrrhos bezeichnen zu müssen: es lag nahe, gegenüber der fest verschildeten von Sarisen

¹⁾ Caes. b. G. V, 40. quaecumque ad proximi diei oppugnationem opus sunt, noctu comparantur; multae praeustae sudes, magnus muralium pilorum numerus instituitur. Ebenda VII, 82. (Galli) ex vallo ac turribus traieci pilis muralibus interibant.

²⁾ S. Köchly u. Rüstow griechische Kriegsschriftsteller I, S. 189 f.

³⁾ Curcul. V, 3, 11 f. quia ego ex te hodie faciam pilum catapultarium, | atque ita te nervo torquebo, itidem ut catapultae solent.

⁴⁾ Cato r. r. X. pilas duas, pilum fabarium unum, farrearium unum, seminarium unum. Plin. N. H. XVIII, 3, § 10. Pilumni (cognomen), qui pilum pistrinis invenerat. Ebenda 10, § 97 pisente pilo praeferrato — maior pars Italiae ruido utitur pilo. — Triticum — (iubet) sole siccatum pilo repeti.

⁵⁾ Cato r. r. XVIII. de glarea et calce arenato primum lorium facito, id pilis subigito. Pallad. I, 41, 1 omnia simul mista in pila contundes — picem liquidam tundes pilo. Vgl. Plaut bei Fest. p. 274, l. 29 quasi tollonem aut pilum Graecum reciproces plana via.

⁶⁾ Bloss hierauf bezieht sich die Deutung bei Varro l. Lat. V, 116. Similiter ab omine pilum, qui hostem feriret ut far pilum (so wird wohl statt des handschriftlichen perilum zu lesen sein).

starrenden Phalanx der Makedonier, welcher mit keiner blossen Handwaffe beizukommen war, zweckmässig modificiert dieselbe Wurfwaffe in Anwendung zu bringen, welche so oft gegen die Verschuldung des den Lagerwall stürmenden Feindes ihre guten Dienste geleistet hatte.

So viel von dem römischen Pilum. Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über den fränkischen Angon hinzuzufügen, welchen Lindenschmit ganz richtig aus dem römischen Pilum entstehen lässt: jenes und nicht dieses glaubt er in den zuerst gefundenen längeren Waffen dieser Art wiederzuerkennen. Hören wir zunächst die Beschreibung des Agathias¹⁾: 'es sind aber die Angonen nicht sehr kurze aber auch nicht gar zu lange Spiesse, sondern in einem Verhältniss, dass sie, wenn nöthig, ebenso gut geworfen als im Handgemenge zum Stosse verwendet werden; der grösste Theil von ihnen ist ringsum von Eisen eingeschlossen, so dass vom Holze nur ganz wenig und kaum der ganze Schuh sichtbar ist, oben aber um das Ende der Lanze ragen von beiden Seiten gekrümmte Spitzen und zwar aus der Lanzenspitze selbst hervor, welche wie Angelhaken umgebogen sind und nach unten hin stehen. Es wirft nun der fränkische Krieger im Kampfe den Angon: trifft er einen Körper, so dringt die Spitze natürlich tief ein, und weder der Verwundete selbst noch ein Anderer kann den Spiess leicht herausziehen, denn die Widerhaken hindern es, welche tief im Fleische haften und heftige Schmerzen verursachen, so dass der Feind, wenn er auch nicht gerade eine tödtliche Wunde empfangen hat, doch daran zu Grunde gehen muss; ist aber der Angon in einen Schild gefahren, so hängt er an demselben herab und muss mit dem Schilde herumbewegt werden, indem das noch übrige Ende auf dem Boden nachgeschleift wird; der Getroffene aber kann diesen Spiess weder herausziehen wegen der eingedrungenen Widerhaken, noch mit dem Schwerte durchhauen, weil er das Holz nicht erreicht, sondern das Eisen es rings umgiebt. Sieht aber dieses der Franke, so springt er rasch zu, tritt mit dem Fusse auf den Schuh des Spiesses und zieht durch diese Belastung den Schild herab, sodass die Hand des Trägers nachgibt und dadurch Kopf und Brust entblösst wird.' Soweit Agathias. Ist nun auch nicht zu leugnen, dass diese Schilderung, wie sie offenbar Reminiscenzen an das Pilum enthält, zugleich auch auf jene Funde zu passen scheint, so lässt sich andererseits nicht in Abrede stellen, dass sich doch bedeutende Differenzen finden. Vor allen Dingen erscheint es unwahrscheinlich, dass die vorliegende Waffe als Stosswaffe benutzt werden konnte: dazu ist eben das Eisen viel zu schwach, und eben aus demselben Grunde ist es auch durchaus nicht geeignet, um die von

¹⁾ Agath. II, 5. εἰσὶ δὲ οἱ ἄγγωνες δόρατα οὐ λίαν σμικρά, ἀλλ' οὐδὲ ἄγαν μεγάλα, ἀλλ' ὅσον ἀκοντίζεσθαι τε, εἴ που δεήσοι, καὶ ἐς τὰς ἀγχεμάχους παρατάξεις πρὸς τὰς ἐμβολὰς ἐφικνεῖσθαι. τούτων δὲ τὸ πλεῖστον μέρος σιδήρεω πάντοθεν περιέχεται, ὡς ἐλάχιστόν τι διαφαίνεσθαι τοῦ ξύλου καὶ μόλις ὄλον τὸν σαρωτήρα. ἄνω δὲ ἀμφὶ τὸ ἄκρον τῆς αἰχμῆς καμπύλαι τινὲς ἀκίδες ἐξέχουσιν ἐκατέρωθεν ἐξ αὐτῆς δῆπον τῆς ἐπιδορατίδος, ὥσπερ ἄγκιστρα ὑπογναπτόμενα, καὶ ἐς τὰ κάτω νενεύκασιν. καὶ οὖν ἀφίησι τυχὸν ἐν συμπλοκῇ τοῦτον δὴ τὸν ἄγγωνα Φράγκος ἀνὴρ. καὶ εἰ μὲν σώματι πον ἐγγρίψειεν, εἰσδύεται μὲν εἴσω, ὥσπερ εἰσός, ἡ αἰχμή, οὔτε δὲ αὐτὸν τὸν βληθέντα οὔτε ἄλλον τινὰ ἐρύσαι ῥαδίως ἔνεστι τὸ δόρυ. εἰργονσι γὰρ αἱ ἀκίδες ἔνδον ἐνεχόμεναι τῇ σαρκὶ καὶ πικροτέρας ἐπάγουσαι τὰς ὀδύνας, ὥστε, εἰ καὶ μὴ καιρίαν τὸν πολέμιον τραπῆναι ξυνενεχθείη, ἀλλὰ ταύτη γε διαφθαρήναι. εἰ δέ γε ἐς ἀσπίδα παγείη, ἀποκρέμαται μὲν αὐτίκα ἐξ αὐτῆς καὶ ξυμπεριάγεται συρομένου ἐν τῷ ἐδάφει τοῦ ἀπολήγοντος (ἀπολείποντος?). ὁ δὲ βληθεὶς οὔτε ἐξελκύσαι τοῦτο δὴ δύναται τὸ δόρυ διὰ τὴν εἰσδυσιν τῶν ἀκίδων οὔτε ξίφει διατεμεῖν τῷ μὴ ἐφικνεῖσθαι τοῦ ξύλου, ἀλλὰ τὸν σιδήρεον περιτετάσθαι (gew. παρατετάσθαι). ἐπειδὴ δὲ τοῦτο ἐσίδῃ ὁ Φράγκος, ὁ δὲ ἀθρόον ἐπιβὰς τῷ ποδὶ καὶ ἐμπατήσας τὸν σαρωτήρα καταβρίθει τὴν ἀσπίδα καὶ κατάγει, ὡς ὑποχαλάσαι τὴν τοῦ φέροντος χεῖρα καὶ γυμνωθῆναι τὴν κεφαλὴν καὶ τὸ στέφνον.

Agathias geschilderte Operation des Darauftretens auszuhalten. Ebenso würde es kaum der Mühe werth sein, die fraglichen Speere überhaupt mit einem Schafte zu versehen, wie ihn Agathias schildert, der rings von Eisen eingeschlossen, kaum die untere Spitze oder den Schuh frei hat, denn da die Tülle, in welche der Schaft eingelassen werden müsste, nur ganz kurz ist, so würde er auch nur wenige Zoll lang sein können und kaum diesen Namen verdienen; und es würde sich auf diese Weise die Waffe wo möglich noch weniger zum Stosse eignen. Jedenfalls also stehen auch diese, wie es heisst, in Merovingischen Gräbern gefundenen Waffen dem römischen Pilum näher als dem von Agathias beschriebenen Angon, und wenn sie daher nicht wirkliche römische Pila sind, so sind sie doch jedenfalls als eine ihnen verwandte Wurfwaffe anzusehen. Damit soll aber keineswegs die von Lindenschmit ausgesprochene Verwandtschaft des römischen Pilum und des fränkischen Angon abgeleugnet werden; ja wir sind sogar mit der weitem Bemerkung Lindenschmits einverstanden, dass auch die moderne Harpune, wenn nicht als ein unmittelbarer Nachkomme des Pilum, so doch als ein naher Verwandter desselben zu betrachten ist.

Nachdem der Vorsitzende Herrn Prof. Dr. Köchly den Dank der Versammlung für die interessanten beiden Vorträge ausgesprochen hatte, erhält Herr Dir. Klix das Wort und stellt zwei Fragen in Betreff der Stenographie:

1) Geht die Stenographie darauf hinaus, die allgemeine Bildung zu fördern, oder ist sie bloss den Zwecken der Schule dienstbar oder Zwecken ausserhalb derselben?

2) Wie soll der Unterricht in der Stenographie an Gymnasien eingeführt werden, facultativ oder obligatorisch? wo ist der Unterricht zu beginnen und wie ist er zu ertheilen?

Gratzmüller: Ich erlaube mir, geehrte Herren! an die beiden Fragen des Herrn Fragestellers anzuknüpfen, nämlich erstens, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördern soll, ob er bloss Zwecke für die Schule anstrebt oder auch Zwecke ausserhalb derselben, und zweitens, ob, wenn dieser Unterricht an Gymnasien eingeführt werden soll oder an sonstigen höhern oder mittlern Lehranstalten, derselbe facultativ oder obligatorisch zu wünschen sei und in welcher Weise derselbe ertheilt werden soll.

Was die 1. Frage anbelangt, ob der Unterricht in der Stenographie die allgemeine Bildung fördert, so ist dieselbe zu bejahen aus dem Grunde, weil die Stenographie das Mittel an die Hand gibt, nicht nur Vorträge, welche für die Studirenden in den Schulen gehalten werden, nach dem Belieben und dem Erforderniss des Hörenden in ihrer grössten Ausführlichkeit, also buchstäblich, zu fixiren, sondern auch dieselben auszugsweise mit einer Leichtigkeit darzustellen, wie das einem Currentschreiber nie und nimmermehr möglich sein wird. Man hat vielfach der Stenographie den Vorwurf der Vielschreiberei gemacht. Allein, meine Herren! mit der Kenntniss der Stenographie ist man noch nicht verpflichtet, immer und Alles zu schreiben, was man hört. Es ist ebenso in das Belieben eines der Stenographie kundigen gelegt, so viel zu schreiben von dem Vortrage als er will. Er kann Alles schreiben, aber er muss nicht. Er kann auch auszugsweise schreiben; er kann einen Vortrag mit ungemeiner Leichtigkeit im Auszug fixiren, da ihm durch die Kürze der Schrift der Faden des Vortrags nicht verloren geht. Das ist dem Currentschreiber nicht möglich. Wenn er den einen oder andern Satz aus der Rede herausgerissen zu fixiren sucht, hat er durch die mechanische Arbeit so viel Aufenthalt, dass ihm ein grosser Theil des Weitergesprochenen verloren geht,

Er hat nur ein Bruchstück erhalten und dabei den Faden, den Zusammenhang des ganzen Vortrages verloren, während ein Stenograph mit Leichtigkeit ein paar Zeichen macht — bitte aber dabei mich nicht misszuverstehen — ein paar Zeichen macht, sich einige Sätze und Bemerkungen notiert, ohne viel mit dem Schreibgeschäft zu thun zu haben und den Faden des Ganzen zu verlieren. Die Stenographie fördert also die allgemeine Bildung insofern, als Jeder, der allgemeine Bildung anstrebt, mit Memorirung und Fixirung des Gehörten in seinem Gedächtniss zu thun hat; denn im Allgemeinen wissen wir nur soviel, als wir im Gedächtnisse behalten. In allen andern Zweigen der Wissenschaft und der Kunst sind in neuerer Zeit ausserordentliche Förderungsmittel zu Tage getreten. Es ist das ganze Streben unserer Zeit, Raum und Zeit zu gewinnen, mechanische Fertigkeiten zu erreichen, Geschäfte abzukürzen, sie auf ein Minimum zu reducieren, um möglichst viel in kurzer Zeit zu gewinnen. Ich mache sie aufmerksam auf Erfindungen, die den Raum und die Zeit abkürzen wie Eisenbahnen, Telegraphen. Warum soll gerade die schreibende Hand sich in derselben Langsamkeit bewegen, wie das vor Jahrhunderten geschehen ist? Warum soll auch nicht der heutigen Generation, wenn es in der frühern Zeit nicht sein konnte, ein Mittel an die Hand gegeben werden, hierin Raum und Zeit abzukürzen, hierin Raum und Zeit zu gewinnen? Nicht bloss aber die allgemeine Bildung wird durch dieses Mittel gefördert, sondern die Stenographie dient auch ausserordentlich den Zwecken der Schule. Ich habe freilich dabei vorzüglich im Auge die freien Vorträge an Universitäten, an höheren Lehranstalten; das ist die eigentliche Erntezeit für einen Stenographen. Aber er soll zum Nachstenographieren freier Vorträge an Universitäten schon mit einer solchen Uebung gelangen, dass er die mechanisch anzueignenden Fertigkeiten überwunden, dass er bereits eine Gewandtheit im Stenographieren erlangt hat. Demgemäss wäre also die geeignetste Zeit zur Erlernung der Stenographie die Zeit des Gymnasialstudiums, und ich würde für den günstigsten Zeitpunkt zum Beginne des Stenographie-Unterrichts die erste Gymnasial-classe halten, welche ungefähr der Tertia entsprechend sein wird. Da befinden sich die Schüler im Alter von 14 oder 15 Jahren; und es hat sich gezeigt, dass die Studirenden in diesem Alter die nothwendige geistige Elasticität, die Lust die Stenographie zu erlernen und auch noch die Beweglichkeit der Hand in geeigneter Weise besitzen, um sich eine fremde Schrift anzueignen und so in Uebung zu bringen, wie die seit Jahren gelernte und geübte Current-schrift. Freilich wäre es nun traurig, wenn man constatieren müsste, am Gymnasium ist dem Studirenden, der Stenographie erlernt, gar keine Gelegenheit zur Anwendung gegeben. Indess ist das nicht der Fall. Der Studirende kann freilich nicht, wenn sein Lehrer der Stenographie nicht kundig ist, Arbeiten, welche der Correctur unterworfen sind von Seite des Lehrers, in dieser Schrift einreichen. Aber was hat nicht der Studirende alles Mögliche zu schreiben, was ihm unendlich viel Zeit von seinem Studium in Anspruch nimmt. Er hat deutsche Aufsätze zu entwerfen, er hat Präparationen, Uebersetzungen der Classiker zu schreiben. Er hat sich Excerpte aus seiner Lectüre, die entweder zu seinem Vergnügen dienen oder zu seiner Belehrung nothwendig sind, zu machen. Kurz er hat der Gelegenheiten viele zu schreiben, was ihm von der Zeit seiner Studien unendlich viel wegnimmt, und was er, wenn er auf stenographischem Wege diess vollbringen kann, gewinnt. Diese Beschäftigung im Schreiben dieser Arbeiten, wie ich sie eben bezeichnet habe, kann er schon am Gymnasium in stenographischer Schrift vornehmen und wird dadurch schon während seiner Lehr- und Uebungszeit einen grossen Gewinn von der Kunst ziehen. Bekanntlich ist auch nicht viel Zeit erforderlich, sich einige Uebung und Gewandtheit in dieser Schrift zu ver-

schaffen. Der Unterricht, wie er bei uns gegeben wird, ist derartig, dass der Schüler schon nach 4 bis 6 wöchentlichem Unterrichte, bei 2 Lehrstunden in der Woche, Gebrauch von der Stenographie machen kann; geistig Begabtere schon in der zweiten und dritten Woche, namentlich wenn sie den Rath des Lehrers befolgen, das was sie gelernt haben, gleich mitten in ihrer Currentschrift anzuwenden, wodurch sie, ohne es zu bemerken, eine Geläufigkeit in der Anwendung des Gelernten erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hat, vorausgesetzt, dass der Unterricht wenigstens 2 Stunden in der Woche gegeben wird, die Erfahrung gezeigt, dass Schüler im Stande waren, einen Vortrag mit einer Schnelligkeit von 60 bis 80 Worten in der Minute ganz geläufig und deutlich zu schreiben. Studierende haben, namentlich in diesem Alter, natürlich noch nicht Gelegenheit, und es ist ihnen auch nicht nothwendig, Vorträge von grösserer Schnelligkeit aufzuzeichnen, zumal der Unterricht bei uns ein facultativer ist und daher der Lehrer, selbst wenn er der Stenographie kundig ist, nicht bloss die Stenographen allein berücksichtigen kann, sondern auch auf die, welche der Stenographie nicht kundig sind, bei seinen Dictaten, Vorträgen u. dgl. Rücksicht nehmen muss. Im zweiten Jahre, in welchem bei uns ein praktischer Ausbildungskursus in der Stenographie gegeben wird, wird die Uebung in geläufigem Aufzeichnen mündlicher Vorträge fortgesetzt, und als Resultat zeigt sich bei der Mehrzahl, dass Vorträge von 100, 110 bis 120 Worten Schnelligkeit in der Minute von den Schülern aufgenommen werden konnten. Es kommt nicht leicht vor, dass ein Redner in einem längern Vortrage vor mehreren Zuhörern mit einer grössern Schnelligkeit spricht, als mit 120 Worten in der Minute. Spricht er schneller, so wird er unverständlich und schadet seinen Lungen. Es kommt zwar vor, dass Redner in Vorträgen von 10 bis 15 Minuten mit einer Schnelligkeit von 150 und 160 Worten in der Minute sprachen. Solche Anforderungen möchte ich an keine Gymnasiasten stellen. Es gibt welche, die mit solcher Schnelligkeit bereits am Gymnasium schrieben; aber das wäre mehr eine Anforderung an einen Stenographen von Fach, an einen Landtagsstenographen, der vielen verschiedenen Rednern in der Hitze der Debatte nachzuschreiben und das Gehörte und Geschriebene wörtlich zu redigiren hat. —

Ich komme zu Beantwortung der II. Frage, ob der Unterricht in der Stenographie facultativ oder obligatorisch vorzuziehen sei. Es haben sich zwar hie und da von Freunden der Stenographie Wünsche erhoben, den Unterricht an den mittlern Lehranstalten obligatorisch zu machen. Indess kann ich aus vieljähriger Erfahrung diesem Verlangen nicht das Wort reden. Es hat sich, bei uns wenigstens, als das Beste herausgestellt, den Unterricht frei zu geben, also die Betheiligung des Unterrichts dem freien Willen des Studierenden anheimzugeben; aber, wie das bei andern Disciplinen facultativer Art an unsern Lehranstalten vorgeschrieben ist: derjenige, welcher sich im Beginne des Schuljahres am Unterrichte zu betheiligen erklärt hat, ist gehalten dem Unterricht das ganze Jahr zu folgen. Auch unsere königliche Regierung in Bayern hat den Unterricht in der Stenographie seit dem Jahre 1854 als Facultativlehrgegenstand an unsern Gymnasien geregelt. Ich erlaube mir den Herren die Entschliessung der königlichen Regierung vom 30. September 1854 vorzulesen:

‘Nach allerhöchstem Befehl Seiner Majestät des Königs soll in Anbetracht der Gemeinnützigkeit der Stenographie und derersprießlichkeit derselben für den öffentlichen Dienst dieser Kunst immer grössere Verbreitung verschafft und hiebei insbesondere an den bereits durch Ministerialausspruch vom 20. Februar letzten Jahres vorgezeichneten Normen über Ertheilung des Unterrichts in der Stenographie festgehalten werden.

Im Vollzug dieser allerhöchsten Befehle werden folgende Verfügungen getroffen:

Es ist möglichst dahin zu wirken, dass am Sitze von Gymnasien und etwa auch von den technischen Schulen Lehrer, die ohnehin an diesen Anstalten verwendet sind, sich mit der Stenographie vertraut machen, der vorgeschriebenen Prüfung sich unterziehen und hernach einen Lehrkurs der Stenographie eröffnen, oder dass, wo diess nicht gelingt, aber dem Lehrstande nicht angehörige geprüfte Stenographen zu solcher Unterrichts-Ertheilung gewonnen werden könnten, hier die weitere Einleitung getroffen werde. Wo ein Lehrkurs der Stenographie an einer Unterrichtsanstalt eröffnet wird, treten für denselben die nemlichen disciplinären und sonstigen Normen in Wirksamkeit, welche durch die bestehenden Verordnungen und reglementären Bestimmungen für die nicht obligaten Unterrichtsgegenstände vorgezeichnet sind.

Ueber den Lehrkurs der Stenographie, wo hiernach ein solcher eröffnet wird, soll auch in den gedruckten Jahresberichten die entsprechende Veröffentlichung wie über andere nicht obligate Lehrfächer erfolgen.

Zur grösseren Anfeuerung der Lehrer und Schüler werden jenen Anstalten, an denen Lehrkurse der Stenographie gehalten werden sollen, so weit es die verfügbaren Fonds gestatten, die Mittel gegeben werden, um die Lehrer der Stenographie mit Remunerationen zu versehen und die fleissigsten Schüler des stenographischen Kurses durch unentgeltliche Abgabe von „Gabelsbergers Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst“ auszuzeichnen.

Alljährlich ist Seiner Majestät dem König Vortrag über den Fortschritt und die Verbreitung des Stenographie-Unterrichts zu erstatten.

Es ist nämlich in Bayern der Impuls zur Einführung des Unterrichtes in der Stenographie an Gymnasien und technischen Schulen von Oben ausgegangen, von Sr. Majestät dem Könige selbst, welcher Gelegenheit hatte den Nutzen der Stenographie in persönlichem Dienste zu erproben, von Seite seiner unmittelbaren Sekretäre sowohl, als auch durch Aufzeichnung von gelehrten Vorträgen, welche Se. Maj. interessirten und deshalb nachstenographiert wurden. Dadurch ist das Interesse Sr. Majestät selbst angeregt worden; und der Impuls ist sohin von oben herab gegangen. Und dieser Befehl, alljährlich Sr. Majestät dem Könige selbst Vortrag über den Fortschritt des Unterrichtes abzustatten, ist von 1854 bis 1861 ausgeführt worden; und erst jetzt, nachdem der Unterricht bereits seit mehreren Jahren an allen Gymnasien und Gewerbschulen thatsächlich besteht und blüht, ist dieser Befehl zurückgenommen worden, und genügt es, nach Vorschrift der königlichen Regierung den Jahresbericht bloss in den gewöhnlichen Schulkatalogen zu veröffentlichen. Was den Stand der Stenographie an unsern bayerischen Lehranstalten anlangt, so ist ausser dem bereits Erwähnten, dass derselbe an allen Gymnasial- und Gewerbschulen eingeführt ist, nur noch nachzutragen, dass auch an der Universität München Stenographie gelehrt wird durch denselben Lehrer, der sie auch an den Gymnasien lehrt, ferner an 3 isolierten Lateinschulen. Es wird aber gewiss nicht nur den geehrten Herrn Fragesteller, sondern auch die Mehrzahl der übrigen Herrn interessieren, den Stand des Unterrichtes in der Stenographie nach officiellm Ausweise in ganz Deutschland kennen zu lernen.

Oesterreich: An den Universitäten zu Innsbruck, Lemberg, Prag, Wien; an der Theresianischen Akademie, an der medicinischen Josephsakademie; der höheren Handelsakademie, an der Handelsakademie von Patzelt und Guttman, an der polytechnischen Schule und am geographischen Institute zu Wien; an der höheren Handelslehranstalt zu Prag; an der Handelslehranstalt zu Innsbruck; an den Gymnasien zu Wien (zu den Schotten und Piaristen, akademisches, Josephstädter), Botzen, Brixen, Cilly, Gratz, Hall, Iglau, Innsbruck, Kaschau, Klagen-

furt, Kremsmünster, Linz, Ober-Oesterreich, Marburg in Steiermark, Meran, Neusandec, Neusol, Olmütz, Pilsen, Pisek, Prag (Kleinseite und Neustädter), Pressburg, Salzburg, Spalatro, Troppau, Vinkovze, Znaim; an den Realschulen zu Wien (im Schottenfelde, auf der Wieden, am Bauernmarkt, der Vorstadt Landstrasse, in der Rossau), Brünn (Ober- und Separat-unterrealschule), Gratz, Innsbruck, Klagenfurt, Kuttendorf, Linz, Ober-Oesterreich, Mährisch Trübau, Olmütz, Pesth, Prag (deutsche und böhmische, Josephstädter Haupt- und Unterrealschule), Pressburg, Reichenberg, Troppau, am erzbischöflichen Seminar zu Salzburg und am fürstbischöflichen Knabenseminar zu Wien, an der Cadettenschule zu Hermannstadt in Siebenbürgen, an der Erziehungsanstalt Stella matutina zu Feldkirch; am Institut des Director Martin zu Leipa; an den Privatschulen von Frey, Singer und Stein zu Prag.

Preussen: An der Universität zu Königsberg; an den Gymnasien zu Hohenstein und Tilsit; an der Gewerbschule zu Königsberg; an der Stadtschule zu Osterode und der Bürgerschule zu Torgau.

Bayern: An der Universität zu München, am militär-topographischen Institut, am polytechnischen Institut und an der Pagerie zu München; an sämtlichen Gymnasien des Landes mit Ausnahme desjenigen zu Münnerstadt; an 15 Gewerbschulen; am Schullehrerseminar zu Altdorf, an den Lateinschulen zu Bamberg, Landau und Wunsiedel.

Sachsen: An der kgl. polytechnischen Anstalt zu Dresden; an der Artillerieschule, an der Kreuzschule zu Dresden durch Privatcurse des kgl. stenographischen Instituts; an den Gymnasien zu Bautzen, Leipzig (modernes Gesamtgymnasium) und Zwickau; an den Instituten von Dr. Krause und Director Albani in Dresden; des Director Meissner in Bad Elster und Winklers in Freiberg; an der Annenrealschule zu Dresden und an der Realschule zu Zwickau; an den Seminarien zu Grimma, Nossen und Plauen; an der Selecta zu Leisnig; an der Sonntagschule zu Chemnitz; an den Handelsschulen zu Freiberg und Zwickau; an Elementarschulen zu Dresden (böhmische, 3 Bürgerschulen, 5 Bezirksschulen), Pirna und Schneeberg; im Bildungsvereine für Gewerbtreibende zu Dresden.

Württemberg: Am Gymnasium und an der polytechnischen Schule zu Stuttgart.

Grossherzogthum Hessen: Am Gymnasium zu Mainz.

Sachsen-Weimar: An der Realschule zu Weimar.

Sachsen-Meiningen: Am Gymnasium und Seminar zu Hildburghausen.

Reuss: An der Handelsschule zu Gera.

Bremen: An der Realschule des Dr. Lüders, der Lehranstalt des Dr. Arnold, an der Bürgerschule des Herrn Ernsting; an der höhern Lehranstalt des Herrn Meyer.

Frankfurt a. M.: An der Musterschule; am Erziehungsinstitut der Herren Scheib und Geisov; an der höheren Gewerbschule.

Dänemark: An der deutschen Realschule zu Kopenhagen.

Griechenland: An der Universität und der polytechnischen Schule zu Athen.

Russland: An der lutherischen Schule zu Odessa.

Es wird also an 7 Universitäten, 66 Gymnasien und 99 andern Schulen Stenographie gelehrt. Aus diesem Berichte ist zu ersehen, dass die Gabelsbergersche Stenographie auch auf andere Sprachen übertragen ist: auf die dänische — in Kopenhagen werden die Landtagsverhandlungen in Gabelsberger-stenographischer Schrift aufgenommen —, auf die neugriechische — die Parlamentsverhandlungen zu Athen ebenfalls u. s. w. —, ferner in's Russische, Illyrische, Böhmische, Schwedische, Italienische — und in alle diese Sprachen mit Erfolg bereits seit

Jahren; in neuerer Zeit in's Englische und Französische. In England bestehen bereits 2 Gabelsberger Stenographenvereine und wird daselbst mit Erfolg das Gabelsbergersche System neben dem einheimischen angewendet.

Es ist noch zu erwähnen, welche Momente vorzüglich dazu beigetragen haben, den Unterricht in der Stenographie in Bayern so schnell zu Verbreitung und Erfolg zu bringen. Nämlich 1) der Umstand, dass in Bayern nur das Gabelsbergersche System beim Unterrichte zugelassen wird. Dasselbe ist auch in Oesterreich der Fall mit Ausnahme der Universitäten, an welchen auch andere Systeme vorgetragen werden können. 2) Es ist in Bayern ein bestimmtes Lehrbuch vorgeschrieben, an welches die Lehrer sich zu halten haben, also Einheit des Unterrichts. 3) Seit 1842 ist durch unsere bayerische Regierung dafür gesorgt, dass nur solche Stenographen, deren Befähigung durch eine Prüfungscommission nachgewiesen ist, die Stenographie lehren dürfen, sowohl an Gymnasien und Realschulen, als auch im Privatunterrichte.

Es wäre — namentlich für solche Herren, welchen die Gabelsbergersche Stenographie bis jetzt weder durch eigene Kenntniss derselben, noch durch einige Lectüre darüber bekannt ist — interessant, näher in das System Gabelsberger's einzugehen. Ich glaube die Zeit erlaubt es nicht, sich des Weitern darüber zu verbreiten. Ich möchte mir aber nur erlauben, Ihnen einige Punkte vorzuführen, um einen kleinen Einblick in's System zu gewähren. Es ist vor Allem ganz falsch, wenn man sich vorstellt, diese Schrift sei ein Conglomerat von willkürlich angenommenen Zeichen. Dagegen spricht schon, dass der Knabe von 12 bis 14 Jahren die Stenographie lernen kann und zwar mit Erfolg. Sie ist eine aus Buchstaben bestehende Schrift, die aber kürzer, einfacher gestaltet sind als die Buchstaben der Currentschrift, wobei ein Hauptaugenmerk auf die Consonanten und deren Verbindungsfähigkeit gerichtet ist. Dies ist nun namentlich für den Bau unserer deutschen Sprache nothwendig und von grossem Vortheile. Bekanntlich ist unsere Sprache sehr consonantenreich, so dass sich oft in einem Wort 6 bis 8 Consonanten finden. Es ist also eine Schrift nothwendig, um den Zweck der Schnelligkeit zu erreichen, welche ausserordentlich Verbindungsfähige Buchstaben hat. Das ist nun das erste Mittel, durch welches dieser Zweck erreicht wird: einfachere, Verbindungsfähigere Buchstaben oder Zeichen. Dieselben sind in einer Weise gestaltet, dass die Erlernung derselben keiner Schwierigkeit unterliegt. Jeder lernt das ganze Alphabet im ersten Vortrag, der darüber gehalten wird. Es sind alle die Züge als Buchstaben oder als Theile der Buchstaben unserer Currentschrift nachzuweisen — sei es der deutschen oder lateinischen Currentschrift. Man nennt diesen Theil des Systems, in welchem die Buchstaben gelehrt werden und die Verbindung derselben, die Wortbildung. Der zweite Theil des Systems besteht in der Wortkürzung, nämlich in der Lehre der Kürzung der einzelnen Redetheile. Es werden grammatisch die verschiedenen Redetheile durchgenommen, Declination, Conjugation der Hilfszeitwörter, der regelmässigen und mangelhaften Zeitwörter, die Präpositionen — und die verschiedenen Vortheile der Kürzung beim Gebrauche erörtert — die Pronomina, die Vorsylben und Nachsylben. Der dritte Theil besteht in der Satzkürzung, in der logischen Satzkürzung, früher von Gabelsberger selbst Prädicatkürzung genannt, weil das Prädicat im Satze die meiste Gelegenheit zum Kürzen darbietet. Die Herren mögen aber nicht glauben, dass es in das Belieben des Stenographen gestellt wäre, manche Worte gänzlich auszulassen oder einen Satz, der aus mehreren Bestandtheilen besteht, zusammenzuziehen in einen Satz. Denn wäre diess der Fall, so wäre der Stenograph nicht im Stande, eine wörtliche Wiedergabe des Gesprochenen zu geben, selbst bei dem treuesten Gedächtnisse; sondern die Satzkürzung ist begründet auf die logische Aufeinanderwirkung aller

Satztheile. Aus diesen drei Abtheilungen besteht das ganze Gabelsbergersche System: Wortbildung, Wortkürzung und Satzkürzung. —

Es ist nun auch noch zu erwähnen, dass namentlich in Preussen und in einigen Gegenden Sachsens neben dem Gabelsbergerschen System noch ein anderes zur Geltung gelangt ist, das von Stolze in Berlin. Natürlich wird von den Anhängern desselben behauptet, dass es viel vorzüglicher sei, als das Gabelsbergersche System. Es ist hier nicht der Ort, sich in eine Kritik hierüber einzulassen. Aber das möge mir erlaubt sein anzuführen, dass das Stolze'sche System nur für solche geeignet ist zur Erlernung, welche eine schöne Handschrift besitzen, welche Kalligraphen sind, was bei der Gabelsbergerschen Stenographie nicht nothwendig ist. Der schlechteste Currentschreiber kann dieselbe erlernen. Ich habe Beispiele nach Hunderten erfahren, dass die schlechtesten Currentschreiber ihre Currentschrift durch die Erlernung der Stenographie verbesserten. Auch das ist mir vorgekommen, dass die schlechte Currentschrift beibehalten wurde, aber die stenographische Schrift hinsichtlich ihrer Schönheit in gar keinem Verhältnisse zur Currentschrift stand, dass dieselben Schüler schön stenographierten und schlecht current schrieben. Ein zweites Moment, welches die Erlernung der Stolze'schen Stenographie erschwert, liegt darin, dass sie in ihren eigenen Schriftzügen keine Zeile bietet, während die Gabelsbergersche die Zeile mit der Currentschrift gemein hat. In der Stolze'schen Schrift kann es vorkommen, dass ganze Sätze über die Zeile geschrieben werden. Es muss also eine eingebildete Zeile oder vielmehr eine wirklich gezogene Linie vorhanden sein, während die Gabelsbergersche Stenographie diess nicht nothwendig hat. Und endlich ein dritter Nachtheil des Stolze'schen Systems liegt darin, dass ein und dasselbe Zeichen, nur nach seiner verschiedenen grössern oder kleineren Gestaltung, für mehrere Buchstaben dient. Das ist nun ein Umstand, der bei der schnellen Anwendung zu grosser Undeutlichkeit führen muss, da gleiche Zeichen für ganz verschiedene Buchstaben, nicht etwa für verwandte angenommen werden, wie d und t, b und p. Zum Schlusse meines Vortrags möchte ich mir erlauben, ein Urtheil eines preussischen Gelehrten, des Philosophen Dr. Rosenkranz in Königsberg, über die Gabelsbergersche Stenographie vorzulesen, wie er dasselbe in einer Festrede, die er beim Stiftungsfeste des dortigen Stenographen-Centralvereins gehalten, ausgesprochen hat:

‘Wovon hängt das Gedeihen der Stenographie ab? Es hängt von zweierlei ab, einmal von der richtigen Auffassung und zweitens von dem Bedürfniss, denn es hat sich gezeigt, dass in sehr vielen Städten anfangs ein guter Wille dagewesen ist; es haben sich Associationen gebildet und man hat mit grosser Hingebung zu schreiben angefangen, aber nach Verlauf von einigen Jahren ist der Eifer erkaltet. Das ist oft die Folge einer falschen Erwartung gewesen, denn es sind viele an die Stenographie herangegangen, als wenn es eine Kunst und Wissenschaft in höherem Sinne wäre. Die Stenographie ist allerdings eine Kunst, aber eine technische, eine Zeichenschrift, bei der es auf Leichtigkeit und Zweckmässigkeit ankommt. Der Verstand muss das ganze Gebiet dominieren, es ist nicht eine Kunst, in welcher der Schönheitssinn befriedigt wird. Diese Erwartung, als ob man für seine Anschauungen dort irgend etwas Besonderes finden würde, ist desshalb völlig ungerechtfertigt. Die Stenographie ist auch keine Wissenschaft wie die Mathematik oder Grammatik, sie ist eine Wissenschaft nur insofern, als man das Princip kennen lernen muss, aus welchem die Zeichen mit rationeller Consequenz hervorgegangen sind. Aber zuletzt muss man sich doch an ein fixirtes System anschliessen. Es erwarte also Niemand von der Stenographie, was sie nicht gewähren kann: Ideen werden in ihr nicht weiter offenbart, sondern zuletzt kommt es darauf hinaus, dass

man eine gewisse Technik sich aneignet. Je klarer Jemand darüber ist, was er durch die Stenographie erreichen kann, um so mehr wird er sich mit Erfolg der Stenographie widmen, die auch bereits ein Lebensberuf zu werden angefangen hat. Zweitens hängt das Gedeihen der Stenographie vom Bedürfniss ab. Man kann aus Liebhaberei und aus wissenschaftlichen Zwecken Stenograph werden; aber wenn ein noch grösserer Ernst da ist, so ist diess wünschenswerth, das Bedürfniss muss sich aus der individuellen Stellung, die ein Jeder im Leben einnimmt, erzeugen. Derjenige, der nothwendiger Weise viel und schnell zu schreiben hat, dem es darauf ankommt, nur einen kleinen Raum auszufüllen, dem wird es lohnen, Stenograph zu werden, dem wird die Stenographie vom grössten Nutzen sein. Dahin müssen wir eine Menge unserer Geschäftsmänner rechnen; denn unsere heutigen Verhältnisse erfordern immer mehr Beschränkung von Raum und Zeit. Auch der Reisende kann gerade durch die Stenographie seine Beobachtungen in der grössten Schnelligkeit fixieren, namentlich da, wo das Schreiben selbst in den Verdacht der Zauberei bringen kann, wie es in Afrika vorgekommen ist. Wenn der berühmte Reisende Burkhart in Afrika hätte stenographieren können, wie vortrefflich wäre das gewesen! Ebenso wäre sie Owerveg zu Statten gekommen, der am Tsadsee viele Mühen hatte, seine Journale zu führen. Sodann gehört die Stenographie dem öffentlichen Gerichtswesen und dem politischen Leben an. Das habe ich gar nicht weiter auseinander zu setzen. Da nun die Stenographie mit der Oeffentlichkeit unseres ganzen Lebens in einem solch engen Zusammenhange steht, so wollen wir wünschen, dass Deutschland wenigstens in dieser Beziehung einiger werde, mehr als in anderen. Wir alle wünschen die Einigung Deutschlands in wahren Geiste; aber diese Einigung wird wahrscheinlich weniger durch die diplomatische Politik, als durch die realen Interessen herbeigeführt werden.'

Es wären noch mehrere derartige Aussprüche in diesem Vortrage enthalten; aber ich glaube, es ist so ziemlich das mir zugemessene Zeitmass erreicht und begnüge mich mit dem, was ich über die Anwendung der Stenographie und Einführung des Unterrichts gesagt habe.

von Jan. Obgleich ich selbst von der Stenographie leider nichts verstehe, so erlauben Sie mir doch einige Worte aus meiner Erfahrung zu sprechen. Mein Sohn, Lehrer der Stenographie an dem Gymnasium zu Schweinfurt, erlernte die Stenographie zu einer Zeit, wo noch kein Lehrer da war, gleichsam von selbst mit Hilfe eines Lehrbuches und eines ältern Mitschülers, der sich mit ihm zugleich einübte. Mein Sohn hatte das Unglück, sich die rechte Hand zu verletzen, so dass er nicht längere Zeit anhaltend schreiben konnte und fürchtete, dass er die Vorträge an der Universität, wo er Jura studieren sollte, nicht nachschreiben könnte. Allein er war im Stande alle Vorträge im Ganzen nachzuschreiben. Man macht der Stenographie den Vorwurf, dass man das Geschriebene nicht wieder lesen könne, dass man es umschreiben müsse. Allein dem muss ich aus Erfahrung widersprechen. Denn ich habe meinen Sohn oft an verschiedenen Stellen seiner Collegienhefte vorlesen lassen; und das konnte er ganz geläufig. Er hat auch zu seinen Studien nie etwas Anderes als sein Manuscript benützt. Ich wollte nur bemerken, dass für die Universitäten ein wenn auch mangelhafter Unterricht von grösster Bedeutung ist, da es meinem Sohne ausserdem nicht möglich gewesen wäre, die Vorträge nachzuschreiben.

Präsident stellt an Herrn Gratzmüller die Frage: Von wo haben Sie in Bayern, als von Allerhöchster Stelle der Unterricht befohlen wurde, die Lehrer erhalten?

Gratzmüller. Ich glaube die Frage, woher Stenographielehrer kamen, unschwer be-

antworten zu können. Der Unterricht, wie er in Bayern organisiert ist, hat die Stenographen in Bayern nicht überrascht, als der Befehl von Allerhöchster Stelle gegeben wurde. Bereits seit 1819 wurden von Gabelsberger und einigen seiner Schüler die Verhandlungen des Landtags in Bayern wörtlich aufgenommen, wie es die gedruckten Berichte seitdem zeigen. Es ist also schon durch den Unterricht Gabelsbergers selbst eine grosse Anzahl von Stenographen zur Verfügung gewesen, welche im Stande waren, den Unterricht zu übernehmen. Ausserdem hat sich, namentlich seit dem Tode Gabelsbergers, eine grosse Anzahl von Vereinen in Bayern gebildet, welche es sich zur Aufgabe machten, durch Unterricht die Stenographie zu verbreiten. Dieser Unterricht ist nicht nur Studierenden privatim ertheilt worden, sondern auch Männern verschiedenen Standes und Berufes, wie das auch seit Jahren hier in Augsburg der Fall ist, indem von Seiten des Vereines jährlich ein Unterrichtscurs eröffnet wird, an welchem sich Erwachsene verschiedener Stände und Berufszweige betheiligen und auch derartige Fortschritte machen, dass sie in kurzer Zeit in ihrem Berufe davon Gebrauch machen können. Es ist also in Bayern keine Ueberraschung gewesen, wie der Unterricht in der Stenographie von Oben herab festgesetzt wurde. Es waren Kräfte vorhanden, nur nicht überall. Lehrer an den Gymnasien selbst ertheilten stenographischen Unterricht. Es ist mit der Zeit auch von den verschiedenen Vereinen Unterricht an Gymnasialprofessoren ertheilt worden, wie z. B. in Neuburg a. D., an welchem Gymnasium sämtliche Lehrer mit Ausnahme eines Einzigen der Stenographie kundig sind.

Präsident. Wenn Sie nun Anfangs eine Anzahl von auswärtigen Lehrern hatten, in welchem Verhältnisse zu den Schülern und zu dem Lehrer-Collegium standen diese?

Gratzmüller. In derselben Stellung, wie z. B. die Lehrer der englischen und italienischen Sprache, die am Gymnasium ihre Unterrichtsstunden geben.

Präsident. Bei uns in Preussen ist kein ganzer Jahreskurs erforderlich; an meiner eigenen Schule haben die Schüler weniger Zeit gebraucht, um Stenographie zu erlernen. Ist das vielleicht bei Ihnen nothwendig?

Gratzmüller. Insofern, als die Fertigkeit von sämtlichen Schülern erreicht werden soll. Es sind eben auch schwache darunter, auf welche Rücksicht genommen werden muss. Befähigtere leisten schon in der 5. und 6. Woche so viel, als andere am Schlusse des Jahres.

Präsident. Und endlich eine Finanzfrage: In welcher Weise sind die Lehrer der Stenographie besoldet worden?

Gratzmüller. Da ist nun in Bayern eine grosse Aufopferungsfähigkeit zu Tage getreten. Namentlich haben viele unentgeltlich den Unterricht ertheilt. Andere sind von den Schülern honorirt worden. Jetzt ist es so bei uns, dass den Lehrern eine jährliche Remuneration von je 60, 70 bis 100 fl. zukommt.

Präsident. Ich nehme an, dass an Ihrem Gymnasium sich 200 Schüler befinden. Wie viele betheiligen sich denn da am stenographischen Unterricht?

Gratzmüller. In der Regel lernen die Schüler der ersten Gymnasial-Classe Stenographie, und da kann es vorkommen, dass von ungefähr 40 Schülern höchstens 4 oder 5 vom Unterricht wegbleiben; hie und da auch gar Keiner.

Der Präsident stellt die Frage: Ist diese grosse Zahl vielleicht nur an Ihrer Anstalt? Darauf erwiedert Gratzmüller und einige andere Herren aus Bayern, dass die Betheiligung allerdings nicht überall gleich gross sein möge, aber im Ganzen eine rege sei.

Eine Anfrage von Director Classen in Frankfurt: Bedürfen die Schüler ausser den zwei Stunden noch besonderer Nachhilfe oder erwächst ihnen eine besondere Hausarbeit dadurch? — wird verneint. Eben deshalb habe man Jahrescurse eingeführt, weil ein grosser Theil der Schüler wenig Zeit auf häusliche Uebung in der Stenographie verwenden könne.

Eine zweite Anfrage Classens, ob andere Unterrichtszweige durch den stenographischen Unterricht gestört seien, wurde gleichfalls verneint.

Der Präsident spricht den Dank für die zahlreiche Betheiligung an den Verhandlungen aus und die Bitte, dass diejenigen Herren, welche im nächsten Jahre die Versammlung in Meissen besuchen wollen, sich geeignete Stoffe zurechtlegen und dem Präsidium vorher mittheilen möchten. Er wünscht, dass die Herren, die zum ersten Male den Verhandlungen beiwohnten, wenigstens die Lust gewonnen haben auch ferner sich zu betheiligen, und empfiehlt sich deren freundlichem Andenken.

Statistik des stenographischen Unterrichts an den Gymnasien in Bayern.

Schuljahr 1861/62.

Zahl d. betheil. Gymnasiasten.		Zahl d. betheil. Gymnasiasten	
Amberg	17	Münnerstadt (im verfloss. Schul-	
Ansbach	(nicht angegeben) 6 belobt.	jahre kein sten. Unterricht)	
Aschaffenburg	40	Neuburg a. D.	30
Augsburg	St. Anna 31 } St. Stephan 67 }	Nürnberg	(nicht angegeben)
Bamberg	70	Passau	11
Bayreuth	36	Regensburg	19
Dillingen	33	Scheyern	13
Eichstädt	45	Schweinfurt	14
Erlangen	(nicht angegeben) 11 belobt.	Speier	28
Freising	52	Straubing	30
Hof	(nicht angegeben)	Würzburg	38
Kempten	30	Zweibrücken	62
Landshut	66	An isolierten Lateinschulen:	
Metten	48	Günzburg	8 Schüler.
München (3 Gymnasien)	78	Landau i/Pf.	8 „
		891 Schüler.	

Von 29 Gymnasien hatten 28 stenographischen Unterricht. Von 4 Gymnasien ist die stenogr. Schülerzahl nicht bekannt gegeben; von 2 sind nur die Belobten bekannt gegeben.

Dir. Gratzmüller.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

- | | |
|--|--------------------------------|
| 1. Arnold in München. | 35. Lamparter in Tübingen. |
| 2. Dr. Autenrieth in Erlangen. | 36. Leonhard in Ellwangen. |
| 3. Bäumlein in Maulbronn. | 37. Linsmayer in München. |
| 4. Bacher in Oettingen. | 38. Lössl in Augsburg. |
| 5. Bauer in Ansbach. | 39. Dr. M. Mezger in Augsburg. |
| 6. Bauer in München. | 40. W. Mezger in Augsburg. |
| 7. Biel in Neustadt a/A. | 41. Dr. Müller in Hannover. |
| 8. Bieringer in Kitzingen. | 42. Müller in Zweibrücken. |
| 9. Butters in Zweibrücken. | 43. Nagler in Augsburg. |
| 10. Dr. Classen in Frankfurt. | 44. Oeffner in Zweibrücken. |
| 11. Dr. Cron in Augsburg. | 45. Oppenrieder in Augsburg. |
| 12. Daniel in Halle. | 46. Piringer in Kremsmünster. |
| 13. Dr. Dietsch in Plauen. | 47. Dr. Raspe in Güstrow. |
| 14. Dr. Doederlein in Erlangen. | 48. Rauch in Augsburg. |
| 15. Döhlemann in Neustadt a/A. | 49. Rehm in Memmingen. |
| 16. Dombart in Nürnberg. | 50. Reinlein in Augsburg. |
| 17. Dorfmueller in Augsburg. | 51. Riedenauer in Kempten. |
| 18. Dreykorn in Zweibrücken. | 52. Ritter in Dessau. |
| 19. Dr. Eckstein in Halle. | 53. Rott in Passau. |
| 20. Dr. Enderlein in Schweinfurt. | 54. Dr. Schiller in Ansbach. |
| 21. Dr. Firnhaber in Wiesbaden. | 55. Schmitz in Regensburg. |
| 22. Dr. Fischer in Greifswalde. | 56. D. Schnitzer in Ellwangen. |
| 23. Gebhardt in Hof. | 57. Schöntag in Augsburg. |
| 24. Director Dr. Geffers in Göttingen. | 58. Dr. Simon in Edenkoben. |
| 25. Dr. Giesebrecht in München. | 59. Staehlin in Augsburg. |
| 26. Gürsching in Augsburg. | 60. Staehlin in Nördlingen. |
| 27. Haug in Reutlingen. | 61. Stanko in München. |
| 28. Högg in Ellwangen. | 62. Stengel in Augsburg. |
| 29. Dr. v. Jan in Schweinfurt. | 63. Weiss in Bergzabern. |
| 30. Director Dr. Klix in Glogau. | 64. Westermayer in Baireuth. |
| 31. Kohl in Memmingen. | 65. Dr. Wiegand in Worms. |
| 32. Krafft in Neustadt a/H. | 66. Dr. Wolff in Berlin. |
| 33. Kratz in Stuttgart. | 67. Zettel in Eichstädt. |
| 34. Kurz in München. | |

Protocolle der Sitzungen der germanistischen Section.

Die neue Abzweigung der Philologenversammlung, die germanistische Section, die im vorigen Jahre in Frankfurt auf Antrag der Proff. Bartsch, Rud. v. Raumer und Wilh. Wackernagel war beschlossen worden, trat dieses Mal zuerst zusammen und constituirte sich.

Die eingeschriebenen Mitglieder waren:

- | | |
|---|--|
| 1. Dr. Barack, fürstl. Hofbibliothekar in Donaueschingen. | 17. Dr. Hoffmann aus Augsburg. |
| 2. Dr. Karl Bartsch, Prof. in Rostock. | 18. Hoffmann v. Fallersleben, Prof. in Corvey. |
| 3. Amand Baumgarten, Prof. in Kremsmünster. | 19. H. Högg, Prof. in Ellwangen. |
| 4. Dr. Anton Birlinger aus München. | 20. Dr. H. Holland aus München. |
| 5. Dr. Julius Braun aus München. | 21. Dr. Reinhold Köhler, grossherz. Bibliothekar in Weimar. |
| 6. Luitpold Brunner, Prof. in Augsburg. | 22. Dr. M. Lexer aus Nürnberg. |
| 7. Dr. Crecelius, Gymnasiallehrer in Elberfeld. | 23. Lindenborn, Gymnasiallehrer in Halle a/S. |
| 8. Joseph Diemer, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien. | 24. Dr. Moriz Mezger, Studienlehrer in Augsburg. |
| 9. Director Dr. Dietsch aus Plauen. | 25. Ludwig Müller, Studienlehrer in Nördlingen. |
| 10. Dr. Heinrich Fischer, Gymnasiallehrer in Greifswalde. | 26. Adolf Mussafia, Prof. in Wien. |
| 11. Dr. Frauer, Prof. am Gymnasium in Schaffhausen. | 27. J. Opel, Gymnasiallehrer in Halle a/S. |
| 12. Dr. G. K. Frommann, Bibliotheksvorstand des germanischen Museums in Nürnberg. | 28. Dr. Rudolf v. Raumer, Prof. in Erlangen. |
| 13. Benedict Greiff, Studienlehrer und Bibliothekar in Augsburg. | 29. Dr. Peter Riepl, Gymnasiallehrer in Linz. |
| 14. Dr. Heinzel, Gymnasiallehrer in Linz. | 30. Dr. Schad, Subrector in Kitzingen. |
| 15. Th. Herberger, Archivar in Augsburg. | 31. Dr. Schnitzer, Prof. in Ellwangen. |
| 16. Dr. Hertz, Privatdocent in München. | 32. Ludwig Sieber, Gymnasiallehrer in Basel. |
| | 33. R. F. Ch. Vilmar, Prof. und Consistorialrath in Marburg. |
| | 34. W. Wackernagel, Prof. in Basel. |
| | 35. Gustav v. Wohnlich aus Augsburg. |
| | 36. M. Zillober, Prof. in Augsburg. |

In der ersten Sitzung (24. Septbr.) wurden zuvörderst durch Acclamation Wilh. Wackernagel zum Vorsitz und Rud. v. Raumer zu dessen Stellvertreter, zu Schreibern aber auf Vorschlag des Vorsitzenden Lexer und Fischer gewählt.

Nach einer kurzen Eröffnungsrede Wackernagels, welche auf die Bedeutung dieser Section und auf die Zweckmässigkeit hinwies, dass sich in ihr mit den eigentlichen Germanisten die Forscher der romanischen und der slavischen Sprache und Litteratur vereinigen möchten, ward ein von R. v. Raumer vorgelegter Statutenentwurf berathen und derselbe mit geringen Abänderungen angenommen, wie folgt.

§. 1. Der Verein germanistischer Philologen bildet eine Abtheilung des deutschen Philologenvereines.

§. 2. Jeder germanistische Philologe, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 3. Die wissenschaftlichen Vertreter der romanischen und der osteuropäischen Philologie werden als Mitglieder der germanistischen Abtheilung betrachtet.

§. 4. Der Verein germanistischer Philologen ordnet sich der allgemeinen deutschen Philologenversammlung in folgender Weise ein:

Die germanistischen Philologen betheiligen sich an der Eröffnungssitzung der Philologenversammlung. Nach deren Schluss versammeln sie sich in dem ihnen zugewiesenen Locale zur Abhaltung ihrer ersten Sitzung.

Ihre zweite und dritte Sitzung halten die germanistischen Philologen am zweiten und dritten Tage der Versammlung in der Weise, dass wenigstens an einem Tage die für die pädagogische Section bestimmten Stunden frei bleiben.

An der Schlussitzung der Hauptversammlung nehmen die germanistischen Philologen wieder Theil.

§. 5. In der dritten Sitzung wählen die Mitglieder des Vereines einen Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung und dessen Stellvertreter.

§. 6. Im Beginne ihrer ersten Sondersitzung zeichnen sich die Mitglieder des Vereines in ein dazu aufliegendes Buch ein und bestellen dann nach dem Vorschlage des Vorsitzenden zwei Schriftführer.

§. 7. In den Sitzungen der germanistischen Philologen finden statt:

a) Zusammenhängende Vorträge über die Fragen der germanischen wie der romanischen und ost-europäischen Philologie und Besprechungen über den Inhalt dieser Vorträge.

b) Mittheilungen und Besprechungen über die Fragen der Wissenschaft und über Angelegenheiten des Vereines.

Hierauf folgte eine Mittheilung Siebers über die in seinem Heimathland unternommenen Arbeiten für ein neues Schweizerisches Idiotikon; es knüpfte sich daran von Seiten der Herren Frommann, Vilmar und Wackernagel eine Besprechung über das zweckmässigste Verfahren, das in solchen Fällen beim Sammeln des Stoffes zu beobachten, und über die Frage, ob nur der gegenwärtig lebende oder auch der ausgestorbene frühere Bestand einer Mundart zu berücksichtigen sei. Weiter forderte R. v. Raumer (nicht umsonst) zu thatkräftiger Unterstützung auf, damit Frommanns Zeitschrift für die deutschen Mundarten wieder ins Leben könne gerufen werden; Bartsch aber im Auftrage Adelbert v. Kellers berichtete, wie weit dessen Arbeit über die Mundart Schwabens bereits gediehen sei, und ersuchte um Beiträge, namentlich aus älteren Quellen.

Die zweite Sitzung (25. Septbr.) eröffnete Braun mit einer Reihe mythologisch-etymologischer Zusammenstellungen, deren Zweck die Zurückführung der 'nordischen Ideenkreise' auf ägyptischen Ursprung war. Ein hierauf folgender längerer Vortrag Rud. v. Raumer's suchte zu beweisen, dass die deutsche Sprachforschung von der Beobachtung der Gegenwart ausgehen und von der hier gewonnenen Grundlage aus in die vergangenen, nur durch die Schrift überlieferten Sprachzustände eindringen müsse. Der Vortragende führte dies

in besonderer Beziehung auf Mundart und Schriftsprache aus und zeigte, wie sich die verschiedene Natur dieser beiden aus der verschiedenen Art ihrer Fortpflanzung erklärt. Die daran anschliessende Verhandlung (Fischer, Raumer, Vilmar, Wackernagel) erörterte namentlich die Frage, in welchem Verhältniss die vorgetragenen Ansichten zu denen Jac. Grimms stehen.

Zum Beginn der dritten Sitzung (26. Septbr.) ward statutengemäss die Wahl der Vorsitzenden für die nächstjährige Versammlung vorgenommen. Man beschloss dieselben unter den Gelehrten Leipzigs zu suchen, und ward sonach Hr. Prof. Zarncke zum Vorsitz, Hr. Prof. Moebius zu dessen Stellvertreter erwählt. Sodann ein Vortrag, der letzte dieser Zusammenkunft, von Bartsch über die Fragen: Ist das deutsche Volksepos aus Liedern hervorgegangen, und ist diese Entstehung an unserem Nibelungenliede nachweisbar? Die erste dieser Fragen wurde zwar bejaht, die letztere jedoch verneint, da die durchgehend gleichmässigen Eigenthümlichkeiten des Reimes, die mit erschöpfender Genauigkeit nachgewiesen wurden, es nicht gestatteten für das Nibelungenlied mehr als einen Dichter anzunehmen; zugleich ward dargethan, dass für Herstellung des richtigen Textes weder die Handschrift A noch die Handschrift C einen ausschliesslichen Vorzug ansprechen dürfe. Bei der Verhandlung, die wegen vorgerückter Zeit auf

die vierte Sitzung (27. Septbr.) musste verschoben werden, und an der sich ausser Bartsch, Fischer und Wackernagel auch Gäste aus andern Sectionen (die Herren Hassler und Köchly) betheiligten, trat nur Wackernagel für die Theorie Lachmanns und nur für das Wesentliche darin auf: jene gleichmässig österreichische Art des Reimes habe sich ebenso nothwendig ergeben müssen, wenn die einzelnen Lieder alle in Oesterreich gesammelt und von einem Oesterreicher verarbeitet wurden; der neulichen Annahme Pfeiffers, dass das Nibelungenlied von dem Kürenberger gedichtet sei, fehle jede Begründung. Allerdings beruhe auch die Lachmann'sche Wiederherstellung der alten Lieder nicht überall auf sicherem Grunde, da gewiss über dieselben nicht bloss eine Erweiterung, sondern auch mannigfache Kürzung und sonstige Aenderung ergangen sei; manche von den Strophen, die nur B und C enthalten, möge nicht erst später zugesetzt sein, sondern aus den noch fortlebenden alten Liedern entnommen. Schliesslich brachte Rud. v. Raumer noch den Wunsch Konrad Hofmanns zur Sprache, dass die Section für eine kritische Ausgabe sämmtlicher althochdeutschen Glossen sorgen möchte, und ward sodann durch einige Dank- und Abschiedsworte des Vorsitzenden die diessjährige Versammlung für geschlossen erklärt.

Noch ist zu erwähnen, dass den Germanisten auf Anlass dieser ihrer ersten Zusammenkunft Birlingers Schrift über die Augsburger Mundart und Greiffs Ausgabe der Augsburger Bruchstücke von Wernher's Marienleben zugeeignet worden; ausserdem ward ihnen zur Vertheilung die neue Bearbeitung der Skeirein von Vollmer und zur Niederlegung in der Stadtbibliothek Diemers Genesis und Exodus überreicht.



1. Die Bedeutung der geographischen Lage für die Entwicklung der Wirtschaft.
 2. Die Bedeutung der geographischen Lage für die Entwicklung der Kultur.
 3. Die Bedeutung der geographischen Lage für die Entwicklung der Politik.
 4. Die Bedeutung der geographischen Lage für die Entwicklung der Wissenschaft.
 5. Die Bedeutung der geographischen Lage für die Entwicklung der Kunst.

Die erste Section ist die allgemeine Einleitung, welche die Wichtigkeit der Sache darlegt, und die Gründe anführt, weshalb eine solche Untersuchung nöthig ist. Die zweite Section enthält die Darstellung der Geschichte der Wissenschaften, welche mit der Sache in Verbindung stehen. Die dritte Section enthält die Darstellung der gegenwärtigen Lage der Sache, und die vierte Section enthält die Darstellung der Mittel, welche zur Aufklärung der Sache nöthig sind.



Zür. 4^e Aug

Congress

Nr. 3

Verhandlungen der einundzwanzigsten Versammlung Deutscher Philologen und
Schulmänner in Augsburg vom 24. bis 27. September 1862

Leipzig 1863

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- 4 Aug 223 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11206200-4